anxa
84-B
30801
c.1

Böcklin-Memoiren

Tagebuchblätter
von
Böcklin's Gattin
Angela.

Böcklin Memoiren

61/273

Böcklin Memoiren

Tagebuchblätter von Böcklins Gattin Angela

Mit dem gesamten brieflichen
Nachlaß herausgegeben von

Ferdinand Runkel.

Internationale Verlagsanstalt
für Kunst und Literatur ⁘ G. m. b. H. ⁘ Berlin W 50

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck auch einzelner Teile verboten.

Copyright 1910 by Internationale Verlags=
anſtalt für Kunſt und Literatur.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Vorwort.

Al regresso heißt die Station, wo ſich die zwiſchen Florenz und Fiesole verkehrenden elektriſchen Straßenbahnwagen kreuzen. Von dort führt ein Seitenweg ſteil abwärts. Er läuft zwiſchen Mauern, über die Roſen und Glyzinien hängen, und ein rauſchendes Bächlein läuft mit. Am Ende ſind zwei Tore, ein rotes und ein blaues, das rote iſt der Nebeneingang zur Villa Bellagio, in der Arnold Böcklin ſtarb, jetzt in anderem Beſitz; das blaue Tor führt zur Villa Bencista, dem Beſitz von Frau Angela Böcklin.

Es iſt ein weiter Garten voll Oliven, Feigen, Wein und Getreide, mit Bambusgebüſchen und einem reſpektablen Zypreſſenwald. Niedere Roſenbüſche umfriedigen die Felder, auf denen Artiſchocken, Erbſen und Bohnen wachſen. Ein Bauer, der, wie das allgemein in Italien üblich iſt, bewirtſchaftet gegen freie Wohnung und die Hälfte des Ertrages dieſes kleine herrliche Gütchen. Vor dem Haus rieſelt ein Brunnen, an dem ein marmorner Seneca ohne Naſe Wache hält, den Atelierbau behütet eine immergrüne mächtige Steineiche, und weiter hinaus ſchweift der Blick über Florenz, die Berge und den in der Sonne ſchimmernden Arno. Rings um das Haus laufen Terraſſen, mit Blumen dicht beſetzt. Alte Kacheln und Terrakotten ſchmücken Wände und Balluſtraden und hier ſitzt, wenn die Sonne warm ſcheint, die Frau, die beinahe fünfzig Jahre neben Arnold Böcklin lebte und den ganzen Inhalt ſeines häuslichen Seins bildete. —

Ein fetter, behäbiger Diener empfängt mich, nachdem ich den Klopfer gerührt, und führt mich zur Herrin von Bencista. Es iſt ein trauliches Gemach, das über und über mit Originalzeichnungen des Meiſters geſchmückt iſt, hohe Vitrinen enthalten Glas und Porzellan, ein luſtiges Feuer von Olivenholz flackert im Kamin und im gelbledernen Lehnſtuhl ſitzt eine liebe alte Frau, mit einem ſonnigen Lächeln, freundlichen grauen Augen und dem prachtvoll geſchnittenen Profil, das ſchon an der Sechzehnjährigen den Schönheitsſucher Böcklin entzückte.

Bald sind wir im Gespräch, natürlich über den einzigen, dessen Geist unsichtbar durch die Räume wandelt; nicht von seiner Kunst reden wir, die gehört der Geschichte an, sondern von Böcklin dem Menschen, von seiner schlichten Natur, der so alles Prunken und Zieren fern lag. Arbeiten war das Motto dieses voll ausgewerteten Künstlerlebens, und es ist sehr bezeichnend, daß sein letztes Wort eine Stunde vor seinem Ende „arbeiten" lautete.

Und Frau Angela erzählt in ihrem charakteristischen Deutsch ungeheuer plastisch und lebendig aus den langen, kargen Wanderjahren, wo die Feuerseele des Meisters nicht um die Anerkennung der Welt, sondern in bitterer Fron um den Lebensunterhalt rang. Schnell gehen die Stunden hin im Plaudern. Von Florenz tönt ein Kanonenschuß herauf, der die zwölfte Stunde anzeigt.

„Sie wollen sich doch die Villa ansehen," meinte Frau Angela. „Sie heißt mit Recht Bencista, hier lebt es sich gut oder hier ist gut sein. Oben sind die nachgelassenen Werke meines Mannes, zum Teil unvollendet. Einige Jugendwerke sind auch darunter."

Wir gehen eine schmale Treppe hinauf und treten in einen lichtvollen Salon. Da hängt der Apostel Paulus, eine eben angefangene Kalypso, eine große weibliche Figur in rotem duftigen Schleierüberwurf, eine Melpomene.

In diesem Salon ist heiliges Land, ein kleines Böcklinmuseum. Neben dem künstlerischen Nachlaß alles, was er besonders geliebt hatte. Darüber spielt die helle Frühlingssonne seines vergötterten Italiens und unten im Podere blüht der rosenfarbene Judasbaum, eine Flut von Glyzinienduft weht ins Zimmer, indeß der Scirocco silberne Wolken und glitzernden Dunst über die Domkuppel von Florenz jagt.

Und so kam ich jeden Tag und wir saßen in dem traulichen Zimmer, Frau Angela, Carlo Böcklin und ich und plauderten von vergangenen Zeiten. Alles, was das Gedächtnis der tapferen Frau mit überraschender Treue aufbewahrt, schrieb ich genau nieder. Wo Unklarheiten schienen, stellten wir bestimmtere Fragen, dann sichteten wir, Carlo Böcklin und ich, eingehend den gesamten Nachlaß des Meisters an Briefen, Bildern und Dokumenten und immer wieder ergänzten wir aus dem unerschöpflichen Schatz von Frau Angelas Erinnerung das Fehlende.

So kamen die Memoiren zustande und ich habe mich bei der Niederschrift bemüht, die charakteristische Farbe der Erzählerin festzuhalten, soweit das irgend möglich war. Wo die Erinnerung uns nicht ganz zuverlässig schien, haben wir aus den vorhandenen Briefen und aus den anderen Memoiren sowie aus der gesamten Böcklinliteratur einen sicheren Standpunkt zu gewinnen gesucht. Der kundige

Leſer wird überall die Quellen ſofort erkennen. In den meiſten Fällen ſind ſie zitiert.

Wir haben keine Mühe geſcheut, die richtigen Daten feſtzuſtellen und wir haben dabei eine Arbeitsteilung vorgenommen, die ſich als außerordentlich fruchtbar erwies: Ich habe dem ganzen Werk Form und Aufbau gegeben und die geſamte hiſtoriſche Kleinarbeit erledigt. Carlo hat mit unermüdlichem Fleiß an allen erreichbaren Stellen nach Material geforſcht. Vierzehn Tage lang hat er Rom durchſtreift, alle Punkte in Stadt und Umgegend, die ſein Vater liebte teils photographiert, teils in ſeinen charakteriſtiſchen Tuſchzeichnungen feſtgehalten. Er hat ferner je mehr das Werk fortſchritt, ſich deſto eifriger um ſeine Ausgeſtaltung bemüht, indem er alle Einzelheiten mit Frau Angela nachprüfte und wo es nötig war berichtigte. Ein zuverläſſiger, treuer und uneigennütziger Mitarbeiter.

Dank müſſen wir vor allen Dingen an dieſer Stelle dem Jugendfreunde Arnold Böcklins, Profeſſor Fritz Burckhardt in Baſel ausſprechen dafür, daß er uns nicht nur die Briefe des Meiſters zur Verfügung ſtellte, ſondern auch alle Einzelheiten, die ihm im Gedächtnis waren, für uns aufzeichnete. In gleicher Weiſe hat der greiſe Profeſſor Heinrich Gerhardt in Rom uns unterſtützt. Ihm vor allen Dingen iſt es zu danken, daß wir über Arnold Böcklins erſten und zweiten Aufenthalt in Rom einigermaßen ſichere Nachrichten erhielten. Auch den Profeſſoren Hermann Schubert in Dresden und Moritz Röbbecke in Berlin, die intereſſante Einzelheiten beizuſteuern hatten, ſei hier ein herzlicher Dank ausgeſprochen.

Über die äußere Anordnung wäre noch zu ſagen, daß wir es für beſſer gehalten haben, das Briefmaterial und die Zuſätze eigener Ermittlung immer an jedes einzelne Kapital anzufügen. Die Einteilung ergab ſich in völlig natürlicher Weiſe durch den jeweiligen Aufenthaltswechſel Böcklins. Hätten wir nun die geſamten Analekten an den Schluß bringen wollen, ſo hätte der Leſer kein harmoniſches Bild der einzelnen Perioden gewinnen können.

Berlin, Ende Oktober 1910.

Ferdinand Runkel.

Frau Angela Böcklin.
Originaltuschzeichnung.

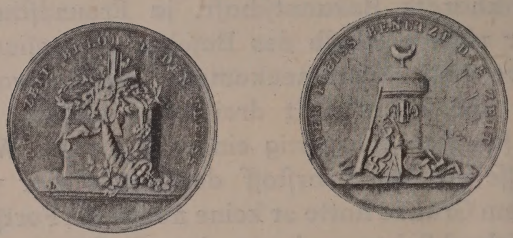
I.

Vor der Ehe.

Es ist das eigenartige Geschick vieler großer Männer, daß sie in der Schule nicht allzuviel Glück hatten. Auch Arnold Böcklin ist kein hervorragender Schüler gewesen. Das Zeugnis seines Jugendfreundes Fritz Burckhardt gibt uns darüber einen ganz interessanten Aufschluß. Burckhardts Bekanntschaft, ja Freundschaft mit Böcklin stammt aus der vierten Klasse des Baseler Gymnasiums, in der die beiden im Jahre 1841 zusammenkamen. Böcklin war damals vierzehn Jahre alt und Burckhardt drei Jahre jünger. In dem jungen Künstler hatte sich sehr frühzeitig ein selbständiges Wesen entwickelt und sein Interesse an dem Lehrstoff der Schule war verhältnismäßig gering. Aus diesem Grunde hatte er keine normalen Fortschritte gemacht, war etwas zurückgeblieben und von dem fleißigen und intelligenten Burckhardt eingeholt worden. Der achtzigjährige hochangesehene Pädagoge, der jetzt seine wohlverdiente Ruhe in Basel genießt, empfindet es heute noch als besonders unvorteilhaft, daß er zu jung ins Gymnasium und infolgedessen auch zu unreif auf die Universität kam. In seiner Laufbahn jedoch hat es ihm nichts geschadet, denn er ist trotz allem einer der hervorragendsten Schulmänner der Schweiz geworden.

Arnold Böcklin zeigte sich besonders schwach in den klassischen Sprachen — eine seltsame Ironie —, hat doch keiner so wie er künstlerisch die Antike nachempfinden können. Er war im besten Sinne des Wortes eine antike Natur, und man kann darum wohl mit einiger Berechtigung behaupten, daß Arnold Böcklins Schülermißerfolge in den alten Sprachen weniger auf seine geringen Fähigkeiten und seinen mangelhaften Fleiß, als auf die Art des Unterrichts zurückzuführen sind, wie er in den vierziger Jahren gehandhabt wurde. Man muß sich eine lateinische Grammatik von Zumpt ansehen und man kann alles verstehen, die strenge, gedächtnismäßige Aneignung einer Fülle von Regeln mit beinahe ebensoviel Ausnahmen waren nicht Sache dieses schweifenden Jünglingsgeistes, der schon früh eine eigene Gedankenwelt um sich geschaffen hatte, die weitab von

I. Preis. Elementar=Klaſſe.



II. Preis. Kunſt=Klaſſe.

Böcklins Medaillen vom Basler Gymnaſium.

trockener Schulweisheit lag. Es gelang seinen Lehrern nicht, ihn im Lateinischen und Griechischen auf bessere Wege zu bringen, und darum wurde er kurzerhand in die Realabteilung versetzt und so von dem Druck befreit, den die mißverstandene Antike auf ihn ausübte.

Er selbst hat diese Eigenmächtigkeit seiner Jugendlehrer im späteren Leben oft und ehrlich verwünscht und noch als alter Mann sich mit tiefem Bedauern dahin geäußert, wie mancher Genuß ihm im Leben dadurch entgangen sei, daß er die Klassiker nicht in der Ursprache habe lesen können. Doch wie gesagt, das Eindringen in die antike Welt ist ihm durch diesen Mangel nicht verwehrt worden.

Nur der Zeichenlehrer Ludwig Kelterborn war mit ihm zufrieden, und Arnold Böcklin hat sein Leben lang diesem braven Meister, der ihm den ersten künstlerischen Unterricht erteilte, eine dankbare Erinnerung bewahrt. Der alte Kelterborn war ein sehr verständiger Mann und für seine Verhältnisse ein ganz tüchtiger Künstler. Er war der erste, der Böcklins Talent erkannte und schon sehr früh den Eltern riet, den Jungen Maler werden zu lassen. Aber er fand taube Ohren. Das einzige, was er durchsetzte, war, daß Arnold zu ihm auf die Zeichenschule gehen durfte. Kelterborn hatte nämlich eine sehr zahlreiche Familie, die er mit dem schmalen Zeichenlehrergehalt nicht ernähren konnte. Darum gab er noch nebenher Privatstunden und arbeitete in seinem Fach oft bis tief in die Nacht. Seine Privatstunden wuchsen sich mit der Zeit zu einer förmlichen Zeichenschule aus, in der Böcklin seine ersten Studien machte. Er hat übrigens schon auf dem Gymnasium bei Kelterborn drei Medaillen errungen, die noch heute im Besitz der Familie sind. Kelterborn ist es vor allem zu danken, daß Böcklin gegen den Willen seines Vaters Maler wurde. Er hat ihn auch später aufgemuntert und seine Partei dem Vater gegenüber gehalten, wenn dieser sagte: „'n Calame bischt no lang net". Als gefeierter Künstler ist er dem Alten viel später bei einem Besuche in Basel begegnet, und die herzliche Dankbarkeit, die treue Anhänglichkeit des großen Mannes haben noch nach langen Jahren den alten Kelterborn bis zu Tränen gerührt, wenn er im Gespräche den Vorhang von diesem Heiligtume seiner Erinnerungen lüftete.

Fritz Burckhardt.

Böcklin machte in der Schule von seinem künstlerischen Talent einen Gebrauch, der die Lehrer nicht gerade entzückte. Er war im-

ſtande, die Aufmerkſamkeit ſeiner Nachbarſchüler durch einen zeichneriſchen Scherz auf der Tiſchplatte derart vom Lehrgegenſtand abzuziehen, daß es Strafen regnete. So ſtieß er den Nachbar, der ſein aufgeſchlagenes Heft neben ſich liegen hatte, plötzlich an und zeigte ihm eine Fliege, die über das weiße Papier kroch, und wenn dieſer ärgerlich das Tier verſcheuchen wollte, ſtellte es ſich heraus, daß es bloß eine Zeichnung von Arnold Böcklin war. Oder plötzlich entdeckte der neben ihm ſitzende Kamerad eine Spinne auf dem Pult, und wenn er ſich voll Ekel abwandte, kicherte Arnold in ſich hinein, ſie war ja nur gezeichnet, aber mit ſolcher täuſchenden Leibhaftigkeit, daß ſie den oberflächlich Hinſchauenden tatſächlich erſchrecken konnte.

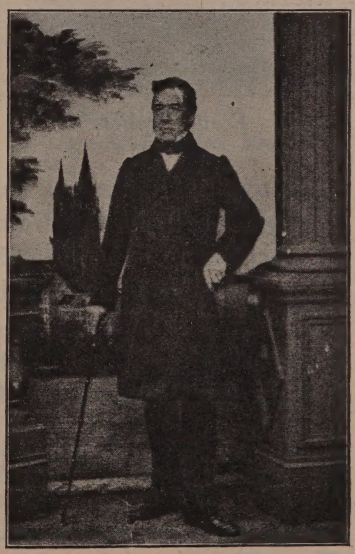
Fritz Burckhardt, der ſeinem Jugendfreund durch alle Lebenslagen bis ans Ende trotz Anfeindungen und Gehäſſigkeiten jeder Art die Freundestreue gehalten hat, war am 27. Dezember 1830 in Sichach im Kanton Baſel geboren, wo ſein Vater als Regierungsſtatthalter ſtand. Mit liebenswürdigem Humor erzählt er, da ſein älterer Bruder Hans in demſelben Jahre am 23. Januar geboren worden war, ſei er, der ſo kurz darauf ankam, bei ſeinem Eintritt in dieſe beſte aller möglichen Welten nicht allzu freudig begrüßt worden, und ſeine Mutter habe ihm das niemals verhehlt.

Die Unruhen, die im Anfang der dreißiger Jahre zu der Trennung ſeines Heimatkantons in die Kantone Baſel-Stadt und Baſel-Land führten, entfernten auch Burckhardts Vater aus ſeinem Amt. Er zog nach der Stadt, ſtarb aber ſchon im Jahre 1839, kaum 36 Jahre alt. Die Mutter ſtand nun mit ihren drei unerzogenen Knaben mittellos in der Welt, aber ſie verlor den Mut nicht, ſprang ihr doch die wohltätige Geldariſtokratie Baſels helfend bei, ſo daß ſie ihre Kinder ſtandesgemäß erziehen laſſen konnte. Fritz Burckhardt abſolvierte das Gymnaſium und kam, eben ſiebzehn Jahre alt geworden, 1848 auf die Univerſität. Er ſtudierte Mathematik und Naturwiſſenſchaften, ohne ſich eigentlich klarzumachen, ob er ſich zu einem Lehramt oder zum Ingenieurfach vorbereiten wollte. Vier Semeſter blieb er in Baſel, ging dann ein Semeſter nach Genf und die zwei darauffolgenden an die polytechniſche Schule nach Karlsruhe. Dort entſchloß er ſich zum Lehramt und bezog noch zwei Semeſter die Berliner Univerſität. Ohne ein Examen gemacht zu haben, was damals in der Schweiz nicht verlangt wurde, übernahm er 1852 ſofort den Unterricht am Gymnaſium in Baſel, wo er im Herbſt desſelben Jahres definitiv angeſtellt wurde. Im Jahre 1860 verlieh die Baſeler Univerſität dem bewährten Mathematiker den Titel eines Doktors der Philoſophie h. c. und ſieben Jahre ſpäter wurde er als außerordentlicher Profeſſor der Mathematik und Phyſik an die Univerſität berufen. Im Laufe der

nächſten Jahre trat er zuerſt an die Spitze der unteren und bald darauf auch der oberen Realſchule; das eine entſpricht ungefähr einer preußiſchen Gewerbeſchule, das andere einem Realgymnaſium. Im Jahre 1874 zeichnete ihn die mediziniſche Fakultät der Univerſität Baſel durch die Verleihung des mediziniſchen Doktors aus und im Jahre darauf wurde er Rektor des unteren und demnächſt auch des oberen Gymnaſiums. Bald hat ſeine Regierung ihn auch zur Leitung der Übungen des pädagogiſchen Seminars an der Univerſität herangezogen, und fünfzig Jahre lang hat er mit Eifer und großem Erfolg ſeinen vielfachen amtlichen Funktionen obgelegen. Die Erfüllung ſeiner reichen Amtspflichten hat es ihm zu ſeinem eigenen tiefen Bedauern nicht geſtattet, ſich produktiv wiſſenſchaftlich zu betätigen. Seine Zeit war ſo zerſtückelt, daß er nur mit Mühe und Not dazu kam, die Reſultate fremder Arbeit in ſich aufzunehmen.

In Arnold Böcklins Leben hat dieſe unwandelbare Freundſchaft mit Fritz Burckhardt inſofern eine bedeutungsvolle Rolle geſpielt, als ſie die im Laufe der Jahre immer mehr ſich lockernde Verbindung mit der Vaterſtadt aufrecht erhielt. Fritz Burckhardt hat für ſeinen Freund alle die kleinen Geſchäfte beſorgt, um die ſich der im Ausland weilende Künſtler nur ſehr wenig kümmern konnte.

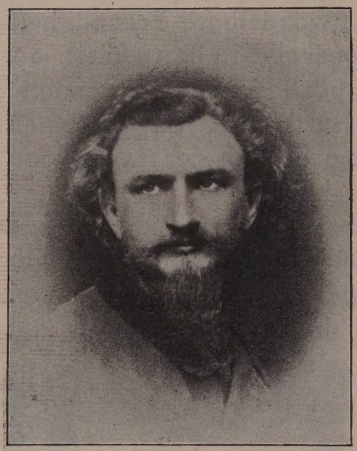
Der junge Mann war nun mit achtzehn Jahren nicht gerade unter Segenswünſchen ſeines Vaters nach Düſſeldorf gezogen, um ſich weiter auszubilden, da er bei Kelterborn nichts mehr lernen konnte. Er hatte Paris beſucht, Studienreiſen durch die Schweiz gemacht und war kurze Zeit in Genf bei Calame geweſen. Als er nun zurück nach Baſel kam, verſuchte ſein Vater ihn aufs neue von der Künſtlerlaufbahn abzubringen. Er wollte, daß ſein Sohn in die Bandfabrik von de Bary eintreten möchte, wo er ſelber angeſtellt war, und er hatte ihm ein warmes Plätzchen vorbereitet, trotzdem er ſchon ſeine Künſtlerlehrjahre hinter ſich hatte. Aber Arnold blieb feſt und erklärte, er werde ſich allein durchhelfen. Mit zweihundertundfünfzig Franken, die er ſich in Baſel für einige Portraits verdient hatte, machte er ſich auf die Reiſe nach Rom, ſein Glück zu verſuchen. Er war eben eine völlig andere Natur als Vater und Bruder. Äußerlich zwar zeigte er die Böcklinſche Familienähnlichkeit, aber



Friedrich Böcklin
(Arnold Böcklins Vater).

innerlich wich er entſcheidend von Vater und Brüdern ab. Schon von dem Augenblick an, da er infolge eines guten Schulzeugniſſes einen Farbenkaſten erhalten und zu malen angefangen hatte, zeigte ſich ſeine ganze innere Unähnlichkeit.

In Rom ſtreifte er nun alles Baſeliſch-Böcklinſche ab. Rudolf Schick berichtet in ſeinen Erinnerungen, Arnold Böcklin habe ihm auf dem Wege nach der Vigne al Chiavetto erzählt, wie der Vater ihn habe zwingen wollen, ſeine törichten künſtleriſchen Jugendpläne aufzugeben. Er aber habe mit ein paar Gulden in der Taſche ſeine Vaterſtadt verlaſſen, um ſein Glück in Rom zu verſuchen. Im März 1850 kam er in Rom an. Er erzählte von dem erſten Eindruck, wie er in der Poſtkutſche zur Porta Cavalleggieri hereinkam und in der trüben Mondnacht hinter den Säulenhallen am Petersplatz durch die Säulen die Fontäne ſprudeln ſah. Er führte in Rom ein karges, dem Studium allein gewidmetes Leben, denn er mußte mit wenigem auskommen und zu verdienen war damals auch noch nichts von Bedeutung.



Franz Dreber.

Böcklin ſtand durchaus unter dem Einfluß Franz Drebers, den er ſehr bald kennen gelernt hatte, und dieſer wußte den Einfluß auch lange Zeit aufrecht zu erhalten, dadurch, daß er Böcklin mit ſarkaſtiſchen Bemerkungen über ſeine „Färbchen“ von einer eigenen Auffaſſung zurückſchreckte. Der junge Schweizer war damals ſehr fleißig, er wohnte in der Via Gregoriana und ging tagtäglich hinaus in die Campagna, um zu zeichnen. Selbſt im Winter brach er früh auf und wanderte in der Dämmerung los, um ja keine Stunde Tageslicht zu verſäumen. Er ſchlenderte mit der Mappe unterm Arm die Via di Capo le Case hinunter, bog in die Via due Macelli ein, überquerte die Piazza di Spagna und gelangte dann durch die Via del Babuino zur Porta del Popolo, die früh um fünf Uhr geöffnet wurde. Dort ſtauten ſich Karren und Menſchen. In dieſem Trubel ſtand der jugendliche Maler geduldig, die große Mappe unter dem Arm und wartete, bis auch an ihn die Reihe kam, durchzuwandern. Wie es damals Mode war, trug Böcklin einen kurzen Rock mit zwei Knöpfen hinten und ganz engen Ärmeln, die weit über die Handgelenke hinaufrutſchten. Einen Überzieher konnte er ſich nicht leiſten und ſelbſt bei der ſtrengſten Kälte des römiſchen Winters ging er im ſelben Rock. Die Haare ließ

er ſich ſo lang wachſen, daß ſie hinten bis auf den offenen Kragen herunterfielen, denn das gehörte in jenen Tagen zum Äußern des deutſchen Künſtlers. Jeder ſah ihm auf weite Entfernung an, daß in ſeinem Geldbeutel immer Ebbe war. Schäbig und armſelig präſentierte er ſich, aber im Innern glühte das ſchöpferiſche Feuer und trieb ihn in raſtloſem Fleiß, ſich die Mittel anzueignen, um ſeine Gedanken maleriſch ausdrücken zu können.

Ein charakteriſtiſches Bild aus dem Elend jener Zeit gibt ein Brief von Arnolds Mutter, vom 2. Auguſt 1861 datiert. Arnold lag ſchwer krank in Albano an einer Krankheit, die er ſeiner Gattin ſpäter als Perniciosa bezeichnet*).

Böcklin verkehrte damals brieflich ſehr lebhaft mit der Familie Schermar, deren weibliches Oberhaupt mit ſeiner Mutter intim befreundet war. Die hübſche Tochter Antonia Schermar zog den jungen Maler lebhaft an und er unterhielt mit ihr eine durch die Hand der Mutter gehende Korreſpondenz. Die Beziehungen nahmen den bei jungen Leuten ganz natürlichen Verlauf. Böcklin, deſſen erſte Braut Luiſe Schmidt an einer Gehirnentzündung geſtorben war, empfand bald eine herzliche Neigung zu Antonien, die ihn ſchließlich veranlaßte, um ihre Hand anzuhalten. Frau Schermar nahm den Antrag wohl als das, was es war, den Ausdruck eines augenblicklichen Wohlgefallens, und lehnte ihn freundſchaftlich ab. Das mag wohl mit ein Grund geweſen ſein, daß Böcklin kaum ein halbes Jahr, nachdem er von ſeiner erſten Romreiſe zurückgekehrt war, wieder ſein Bündel ſchnürte, um die ewige Stadt von neuem aufzuſuchen.

Frau Ursula Böcklin
(Arnold Böcklins Mutter).

*) Die Krankheit Anhaemia perniciosa beſteht in einer Abnahme der roten Blutkörper und einem Überhandnehmen der weißen. Der Sitz der Krankheit liegt aller Wahrſcheinlichkeit nach in dem lymphatiſchen Apparat, d. h. den Lymphdrüſen, und wohl in letzter Linie in der Milz. Die Bezeichnung perniciosa kommt daher, daß die Krankheit einen unaufhaltſam zum Tode führenden Verlauf nimmt. Heilungen ſind bis jetzt ſo gut wie nicht bekannt geworden. Als einziges Mittel, das vorübergehend Beſſerung erzeugt, gilt das Arſenik. Es iſt daher höchſt unwahrſcheinlich, daß Arnold Böcklin die Perniciosa gehabt hat. Eher dürfte es ſich um eine ihr nah verwandte Krankheit, die Leukhaemie handeln, und zwar um eine leichtere Form, von der Heilung möglich iſt. Beide Krankheiten ſind häufig Folgeerſcheinungen des nicht auskurierten Wechſelfiebers.

Der Brief wirft ein bedeutsames Licht auf des jungen Künstlers Verhältnis zu seiner Familie. Er hat offenbar Frau und Fräulein Schermar mehr von sich geschrieben als seiner guten Mutter, wußte sie doch nicht einmal, wie aus dem Briefe hervorgeht, daß ihr Sohn an der Pernizioſa erkrankt und, um Heilung zu finden, von Rom nach dem höher gelegenen und darum gesünderen Albano verzogen war. Das äußerst interessante und wertvolle Dokument trägt den Poststempel Souceboz 3 Août 51. Der Brief lautet:

Madame Schermar, née Bloch
au marché
à Bâle.

Liebe Freundinn!

Wie sehr danke ich dir für deine Liebe und Theilnahme in Betreff unseres armen Arnold. Dein 1. Schreiben steigert meinen Kummer wieder sehr, denn daß er wirklich das Fieber hat wußte ich nicht. Als mir Walter die paar Zeilen und Antoinette's Brief gebracht, hatte ich Lust nach Hause zurückzukehren, hätten mich meine Kinder nicht zum bleiben überredt. Arnold hat nehmlich erst vor wenig Wochen 500 Fr bezogen welche mein Mann in Basel für denselben bezahlte, darum dachte ich es habe keine so große Eile, u. da sich sein Brief unglücklicher Weise durch unser Fortseyn so lange verzögerte, so fürchtete ich das Geld könnte nicht an ihn gelangen wenn er nicht mehr in Rom wäre, u. liegen bleiben oder gar verloren gehen. Darum entschloß ich mich dem Arnold sogleich zu schreiben (der Walter nahm den Brief vorgestern, mit nach Lausanne) u. bat ihn mir sogleich zu antworten. Wenn A. mein Schreiben von früher erhalten so weiß er schon daß der Brief an An. nach Achen reiste u. daß ich mit dem Maedli ins Welschland gegangen erhält er nun mein Schreiben von Lausanne so wird im Alles klar. Daß er aber das Fieber gehabt oder leider noch hat das macht mein Aufenthalt hier zur wahren Pein. Wie gerne eilte ich nach Hause könnte ich dadurch m. l. Kinde nur die geringste Linderung verschaffen. Den Mädchen zu liebe will ich versuchen ob ich's noch ein paar Tage aushalten kann, wenn du die Güte hast wohl mir sogleich wieder zu antworten.

Ich will es nun deinem Gutdenken überlassen. Glaubst Du das Geld habe Eile u. die Adresse welche ich anmit beyfüge seye sicher auch wenn er sich nicht mehr in Rom befände. Was man eigentlich nicht bezweifeln sollte. Da möchte ich Dich bitten, dasselbe nur bey unserm Roseli fordern zu lassen, es sind 20 fr Stück in

Gold 140 fr. de frs u. kannſt du, ohne daß es Dir unbequem wäre noch circa 100 fr de frs beyfügen, ſo würdeſt du mir einen großen Dienſt erweiſen u. mich unendlich verbinden. Ich komme jedenfalls im Laufe künftiger Woche zurück u. würde dir's in den nächſten Tagen wieder zurückerſtatten. Vielleicht könnte Fräulein Küſter im Hirſchgarten das Geld annehmen u. dem A. daſſelbe

Arnold Böcklin:
Frau Mähli-Schermar.
Mit Genehmigung der Photographischen Union München.

durch ihren lb. Bruder in Rom wieder ausbezahlen laſſen, er kennt ihn gut oder ſollte man Papiergeld ſchicken?

Nim meine Freyheit nicht übel m. l. Freundinn nur deine Beweiſe der reinen Freundſchaft geben mir Muth zu dieſer Bitte.

Meinem l. Mann kann u. mag ich's jetzt aus guten Gründen

leider nicht ſagen, u. käme ich ſchon ſo plötzlich nach Hauſe wäre es auffalend. Sey daher ſo gut u. laß mich umgehend mit ein paar Worten wiſſen was du für das Beſte erfunden.

Gott möge meinem l. Arnold Kraft u. Geſundheit wieder ſchenken u. die Heiterkeit ſeines Gemüthes wieder bey ihm einkehren.

Ich kann mir denken daß du dich allein fühlſt wenn alle dein l. Kinder u. Großkinder fort ſind, doch kommt mir alles vor wie nichts, gegen die fortwährende Ungewißheit u. Angſt wegen meinem mir ſo theuren Arnold.

Lebe unterdeſſen wohl m. Liebe, mündlich bald ein mehereres, ſey du innigſten Dankes verſichert von deiner Freundinn

U. Böcklin.

Torrent d. 2ten Auguſt 1851.
unſer Hochzeitstag vor 27 Jahren.

Frau Schermar hat wohl dem Wunſche ihrer Freundin entſprochen, denn es fand ſich im Nachlaß des Meiſters folgender Brief, mit Poſtſtempel Albano, der ſich, wie mit einiger Beſtimmtheit angenommen werden kann, auf die Geldſendung beziehen dürfte.

Liebe Frau Schermar!

Hier einſtweilen den Brief an meine Mutter als nothdürftige Antwort auf Ihr werthes Schreiben. Wollten Sie wohl ſo gütig ſein, denſelben zu beſorgen? — Es iſt mir nicht möglich, die Antwort an Antonien ſo ſchnell abzufertigen, ich habe ihr ſehr viel zu ſagen. Meine herzlichſten Grüße an Sie alle — mit immer gleicher Freundſchaft für Sie

Arnold Böcklin.

Es iſt wohl ziemlich ſicher, daß dieſer Brief aus dem Jahr 1851 ſtammt, wird er doch durch einen anderen, gleichfalls aus Albano kommenden Brief Arnold Böcklins näher beſtimmt. Dieſer Brief fand ſich unter den Papieren der Signora Gualdi Marcheſi, die in Rom Via D'Azeglio 36 wohnt. Sie iſt eine Nichte Franz Drebers und beſitzt verſchiedene ſehr gute Bilder ihres Onkels. Die Dame hat auch zwei intereſſante Böcklinbriefe aufbewahrt. Der eine iſt der eben genannte aus Albano. Er iſt undatiert und der Poſtſtempel ſchwer lesbar. Es dürfte aber keinem Zweifel unterliegen, daß er im Auguſt 1851 geſchrieben iſt. Das Schreiben lautet:

Al Signor
Enrico Franz Dreber
passeggiata di Ripetta 35
Roma.

Werther Freund!

Es muß am 1ten od. 2ten Auguſt Geld für mich an die Adreſſe die Sie mir gegeben gekommen ſein. (Sigr. Enrico Gerhardt) Wollten Sie wohl im Fall daß es ſich vorfindet, daſſelbe mitbringen und wo nicht, mir ſogleich mit wenig Worten Anzeige davon machen? Es iſt die kleine Summe von 100 Francs de France, wahrſcheinlich in F. Stück. Es bleibt mir weiter Nichts zu ſagen, da ich Sie ja bald ſehen werde. Das Fieber kann ſich bei dieſer angenehmen friſchen Luft nicht Bahn brechen. — Ganz in der Nähe herum ſind die reichſten Stellen für Studien. — Die Leute im Haus kochen mir, ſind überh. ſehr gefällig. Kommen Sie doch bald heraus, es wird Sie nicht reuen. Sie werden von mir mit Sehnſucht erwartet.

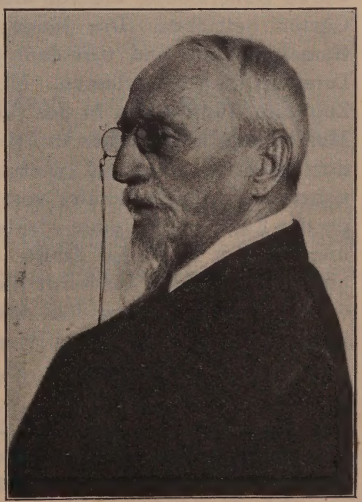
Freundl. Gruß

A. Böcklin.

Die hundert Franken ſind wohl dieſelben, die Frau Schermar auf die Bitte von Arnolds Mutter beigefügt hatte.

Die Datierung des Briefes iſt einigermaßen ſichergeſtellt durch das Zeugnis von Profeſſor Heinrich Gerhardt in Rom, der Arnold Böcklin erſt im Herbſt des Jahres 1851 perſönlich kennen lernte, als dieſer mit Dreber von Albano zurückkehrte.

Dreber hatte ihm ſchon, wie aus dem Brief hervorgeht, Gerhardts Adreſſe für Sendungen aus der Heimat gegeben, während Arnold in Albano weilte. Durch Drebers Vermittlung ſandte Böcklin aus Albano ein kleines Bild an Gerhardts Adreſſe und bat, es nach Baſel an einen Herrn Sarasin weiter zu befördern.



Prof. Heinrich Gerhardt.

Das Haupt des Kreiſes, in dem Arnold Böcklin nach ſeiner Geneſung und Rückkehr von Albano verkehrte, war unbeſtritten Franz Dreber, der am 9. Januar 1822 in Dresden geboren und ſchon 1843 nach Rom gekommen war. Ferner gehörten zur Geſellſchaft die Bildhauer

Guſtav Kaupert, Heinrich Gerhardt*), der jetzt noch als Profeſſor in Rom lebt, der Architekt Barbitius, der in jenen Tagen den Palazzo Venezia reſtaurierte, und noch ein Geiſtlicher namens Crehn, der ſpäter Pfarrer in Duderſtadt wurde. Dreber, Kaupert und Gerhardt wohnten in einem Atelierhaus der Passeggiata di Ripetta, wo ſich auch Böcklin meiſt aufhielt, da ſein Quartier in der Via Gregoriana ſehr primitiv und ungemütlich war. Er hatte einen einzigen Raum, der als Atelier, Schlafzimmer, Salon und Küche benutzt wurde.

Zwiſchen den vier Künſtlern herrſchte gute Kameradſchaft, die auch durch ſpätere Differenzen zwiſchen Böcklin und Dreber nicht ernſthaft geſtört wurde. Viel Geld konnten ſie nicht ausgeben und darum wurden die Mahlzeiten im Hauſe ſelbſt bereitet, und Heinrich Gerhardt, der am meiſten von der Küche verſtand, wurde feierlich zum Hofmundkoch der Ripettaleute ernannt. Es kamen da natürlich die komiſchſten Szenen vor. Unten war ein Kamin, in dem wurden die Mahlzeiten bereitet, und als eines Tages bei feſtlicher Gelegenheit ein Leckerbiſſen, ein Roaſtbeef, luſtig in der Pfanne ſchmorte, bei der Gerhardt als treuer Küchenchef zur Aufſicht ſaß, klingelte es. Gerhardt ſprang auf und öffnete. Ein Diener in langſchößigem Livreerock trat ein und meldete: Seine Eminenz der Herr Kardinal Toſti wünſche das Haus zu beſichtigen, da er es kaufen wolle. Sofort wirbelte die junge Künſtlerſchar durcheinander, man konnte ja nicht wiſſen, was der große Herr noch alles kaufen würde. Denn wer ein Haus erwerben will, braucht auch Bilder, um die Wände zu ſchmücken,

*) Heinrich Gerhardt war geboren am 23. Auguſt 1823 in Kaſſel. Seine Eltern waren Bauersleute, die vor allen Dingen die Zucht von feinem Tafelobſt in großen Gärten betrieben. Der Junge ging bis zu ſeiner Konfirmation in eine Kaſſeler Gemeindeſchule und trat dann als Gehilfe bei ſeinem Vater ein, um ſich eifrig der Landwirtſchaft zu widmen. Mit ſiebzehn Jahren erhielt Gerhardt, der den ſtarken Zug zum Künſtlertum in ſich fühlte, endlich die Erlaubnis ſeines Vaters, bei einem kleinen Kunſthandwerker in Arbeit zu gehen, um ſich auf dieſe Weiſe für den Beſuch der Akademie in Kaſſel vorzubereiten. Etwa nach einem Jahr erfolgte ſeine Aufnahme. Er wurde Schüler von Johann Werner Henſchel, der ſeit 1832 als Profeſſor an der Kaſſeler Akademie wirkte und der den jungen Künſtler bis zu dem Jahre 1843 unentgeltlich in ſeinem Atelier unterrichtete. Als Henſchel im Jahre 1844 nach Rom ging, ſcheint auch Gerhardt die Sehnſucht nach der ewigen Stadt erfaßt zu haben, denn am 24. Dezember 1844 traf auch er dort ein. Urſprünglich wohnte er auf der Piazza Barberini Nr. 1 im vierten Stock, mietete im Jahre 1850 das Haus in der Passeggiata di Ripetta Nr. 35, wo er mit ſeinen Freunden Kaupert und Dreber gemeinſchaftlich hauſte. Am 6. November 1886 wurde Gerhardt zum Präſidenten des deutſchen Künſtlervereins in Rom gewählt und er hat ſich um dieſen Verein große Verdienſte erworben, die ihm ſchließlich den Profeſſortitel einbrachten. Im Jahre 1906 baute er ein Künſtlerheim neben der Serpentara in Olevano Romano, jenem kleinen Eichenwald, der im Beſitz des Deutſchen Reiches iſt.

und junge Künſtler ahnen in jedem begüterten oder hochgeſtellten Zeitgenoſſen einen Bilderkäufer. Sie konnten ſich darum nicht genug=tun mit Bücklingen, Gefälligkeiten, Zuvorkommenheiten und einer drängte immer den andern zur Seite, um dem Kardinal Führerdienſte zu leiſten. „Wollen Eure Eminenz ſich nicht hierher bemühen und auch noch das anſehen?“ Und Seine Eminenz lächelte gütig und geſchmeichelt, ſchnüffelte aber mit der großen Naſe in der Luft herum und bemerkte ſchließlich mit ſalbungsvoller Herablaſſung: „Es brenne irgendwo in der Küche etwas“. Da fielen dem armen Gerhardt alle ſeine Sünden ein, das teuer erworbene Roaſtbeef war vergeſſen worden und verkohlte unten im Kamin.

Das war ein unerſetzlicher Verluſt für die armen Teufel, deren höchſter Genuß ſich bei feſtlichen Gelegenheiten zu Schinken, Käſe, Zwiebeln und friſchen Feigen verſtieg, die Arnold Böcklin übrigens bis in ſein hohes Alter leidenſchaftlich liebte. Der Wein koſtete faſt nichts. Auf dem Campo Vaccino, dem heutigen Forum, waren Verkaufskarren, ſehr maleriſch mit Leinwandtuch überſpannt, aufgeſtellt. Guirlanden liefen in bunten Farben rundum und Männlein und Weiblein verkauften dort einträchtig Wein. Über jeder Karrenbude ſtand in kapitalen Lettern ein Spruch:

A chi piace il vinetto
un bajocco il foglietto
e per dispetto al Diavolo
undici per un Pagolo.

Zu deutſch:

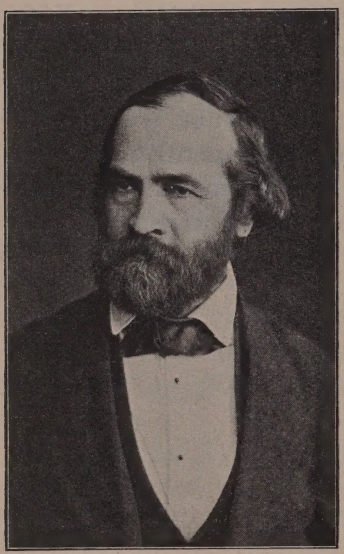
Weinfreund greif' in Deine Taſche
Für'n Groſchen nur die ganze Flaſche
Und dem Teufel zum Skandal
Elf für zehn mit einem Mal.

Es koſtete demnach das halbe Liter Wein nur zehn Centeſimi, ſo daß die armen Künſtler ſich für weniges Geld leicht die nötige Bettſchwere anzechen konnten. Sie haben denn auch dieſe Gelegenheit ſelten verſäumt, und wo ein guter Tropfen zu erhalten war, fanden ſich auch die Ripettaleute ein. Die Geſellſchaft zog nach des Tages Laſt, Mühe und Hitze bald hierhin, bald dorthin vor die ewige Stadt, wo man in ſtillen Oſterien guten und billigen Wein ſchenkte. Ganz beſondere Anziehungskraft hatte die Villa Carpegna bei Rom, ſowohl wegen ihrer wunderbaren Lage, als auch wegen des herrlichen Tropfens, der ſich dort vorfand. Ein anderes Stammlokal war die Vigna Stolz, die, wie ſchon der Name ſagt, von einem Deutſchen bewirtſchaftet wurde und längſt verſchwunden iſt. Sehr oft gingen ſie auch in die Oſteria del Mezzo Miglio, die heute noch vor der Porta

Pia existiert, dann lag die verschwiegene trauliche Osteria Marozzi seitwärts in der Nähe. An schönen Sommertagen kneipten sie oberhalb Papa Giulio beim Arco oscuro, links auf der Höhe vor der Porta del Popolo. Dann hatten sie noch ein hübsches Rezeptakulum, Carciofolo genannt, unterhalb der Thermen des Caracallus. Damals waren dort lauter Vignen.

Eines Abends nach einer feuchten Sitzung wurde die fröhliche Gesellschaft auf dem Rückmarsch vor der Porta Cavalleggieri von einer Bande Hallunken angegriffen, die unter allen Umständen mit den Fremden Schlägerei haben wollten.

Es war damals eine sehr aufgeregte Zeit in Rom, die Februarrevolution eben vorüber, Garibaldi hatte Italien verlassen und in Rom übte eine französische Besatzung die Herrschaft aus. Und da die römischen Straßenlumpen die Fremden für Franzosen hielten, so verlangten sie von ihnen, sie sollten rufen: Eviva Vittorio Emanuele. Der junge König Viktor Emanuel war das Ideal aller italienischen Freiheitsleute. Die deutschen Künstler taten, was in diesem Fall das Beste war, sie gingen still ihres Weges, nur Arnold Böcklin, der lange, kräftige Schweizerbursch, hätte ihnen gern seine Faust zu kosten gegeben, wurde aber von Franz Dreber an der Hand gefaßt und mit weiter gezogen. Dieses Gebahren sahen die Hallunken natürlich für Feigheit an und gingen nun ihrerseits, wie das ja in Italien Mode ist, mit Steinwürfen zum Angriff über. Die Sache wurde sehr ernst, denn einer von den Freunden erhielt einen Wurf gegen den Kopf*), der ihn blitzschnell zu Boden schmetterte. In diesem Augenblick kamen Gendarmen heran und die deutschen Freunde brachten nun diesen Hütern des Gesetzes ihre Beschwerden vor. Damit kamen sie aber sehr an die Unrechten, denn die Gendarmen schlugen sich auf die Seite ihrer Landsleute. Sie erklärten, der Freund sei gar nicht von einem Stein getroffen worden, sondern er sei betrunken, er solle



Prof. Kaupert.

*) Professor Heinrich Gerhardt meint, es sei der Bildhauer Hermann Schubert gewesen, der in Dresden als Professor lebt. Eine Anfrage bei diesem hat jedoch ergeben, daß Schubert erst 1857 nach Rom kam, also unmöglich dabei gewesen sein kann. Die Schlägerei hat bei dem längst abgerissenen Teatro Apollo in der Via di Tordinona stattgefunden.

nur liegen bleiben und ſeinen Rauſch ausſchlafen. Da legte ſich Barbitius ins Mittel, der infolge ſeines längeren Aufenthaltes in Rom und ſeiner Tätigkeit einigen Einfluß hatte. Die Sache wurde nun in der richtigen Form vorgebracht, die Gendarmen notierten auch die Namen der Attentäter, aber in jener wilden geſetzloſen Zeit geſchah nichts. Die Angreifer ſind ohne jede Strafe davongekommen.

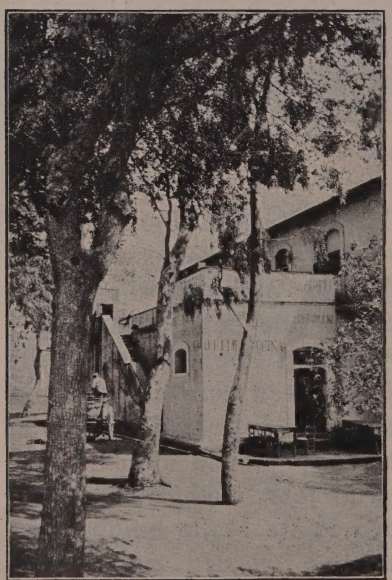
Man beriet nun, was zu tun ſei, der arme Bewußtloſe konnte doch nicht auf der Straße liegen bleiben, und ſo teilte ſich die Geſellſchaft. Eine Gruppe brachte ihn nach dem Spital, während Arnold Böcklin, Gerhardt und Kaupert weiter gingen. Kaum waren ſie jedoch von ihren Freunden weit genug entfernt, praſſelte wieder eine Salve von Steinen über ſie her. Diesmal nun ließ ſich Böcklin von ſeinen Freunden nicht zurückhalten. Er attackierte die römiſchen Banditen und ſchlug drei von ihnen nieder.

Bei Tor di Quinto, Rom.

Trotz des luſtigen Lebens, das die kleine Künſtlerkolonie in der Ripetta führte, wurde das Hauptziel, die Kunſt ſelbſt, keineswegs vernachläſſigt. Täglich wanderten ſie einzeln oder gruppenweiſe hinaus und ſtudierten. Böcklins Lieblingsgegend war die Landſchaft an der Via Flaminia, und auf dem Wege zur Porta del Popolo, die auf die Via Flaminia mündet, ſah ihn ſeine ſpätere Frau zum erſtenmal in der Morgenfrühe von ihrem Fenſter aus, ohne daß ſie auch nur im entfernteſten daran denken konnte, der lange blonde Maler werde einmal ihr Gatte werden. Die Gegend war ſehr wild und einſam. Böcklin folgte der Via Flaminia über den Ponte Molle hinaus nach Tor di Quinto, wo jetzt die Rennen abgehalten werden, zur Oſteria due Ponti. Dort mündet links das romantiſche Pouſſintal ein. Hoch

oben am Ende des Tales liegt das maleriſche Schloß Creſeenza und unten bei den due Ponti einige ſeltſame römiſche Grabruinen, die im Volksmund i Naſoni genannt werden, die langen Naſen. Dort hat er die erſten Eindrücke der römiſchen Landſchaft unauslöſchlich in ſich aufgenommen, und wenn man ſein Lebenswerk aufmerkſam verfolgt, ſo kommen immer wieder Reminiſzenzen aus der intenſiven Arbeit jener Jahre zum Ausdruck. Neben der Via Flaminia liebte Böcklin noch ſehr das Egeriatal, die Landſchaft an der Via Appia antica, das kleine Formello bei den Ruinen des alten Veji und auch das reizende Olevano. Dort iſt es einmal zwiſchen Böcklin und Dreber infolge eines Streites über die Kunſt zu einer veritabelen Prügelei gekommen. Trotzdem hielten die beiden gute Kameradſchaft, ja es tauchte ſogar die Idee auf, ein Bild gemeinſchaftlich zu malen. Sie hatten beide ſehr viel über ihre Kunſt nachgedacht, über Farbenempfindung geſprochen und zahlreiche Verſuche mit Farben und Malmitteln der alten Meiſter angeſtellt. Böcklins Naturauffaſſung war reicher im Kolorit als die Drebers, und darum ſollte er in dem Werke beider das koloriſtiſche Problem löſen. Leider blieb es nur bei der Abſicht, denn die Charaktere der beiden, Böcklins faſt traumwandleriſch aufs Ziel losgehende Geradheit und Drebers Sarkasmus paßten nicht zuſammen, ſo kam es zu keinem Reſultat. Eigentlich ſchade, denn es wäre ein intereſſanter Verſuch geweſen.

Bei dieſen Malerfahrten in der Campagna haben die Künſtler oft Abenteuer erlebt. So ſaßen Dreber und Böcklin einmal bei Formello an der alten Cremera, wo im Jahre 477 v. Chr. die dreihundert Fabier untergingen und zeichneten nach der Natur. In der Abſicht, das Verhältnis des Menſchen zur Landſchaft genau feſtzuſtellen, ging bald der eine, bald der andere am Flüßchen entlang in die Landſchaft hinaus und ſtellte ſich an einem beſtimmten Punkt auf, um als Perſpektivenpfahl benutzt zu werden. Auf dieſe Weiſe rückten die Künſtler immer mehr vor, und ſie waren ſo ſehr vertieft in ihre Probleme, daß ſie einen Mann nicht bemerkt hatten, der, mit einem Gewehr bewaffnet, argwöhniſch ihre Bewegungen verfolgte. Plötzlich ſchien ihm die Zeit des Angriffes gekommen; Böcklin ſtand unter einem



Oſteria due Ponti, Rom.

Bellegra.

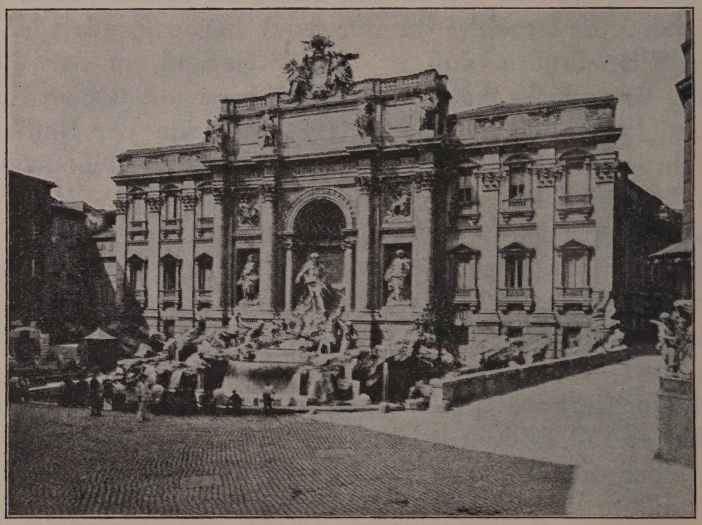
Tuschzeichnung von Carlo Böcklin.

Gebüsch in malerischer Pose, während Dreber nicht weit davon auf einem Rasenabhang saß und zeichnete. Mit einem Male drang der Kerl, immer das Gewehr im Anschlag, auf die beiden ein und überschüttete sie mit drohenden Schimpfreden. Die Künstler hatten natürlich keine Ahnung, was der Wütende wollte, machten sich nichts aus der Sache und lachten ihn spöttisch aus. Aber der Bursche wurde immer wütender und wütender, es fielen Worte wie ammazare, birbanti, lodri, assassini, und nun wurde es Dreber und Böcklin doch bedenklich, denn sie glaubten, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, der einer Anstalt entsprungen sei und nun friedliche Künstler mit dem Schießgewehr bedrohte. Böcklin wollte gerade seinem Temperament mit ein paar Faustschlägen die Zügel schießen lassen und teilte Dreber seine Absicht mit, da bemerkte der Mann mit dem Gewehr aus der Sprache, daß die beiden Fremde waren und wurde auffallend ruhig, schließlich sogar höflich. Er erzählte in der wild herausprudelnden Art des römischen Kleinbürgers, daß er in der Gegend, in der die beiden zeichneten, Grundbesitz habe und seit Jahren mit seinem Nachbar in Grenzstreitigkeiten lebte. Der letzte Schlag, den der Nachbar gegen ihn zu führen beabsichtige, war der Antrag auf Revision der Grenze und die Nachmessung durch vereidigte Feldmesser. Wahrscheinlich hatte der Mann nun diese Revision ernsthaft zu fürchten und sich darum in der Nähe seiner Grenze auf die Lauer gelegt, um die erwarteten Feldmesser mit bewaffneter Hand zu vertreiben, in jenen Tagen der revolutionären Erregung ein Vorgehen, das nicht allzu auffällig war.

Professor Gerhardt erzählt sehr hübsch von einem anderen Abenteuer, das er mit Böcklin erlebte. In guter Gesellschaft saß er beim Wein in einer abgelegenen Osteria in der Nähe der Ruinen in Nasoni, plötzlich tauchte Arnold, aus der Einsamkeit kommend, die Mappe unter dem Arm, auf, aber ohne Rock. Er hatte es sich in der Hitze bequem gemacht, das lästige Kleidungsstück ausgezogen und über einen Felsblock gehängt. Hirten, die in der Nähe waren, konnten den schäbigen Rock des armen Malers gerade noch gut gebrauchen. Sie hießen ihn mitgehen und verschwanden, ohne daß der arbeitende Künstler bemerkt hätte, von wannen sie gekommen und wohin sie gegangen wären. Böcklin mußte ohne Rock nach Rom hineinwandern.

In Rom ging in jenen Tagen nach der Revolution alles drunter und drüber. Große Existenzen verschwanden von der Bildfläche im politischen Kampf, kleine kamen empor und wurden wohlhabend. Ein typisches Beispiel dafür war der Schuster Alessandro. Mit der Schuhmacherei war nicht viel zu holen, an jeder Straßenecke wohnte ja ein Schuster, und da Alessandro einen hübschen Kopf hatte, so wurde

er Modell, und zwar ein Modell mit entſchieden induſtrieller Begabung, denn wenn die jungen Maler kein Geld hatten, ihm die Sitzungen zu bezahlen, ſo ließ er ſich Studien und Zeichnungen dafür geben, zahlte manchmal ſogar noch ein paar Franken heraus und erwarb ſich ſo eine kleine Galerie, die den Grundſtock zu einem beſcheidenen Kunſthandel bildete. Allmählich merkte er mit ſeinem geſchäftlichen Inſtinkt, daß die Fremden nicht nur Bilder, ſondern auch Antiquitäten kauften, und ſo dehnte er ſein Geſchäft darauf gleichfalls aus. Er iſt ſchließlich reich geworden und hat ſeinen beiden Töchtern einen ganz reſpektablen Beſitz hinterlaſſen. Die eine von ihnen, Giuditta, trat ſpäter in verwandtſchaftliche Beziehungen zu Arnold Böcklin, da ſie die zweite Frau von Augusto Fratelli wurde, dem Vetter von Arnold Böcklins Gemahlin.



Fontana di Trevi.

Alessandro war eine intereſſante Figur, und es iſt damals kaum ein Maler in Rom geweſen, dem er nicht als Modell gedient hätte. Auch Böcklin hat ihn mehrfach gezeichnet.

Die Ripettaleute machten auf eigentümliche Weiſe Alessandros Bekanntſchaft. Drei befreundete Maler mußten die ewige Stadt verlaſſen und in ihre Heimat zurückkehren. So hatte ſich die ganze Geſellſchaft in einem Kneiplokal auf der Piazza Barberini zuſammengefunden und feierte bei Wein und Liedern den Abſchied der Kameraden. Einem alten Brauch zufolge zog man dann in ſpäter Nacht nach der Fontana di Trevi, dem größten und ſchönſten Brunnen Roms, um aus einem Becken zu trinken und einen Bajocco über die Schulter ins

Waſſer zu werfen. Es iſt eine alte Sage, die dieſem Brauch zugrunde liegt. Wer bei ſeinem Scheiden aus Rom von dem Waſſer des Brunnens trinkt und der Quellnymphe einen Bajocco opfert, den zieht ſie immer wieder nach den ſieben Hügeln zurück.

Als nun die luſtigen Künſtler den alten Brauch vollzogen, bemerkten ſie auf der Brüſtung des Brunnens einen einſamen Mann ſitzen, der in der lauen Sommernacht wehmütige Lieder zur Gitarre ſang. Er ſprach deutſche Worte, ſang dann in fremdartigen Lauten ein deutſches Lied und erzählte, auch er ſei in Deutſchland geweſen, er kenne die Deutſchen und liebe die Deutſchen. Da kann man ſich denken, daß die angeregte Künſtlergeſellſchaft ſofort mit ihm Freundſchaft ſchloß. Es war der Schuſter Alessandro. Die neue Bekanntſchaft mußte natürlich begoſſen werden. Der Schuſter ging und holte Wein. Alle ſetzten ſich auf den Brunnenrand, es wurde getrunken, geſungen und bis zum aufkommenden Morgengrauen getanzt. Alessandro beſaß übrigens bei ſeinem Tode auch zwei ſehr ſchöne Bilder von Arnold Böcklin.

Dieſe erſte römiſche Periode ſchloß im Jahre 1852 ab, wo der junge Künſtler auf etwa ein halbes Jahr nach Baſel zurückging. Die obengenannte Signora Gualdi Marcheſi beſitzt noch einen Brief Böcklins aus Baſel vom 10. Mai 1852 an ihren Onkel Dreber, durch den die Zeit der Abreiſe ſichergeſtellt wird. Böcklin war danach in den erſten Tagen des Mai 1852 in Baſel eingetroffen. Der Brief lautet:

Lieber Franz!

Endlich nach langer u. mühſeliger Reiſe komme ich hier an und bin auch in den zwei Tagen hieſigen Aufenthalts ſchon ſo ziemlich wieder in's bürgerliche Alltagsleben eingewöhnt. Der erſte Eindruck iſt nicht günſtig und mehr als einmal wünſchte ich mich wieder nach Rom zurück. Doch, das konnte ich mir vorſtellen. Ich bin gerade nicht in der Stimmung um eine Pfeife Knaſter oder einen Kalbsbraten ſo recht würdig genießen zu können; auch kann ich nicht von Rom erzählen, oder den Intereſſanten ſpielen, weshalb man mich ſchon ſehr langweilig gefunden hat. — Ueber unſer affare mit dem Kleinen kann ich noch Nichts Beſtimmtes ſagen, warte alſo mit Nachrichten, die ich vielleicht ſpäter widerrufen müßte. Das iſt gewiß: Das Frauenzimmer iſt gegenwärtig in ſo gebundenen Verhältniſſen, hat ſo wenig Zeit frei, daß es für jetzt unmöglich wäre. Wie das Schulweſen, Bürgerrecht etc. beſchaffen ſei, kann ich für jetzt ebenſo wenig ſagen. Das werde ich mir alles genau merken und alsdann Ihnen berichten. —

Nun möchte ich Sie bitten, die übrigen neun Scudi, wie früher

ſchon geſagt, wo möglich im Mai meiner Hausfrau zukommen zu laſſen aber bloß in ihre Hände, der Sigra Angela Poggi. Wenn ein kleiner Reſt bleiben ſollte, ich glaube bloß 5 Pauli, ſo bleiben die Ihnen, da ich nur 9 Scudi ſchuldig bin.

Rathen Sie ja keinem über Ancona, Trieſt Venedig u. Mailand zu gehen, wenn er nicht mit viel Geld verſehen iſt. Es können unerwartete Verzögerungen eintreten, wie z. B. ich das Dampf=ſchiff 4 Tage in Ancona erwarten mußte, dann in Trieſt ebenfalls einen Tag aufgehalten wurde. Dieß verkürzte meinen Aufenthalt in Venedig, wo ich überdies noch ſchlechtes Wetter hatte.

Ich bitte Sie dieß ſchlechte Schreiben mit meiner Zerſtreuung in den erſten Tagen der Ankunft zu entſchuldigen und grüße Sie herzlich in der gewiſſen Hoffnung auf baldiges Wiederſehen.

Arnold Böcklin.

Intereſſant iſt dieſer Brief vor allem aus dem Grunde, weil er die Verhältniſſe jener Tage charakteriſtiſch beleuchtet und zugleich Nachricht gibt von der Reiſe über Ancona, von der man bisher nichts wußte. Der Kleine, von dem Böcklin ſpricht, iſt ein illegitimer Sohn Drebers, mit Namen Fortunato, den ihm eine ſchöne Olevanerin geboren hatte, die bei ihm Modell geweſen war. Gerhardt war der Pate des Jungen und hat ſich ſehr um ſein Fortkommen bemüht. Er hat ihn in ſein Elternhaus zur Erziehung gebracht und ihn auch ſonſt gefördert, wo er konnte. Es ſcheint nun, daß Dreber Böcklin beauftragt hatte, ſich über die Erwerbung des Schweizer Bürgerrechtes und die Schulverhältniſſe in Baſel für den Kleinen zu erkundigen. Seine Natur zog ihn derart mächtig nach Italien, daß er an eine Rückkehr nach Deutſchland kaum noch dachte. Und der ungebundene Künſtler glaubte wohl ſich als Bürger der freien Schweiz beſſer zu fühlen, denn in der engherzigen Geſellſchaft ſeiner ſächſiſchen Heimat. Die Schweiz war ja nach den aufgeregten Tagen von 1848 das Land der Sehnſucht aller freien Geiſter, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß auch Dreber Schweizer Bürger zu werden verſuchte. Drebers Sohn ſtarb als ganz junger Mann am Typhus.

Ein kurzer Überblick über die Geſchichte Italiens im allgemeinen und Roms im beſonderen wird das Verſtändnis für die Vorgeſchichte von Arnold Böcklins Ehe weſentlich erleichtern.

Überall erhoben ſich in jenen Tagen die italieniſchen Patrioten gegen die öſterreichiſche Herrſchaft, und überall wurde der Aufſtand, zum Teil mit blutiger Strenge, unterdrückt. Der Papſt Pius IX., der ſich gleich bei ſeinem Regierungsantritt an die Spitze der nationalen

Bewegung geſtellt hatte, richtete ein weltliches Miniſterium im Kirchenſtaat ein und ernannte einen liberalen Mann, den Grafen Pellegrino Rossi, zum Miniſter. Trotzdem er als der Heros der neuen Zeit gefeiert wurde, konnte er der wachſenden Unzufriedenheit nicht Herr werden, und Rossi zog ſich bald ſo ſehr den Haß des Volkes zu, daß er bei Eröffnung der Kammern ermordet wurde. Es rotteten ſich darauf Haufen römiſchen Pöbels zuſammen, umſtellten, geführt vom Fürſten Canino, einem Neffen Napoleons I., den Quirinal, ſchüchterten den Papſt ein, ſo daß er nunmehr ein radikales Miniſterium geſtaltete. Unter dieſem Zwang fühlte ſich der Heilige Vater in Rom nicht mehr ſicher genug, er verlegte ſeine Reſidenz nach Gaeta, ernannte ein neues Miniſterium nach ſeinem Sinne und proteſtierte offiziell gegen alle Maßnahmen der Republikaner in Rom. Daraus aber machten ſich dieſe gar nichts, ſie erklärten den Papſt ſeiner weltlichen Macht für verluſtig und riefen die römiſche Republik aus. Pius IX. verhängte das Interdikt über Rom, die Republikaner jedoch lachten nur über ſeine Maßregel. Es wurde eine Regierung unter der Leitung von drei Männern berufen, die zunächſt die Geſchäfte der neuen Republik führte. Eine konſtituierende Verſammlung, die im Februar 1849 einberufen worden war, zog das Kirchenvermögen ein, machte Pachtgüter für kleine Leute daraus und Giuseppe Garibaldi organiſierte ein Volksheer. Während in Oberitalien Öſterreich durch ſeinen General Radetzky ſiegreich den Aufſtand des jungen Italien niedergeworfen hatte, wurde der Kirchenſtaat der Hort der neuen Freiheit. Flüchtlinge, einzeln und in Trupps, trafen täglich in Rom ein, die alle von Garibaldi in die Volkswehr eingeſtellt wurden. Es entſtand eine ungeheure Begeiſterung, alles jubelte dem Freiſcharenführer zu und trat unter ſeine Fahnen. Wer das Gewehr nicht tragen konnte, beteiligte ſich an Schanzarbeiten oder Barrikaden, und wer nicht freiwillig kam, den ließ Garibaldi holen. So wurde auch Niccola Pascucci, der Onkel der ſpäteren Frau Arnold Böcklins, zwangsweiſe zum Befeſtigungsdienſt herangezogen.

Gegen dieſe Entwicklung der revolutionären Kräfte rief der Papſt die Hilfe der katholiſchen Mächte an, und ſo rückte am 24. April 1849 ein franzöſiſches Heer unter General Oudinot ins römiſche Gebiet ein, um die ewige Stadt zu belagern. Zwar verkündete der franzöſiſche General in lauten Proklamationen, die Franzoſen kämen nur als Freunde, und die Beſetzung des Kirchenſtaates hätte nur den Zweck, ihn vor dem Einrücken der Öſterreicher und Neapolitaner zu bewahren; die Demokraten aber glaubten dieſen Proklamationen nicht und leiſteten den Belagerern hartnäckigen Widerſtand. Der Angriff Oudinots vor der Porta San Pangrazio wurde abgeſchlagen, worauf

er mit der republikaniſchen Regierung Verhandlungen anknüpfte, die mit einem achttägigen Waffenſtillſtand ſchloſſen. Dieſe Ruhepauſe benutzte der kluge und kühne Garibaldi, bei Palestrina und Velletri die neapolitaniſchen Truppen anzugreifen und über die Grenze zu werfen.

Als nun nach Ablauf des Waffenſtillſtandes die Verhandlungen für beide Teile zu keinem befriedigenden Ende gelangt waren, begannen die Franzoſen von neuem die Stadt zu ſtürmen. Wieder ſtießen ſie vor der Porta San Pangrazio auf die heftigſte Gegenwehr, und auch an anderen Orten wurden die Barrikaden zielbewußt und energiſch verteidigt. Das dauerte wochenlang, bis ſich die Regierung endlich mit den Franzoſen geeinigt hatte und nun den Einzug in die Stadt erlaubte. Am 3. Juli 1849 zogen die Franzoſen in Rom ein. Die Regierung der drei Männer wurde aufgelöſt. Garibaldi marſchierte mit ſeinen Truppen ab nach San Marino und ging wieder nach Amerika. Der Papſt zürnte noch längere Zeit mit Rom und kehrte erſt am 12. April 1850 zurück. Die Ruhe und Ordnung in der Stadt wurde durch das franzöſiſche Militär aufrecht erhalten, wodurch jedoch nicht verhindert werden konnte, daß allerlei Räuberbanden die Gegend durchſtreiften und unſicher machten.

Frau Böcklin hat als junges Mädchen alle dieſe Phaſen der Revolution mitgemacht und lebendig in ihrem Gedächtnis aufbewahrt. Sie lebte im Hauſe ihrer Tante Carlotta Balzer, ſeitdem ſie im Jahre 1836 ihre Mutter, eine geborene Clara Bertoldi, an der Cholera verloren hatte. Ihren Vater, der Marescialo in der päpſtlichen Garde war, ſah ſie nur wenig. Er kam ab und zu, wenn es ihm ſein Dienſt erlaubte. Er ſtarb im Jahre 1846 an einer Lungenentzündung. Tante Carlotta war die Tochter eines Franzoſen namens Fleury, der aus Bordeaux gebürtig war und in Rom als Inſpektor der franzöſiſchen Akademie eine Anſtellung gefunden hatte. Fleury lebt in der Erinnerung Frau Angelas als ein großer, militäriſch ausſehender Mann mit dunklen Augen, der ſich beſonders etwas darauf zugute tat, die napoleoniſchen Kriege mitgemacht zu haben. In der Akademie war er ſo eine Art Faktotum, er beſorgte die geſamte Verwaltung und machte Abgüſſe von alten Medaillen und Kameen, von denen er ſich eine große Sammlung angelegt hatte. Er war vermählt mit Marianna Brunelli und hinterließ, als er im Februar 1862 ſtarb, ſeine einzige Tochter, eben jene Carlotta, in recht guten Vermögensverhältniſſen. Marianna Brunelli hatte noch zwei Brüder, die im Feldzug Napoleons I. 1812 gegen Rußland geblieben waren, und eine Schweſter Cecilia, die im September 1861 ſtarb. Cecilia Brunelli war vermählt mit Lorenzo Pascucci aus Viterbo. Dieſer Ehe entſproſſen

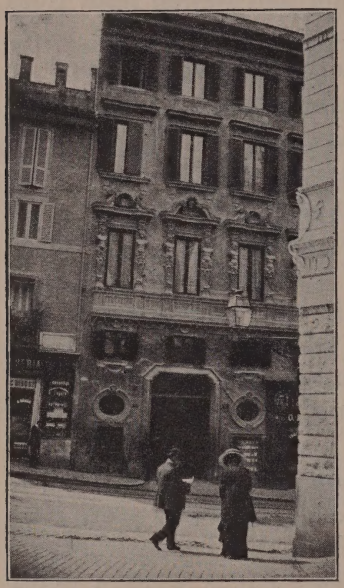
vier Söhne, Domenico, Angelas Vater, Salvatore, in der Familie Onkel Checco genannt, Felice und der schon eben genannte Niccola. Diese vier Brüder hatten eine einzige Schwester Antonia Pascucci, die mit einem sehr angesehenen Handwerker aus Rom, mit Namen Fratelli, verheiratet war. Der Sohn dieses Ehepaares war Augusto Fratelli, der mit Arnold Böcklin bis zu seinem Tode in herzlicher verwandtschaftlicher Freundschaft verbunden war.

Carlotta Fleury heiratete den Schweizer Balzer aus dem Kanton Graubünden, der als Neffe des Konditors Kaflisch nach Rom gekommen war. Kaflisch besaß eine große, sehr angesehene Konditorei auf dem Korso in Rom, die Filialen in Neapel und Palermo abgezweigt, und er hatte zu seiner Unterstützung den Neffen nach Rom kommen lassen. Mit Carlotta Fleurys Vermögen in der Tasche reifte in Balzer der Entschluß, seines Onkels Geschäft zu erweitern, und er gründete mit Kaflisch zusammen die erste Bierbrauerei in Rom, die sehr bald einen außerordentlich großen Gewinn abwarf. Sowohl mit dem Ausschank als auch mit dem Verkauf des Bieres wurde viel Geld verdient, Tag und Nacht gingen die Bierwagen und versorgten ganz Rom und Umgegend mit dem für Italien neuartigen Getränk. Die Brauerei und der Ausschank befanden sich auf der Via Capo le Case in dem alten Palazzo dei Pupazzi, dem Puppenpalast, vom Volksmund so genannt, weil er an der Fassade nach Capo le Case hin Karyatiden hat. Noch heute ist in seinem Erdgeschoß die Brauerei Albrecht installiert. Der Palazzo ruhte mit seinem Fundament auf den alten römischen Katakomben.

Die jugendliche Angela hatte im Hause ihrer Tante ein wirkliches Heim gefunden, denn Carlotta, die selbst kinderlos war, hing mit zärtlicher Neigung an dem jungen, hübschen und liebenswürdigen Mädchen, das einmal Erbe ihres ganzen Vermögens werden sollte, was sie jedoch nicht hinderte, Angela in allen Hausarbeiten von frühmorgens bis abends spät zu beschäftigen.

Angela konnte von der Terrasse auf dem Dache ihres Hauses deutlich die Belagerungsarbeiten der Franzosen vor der Porta San Pangrazio beobachten. Ein großes Fernrohr stand dort oben, und neugierig blickte das zwölfjährige Mädchen durch das Perspektiv und beobachtete das Gewimmel draußen vor der Stadt und die Garibaldiner, die überall ihre Barrikaden erbauten, um den eindringenden Franzosen einen heißen Empfang zu bereiten. Sehr bald begann das französische Belagerungsgeschütz zu spielen, und als Angela in der Frühe mit der Magd ausgegangen war, um Einkäufe zu machen, flog ihr in der Via Gregoriana eine Bombe gerade über den Kopf weg. Die Franzosen richteten ihre Geschütze immer dahin, wo die

proviſoriſche Regierung der drei Männer tagte. Die Regierung mußte infolgedeſſen von Tag zu Tag ihren Sitz wechſeln, und ſo kam ſie auch in die Nähe des Palazzo dei Pupazzi. Da ſich immer Verräter fanden, die den franzöſiſchen Kanonieren den neuen Sitz der Regierung meldeten, ſo war dieſe ſehr bald wieder unter Feuer. Garibaldi war ſehr entſchloſſen und energiſch, ſprengte früh und ſpät durch die Straßen, ermunterte die Bürger bei den Barrikadenarbeiten, trotz der Unbequemlichkeiten tapfer auszuhalten. Das Peinlichſte war für die große Stadt der Waſſermangel, den die Franzoſen dadurch herbeigeführt hatten, daß ſie alle Leitungen, die ihnen erreichbar waren, zerſtörten. Trotz alledem konnten ſie gegen die Aktionen Garibaldis nichts ausrichten. Der Held, für den alle ſchwärmten, hatte einen gewaltigen Zulauf von jungen Leuten, ſo daß ſich ſeine Armee von Tag zu Tag verſtärkte. Auch Angelas Vetter, Augusto Fratelli, kniff ſeinen Eltern aus und nahm die rote Bluſe der Garibaldiner an.



Palazzo dei Pupazzi, Rom.

Gegen Ende der Belagerung wohnte Angela einmal, auf den Schultern ihres Onkels reitend, in der Via due Macelli an der Ecke von Capo le Caſe dem Rückmarſch Garibaldis von den Gefechten vor den Toren Roms bei. Garibaldi ſaß zu Pferde, ſein wallendes, goldenes Haar wehte im Wind und die rote Bluſe, die weiße Mütze mit den Federn machten einen äußerſt maleriſchen Eindruck. Hinter ihm ritt der unzertrennliche Mohr. Am folgenden Tag, es war der denkwürdige 3. Juli 1849, ſah Angela den Einzug der Franzoſen. Die Soldaten machten einen ſehr herabgekommenen Eindruck. Sie waren ſchlapp, elend und vielfach mit Blut beſpritzt. Die Lippen waren ſchwarz vom Pulver der aufgebiſſenen Patronen. Bedrückt und mißtrauiſch, nicht ſtolz wie ein ſiegreiches Heer, marſchierten ſie ein. Sie ſchlichen förmlich und blickten verſtohlen nach den Fenſtern, ſtändig in der Angſt, daß von den Bürgern etwas gegen ſie getan würde. Aber Rom blieb ruhig und duldete die militäriſche Fremdherrſchaft. Garibaldi verſammelte am ſelben Tage bei San Giovanni in Laterano ſeine Armee zu einer Revue und hielt eine kräftige Anſprache, weil er Angſt hatte, daß Meuterei unter ſeinen Soldaten ausbräche. Tat-

ſächlich hatte er auch neben den Söhnen der beſten Familien das ſchlimmſte Menſchenmaterial, das ſich in Italien damals fand, unter ſeinem Degen vereinigt. Als gewiegter Heerführer tat er das einzige, was die Diſziplin wiederherzuſtellen imſtande war, er marſchierte ohne weiteres aus der Stadt ab; denn Soldaten, die angeſtrengten Marſchdienſt haben, denken nicht daran, ſich gegen den Gehorſam zu vergehen.

II.

Meine erſte Bekanntſchaft mit Arnold Böcklin.

Im Jahre 1836 tobte in Rom die Cholera, und als ich kaum ein halbes Jahr alt war, verlor ich meine Mutter an dieſer Seuche. Bei den willkürlichen Sanitätsmaßnahmen im damaligen Kirchenſtaat war ich, da auch mein Vater erkrankte, einfach in ein Kinderlazarett gebracht worden, ohne daß mein Namen irgendwie aufgeſchrieben worden wäre. Ich war eben ein Kind wie tauſend andere. Nachdem nun die Epidemie erloſchen, kamen alle möglichen Leute in das Hoſpital, um ſich der verwaiſten Kinder anzunehmen. Wenn die armen Kleinen ihre Eltern kannten oder gar alt genug waren, ihre Namen zu wiſſen, ging es noch an, dann konnten ſie von ihren Angehörigen, wenn ſie noch am Leben waren, wieder aufgefunden werden. Aber ein Säugling, wie ich, der ohne Namen, ja ohne Nummer eingeliefert war, mußte rettungslos in dem Durcheinander verſchwinden, in dem die hilfsbereiten Mütter ſich Kinder ganz nach Geſchmack und Neigung auswählten. Mich nahm Frau Ruffina aus Morlupo zu ſich als Erſatz für ihren Säugling, den ſie eben verloren hatte. Meinen Namen wußte niemand, meine Mutter war tot, mein Vater krank, kein Menſch fragte nach mir, ich war namen- und herrenloſes Gut. So kam es denn, daß mein Vater, als er die Krankheit überwunden, nicht nur ſeine Frau, ſondern auch ſein Kind verloren hatte. Ein ganzes Jahr lang ſuchte er vergeblich nach mir, er verfolgte alle Spuren, fragte hier und dort, aber niemand wußte etwas von meinem Aufenthalt, ich war und blieb verſchollen.

Mein Vater war Marescialo bei der päpſtlichen Garde, dem Rang nach der älteſte Unteroffizier in der Kompagnie und ſtand infolgedeſſen mit der Geiſtlichkeit auf gutem Fuße. So bemühte ſich der Pfarrer der Gemeinde, zu der meine Tante Carlotta gehörte, der Parroco

Consoloni*), in Gemeinſchaft mit allen zuſtändigen Behörden eifrig, das verlorene Kind wieder aufzufinden, was nach großen Bemühungen endlich auch gelang. Ich wurde nun bei der Tante Carlotta, die kinderlos war und im Palazzo dei Pupazzi in der Via Capo le Case wohnte, untergebracht, da mein Vater als Soldat ſich um mich so gut wie gar nicht kümmern konnte. Bei der Tante blieb ich auch, nachdem mein Vater im Jahre 1846 geſtorben war und wurde von ihr vollkommen wie ein eigenes Kind behandelt.

Tante Carlotta war ſehr gut, aber äußerſt ſtreng und religiös. Der Parroco Consoloni, der übrigens ein ſehr gütiger und liberaler Mann war, ging im Hause aus und ein, und alles, was nur irgend zu tun oder zu laſſen war, wurde mit dem Beichtvater vorher beſprochen. Ich danke der guten Tante heute noch, daß ſie mich zu jeglicher Arbeit im Hauſe angehalten und mir von früh auf die Überzeugung beigebracht hat, daß Arbeit nicht ſchände. In den langen Jahren, die ich mit meinem Gatten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ziehen mußte, iſt mir dieſes keine-Arbeit-ſcheuen in den traurigen Zeiten der Entbehrung glänzend zuſtatten gekommen. Es hat mich über manche ſchwere Stunde ſiegreich hinweggebracht.

Die Schulverhältniſſe waren in den vierziger Jahren in Rom noch recht primitiv. Und Tante Carlotta ſowohl als auch Onkel Balzer, ihr Gatte, taten alles, was möglich war, um mir eine für jene Zeit glänzende Schulbildung zu geben. Ich ging zu den franzöſiſchen Nonnen auf der Piazza della Trinita dei Monti in die Schule. Sie unterrichteten in italieniſcher Sprache, und es war die einzige Schule, die für uns erreichbar war. Für die Knaben gab es nur die Jeſuitenſchulen. Der Lehrplan war natürlich äußerſt einfach. Etwas Geſchichte, nur das Allernotwendigſte, und in der Hauptſache Religion. Die Litaneien und die Meſſe mußten wir ohne jedes Verſtändnis lateiniſch auswendig lernen. Schreiben wurde uns überhaupt nicht beigebracht und lesen durften wir nur Gedrucktes. Was man uns vortrug, mußten wir ohne etwas aufzuſchreiben Wort für Wort auswendig lernen. Auf diese Weise ſollten wir davon abgehalten werden, Liebesbriefe zu ſchreiben, was den Nonnen naturgemäß als ein todeswürdiges Verbrechen erſchien. Dafür hatten wir aber einen ſehr ausgedehnten Unterricht in allen Hausarbeiten. Wir lernten nähen, ſtricken, ſticken und vor allem kochen in der Küche der franzöſiſchen Nonnen. Dieſe Ausbildung iſt mir in meinem ſpäteren Leben außerordentlich zuſtatten gekommen, denn jahrelang habe ich an der Seite

*) Der Name fand ſich unter dem Taufſchein von Arnold Böcklins Tochter Clara, die am 29. Mai 1855 zu Sant Andrea delle Fratte von Parochus Clemente Consoloni getauft worden war.

meines Gatten alle Strümpfe ſelbſt geſtrickt und die Anzüge für die Kinder alle ſelbſt genäht.

Schon während ich zur Schule ging, mußte ich das dort Gelernte zu Hauſe anwenden. Tante Carlotta hielt mich, wie geſagt, ſehr energiſch zur Arbeit an. Ich hatte mein eigenes Zimmerchen, das ich ſelbſt ſehr ſauber in Ordnung halten mußte. In aller Frühe weckte die Tante, dann hieß es aufſtehen, und noch bevor ich etwas zu eſſen bekam, mußte das Bett gemacht und das Zimmer aufgeräumt werden. Dazu kam noch, daß ich verantwortlich war für achtzig Kanarienvögel und Dompfaffen, die Tante Carlotta hielt. Während des Bombardements der Stadt Rom durch die Franzoſen im Jahre 1849 ſtarben faſt alle dieſe Tierchen vor Schreck. Unter ihnen hatte ich auch einen Dompfaffen, der mein Lieblingszögling war, und von den anderen, wahrſcheinlich weil ich ihn beſonders bevorzugte, ſtets gebiſſen wurde. Eines Tages fand ich ihn aus dem Käfig geworfen, an der Erde liegend mit einem gebrochenen Beinchen. Tante Carlotta nahm ihn in Pflege, verband ihn, und er wurde tatſächlich wieder geſund. Ich habe ihn dann ſelbſt erzogen und lehrte ihn mit Hilfe der Vogelorgel ein Lied und die Tarantella pfeifen.

Niemals durfte ich allein ausgehen, ſelbſt zur Schule wurde die Magd ſtets mitgeſchickt, eine Maßregel, die wohl auch ziemlich gerechtfertigt war durch die aufgeregten Zeiten, in denen ſich Rom damals befand.

Tante Carlotta hatte auch eine eigene, nicht immer einwandfreie Art, Kindern die Furcht auszutreiben. Unſer Haus ſtand auf altrömiſchen Katakomben, die als Keller benutzt wurden. Auf mehr als hundert Stufen gelangte man in jene unheimliche Tiefe hinunter. Tante ſchickte mich meiſt allein, nur ſelten mit der Magd, in dieſe Regionen, um Wein oder Öl heraufzuholen. Da geſchah es einmal, daß das Licht verloſch und eine dunkle gespenſtige Gestalt vor mir auftauchte. In fürchterlicher Angſt ſchrie ich laut auf, da bekam ich von der als Geſtalt verkleideten Tante eine kräftige Ohrfeige, die mir die brutale Wirklichkeit der vermeintlichen Geiſtererſcheinung ſehr ſchmerzhaft zu Gemüt führte. Auf dieſe Weiſe verlor ich allmählich jede Furcht, und noch heute gibt es nichts; was mich irgendwie in Schrecken ſetzen könnte. Es mag am Tag oder in der Nacht, im Haus oder außerhalb irgend etwas Zweideutiges paſſieren, wo die meiſten Frauen ſich ſcheu zurückziehen und die Männer vorſchicken, ich gehe immer darauf los und der Sache auf den Grund.

Es hatten natürlich auch die Jugendeindrücke, die Kämpfe der Revolution des Jahres 1848 und die Gefechte Garibaldis mit den Franzoſen viel dazu beigetragen, meinen Mut zu ſtärken. Hatte ich

doch ſchon früh ziemlich viel Schreckliches mit anſehen müſſen. Bei meinem Großonkel Fleury wurde außerdem ſehr viel von Krieg und Kriegstaten erzählt. Nachdem die Franzoſen in Rom eingerückt waren, kamen faſt täglich franzöſiſche Offiziere zu Fleury, der ſelbſt früher napoleoniſcher Soldat geweſen war, und dann wurden beim Wein alle alten Erinnerungen aufgefriſcht.

Tante Carlotta hatte mich ſehr lieb nach ihrer Weiſe und ſuchte mir, wo ſie nur konnte, Freude zu machen. Das größte Feſt für die Kinder war in Rom das Weihnachten, das aber nicht am 24. Dezember und nicht durch eine Beſcherung gefeiert wurde, wie in Deutſchland. Der Feſttag war der Tag der heiligen drei Könige, die Epiphania, und die römiſchen Kinder mußten zu dieſem Tage einen großen Strumpf fertig ſtricken, der wurde in den Kamin gelegt. Nun ſollte die Fee Befana*) kommen und ihn mit allerlei guten und ſchönen Sachen füllen. Das geſchah aber nur, wenn die Kinder artig waren. Hatten ſie ſich dagegen ſchlecht betragen, ſo brachte die Fee nichts anderes als eine Tüte mit Kohle.

So war mein Leben in einer gewiſſen Regelmäßigkeit und faſt klöſterlichen Zucht hingegangen, als ich im Jahre 1850, wie ich vor dem Schulgang gerade das Fenſterbrett abſtäubte, einen jungen fremden Mann mit der Mappe unter dem Arm vorübergehen ſah. Er war ſehr ſchlank, mit ſonnenverbranntem Geſicht, langen Locken und auffallend hellen Augen. Ich dachte mir ſo im Stillen, der junge Mann müßte wie ich eine Waiſe ſein, weil er ſo ganz allein in der Morgenfrühe aus der Stadt hinauswanderte. Seit jener Zeit beobachtete ich ihn häufiger und begann mich für ihn zu intereſſieren. Freilich kann ich heute nicht ſagen, ob er mich, das vierzehnjährige Mädchen, damals überhaupt bemerkte.

Als nun der Frühling des Jahres 1852 kam, blieb mein Morgenſpaziergänger plötzlich aus, und ich ſah lange Zeit nichts mehr von ihm. Erſt als es auf den Winter des Jahres 1853 ging, bemerkte ich, daß vor unſerem Hauſe immer der fremde junge Mann ſtand, den ich früher ſchon geſehen hatte, und ich dachte, er warte auf einen Freund. Es kam mir gar nicht in den Sinn, daß er vielleicht an mich denken könnte. Manchmal ſah er ja wohl nach meinem Fenſter herauf, aber wenn ich vortrat und ihn anblickte, ſchaute er oſtentativ auf die andere Seite, ſo daß ich mit Beſtimmtheit annahm, ich ſei ſicherlich nicht der Gegenſtand ſeiner Fenſterpromenade. Was konnte er auch von mir wiſſen? Gar nichts. Er konnte mich kaum geſehen haben, durfte ich doch überhaupt nicht aus dem Hauſe gehen, höchſtens

*) Befana entſtanden aus Epiphania.

um mit der Magd Einkäufe zu machen und in die Kirche, aber auch das nie ohne Begleitung.

Ich erinnere mich, bis zu meiner Verheiratung Rom überhaupt nur zweimal verlaſſen zu haben. Das erſte Mal, nachdem ſich die Wogen der Revolution ein wenig gelegt hatten. Im Jahr 1850 nahmen mich Tante Carlotta und Onkel Felice Pascucci — er war auch päpſtlicher Soldat wie alle Brüder meines Vaters — mit auf einen Ausflug nach Fiumicino. Wir fuhren im Wagen, und als wir gegen Abend zurückkehrten, paſſierten wir das Schlachtfeld vor der Porta San Pangrazio. Überall ſah man noch die Spuren des Kampfes, die zerſchoſſenen Barrikaden, die zertrümmerten Mauern und die Kreuze auf den Gräbern der Gefallenen. Kurz bevor wir das Tor erreichten, begegnete unſer Wagen dem Papſt, der mit ſeinem Gefolge das Schlachtfeld zu beſichtigen ging. Es entſtand natürlich große Aufregung. Der Papſt ſandte einen Diener und ließ fragen, wo wir hinwollten. Alle mußten wir ausſteigen und niederknien, um den Heiligen Vater vorbeizulaſſen. Der Papſt blieb einen Augenblick ſtehen und ſah mich an, dann trat er heran und fragte mich nach dem Namen.

„Angela Pascucci“ antwortete ich, und Pio Nono wiederholte:

„Pascucci? War dein Vater Maresciallo in unſerer Garde?“

„Ganz recht, Eure Heiligkeit,“ antwortete Tante Carlotta für mich. Da legte mir der Heilige Vater ſeine Hand auf den Kopf, ſegnete mich und ging weiter*).

Noch ein zweites Mal bin ich, wie geſagt, bevor ich die Ehe mit Arnold Böcklin ſchloß, aus den Mauern Roms herausgekommen.

*) Die Kämpfe vor der Porta San Pangrazio begannen am 30. April 1849, nachdem am 25. April General Oudinot in Civita Vecchia gelandet war und gleich den Vormarſch auf Rom angetreten hatte. Sie dauerten bis Ende Juni, am 3. Juli zogen die Franzoſen in Rom ein. Der Papſt war in der Nacht vom 24./25. November 1848 mit Hilfe des bayeriſchen Geſandten beim heiligen Stuhl, Grafen Spaur und Flavon, als ſein eigener Leibarzt, Dr. Alertz, aus Rom nach Gaëta in den Schutz Ferdinands II. von Neapel geflohen, wo er am 27. November eintraf. Nach anderen Berichten floh er als einfacher Prieſter. Er erließ von dort am 17. Juni einen apoſtoliſchen Brief. Am 4. September 1849 überſiedelte er nach Portici; von dort gab er am 8. Dezember die Enzyklika „Nostis et nobiscum“. Am 5. Juli 1849 überbrachte Oberſt Niel, der nachmalige Marſchall, ihm die Stadtſchlüſſel Roms nach Gaëta und am 17. Juli erließ er von dort ſeine Proklamation, aber erſt am 12. April 1850 iſt Pius nach Rom zurückgekehrt. Frau Angela war anfänglich der Meinung, die Begegnung auf dem Schlachtfeld vor San Pangrazio habe ſchon im Juli 1849 ſtattgefunden. Als wir ihr jedoch das Itinerar des Papſtes vorlegten, wurde ſie ſchwankend, und ſchließlich erinnerte ſie ſich, daß in jenem Sommer, da der Ausflug nach Fiumicino ſtattfand, kein Menſch Obſt eſſen wollte, weil es mit den Leichen der Gefallenen gedüngt war. Damit iſt ſichergeſtellt, daß die Begegnung erſt im Jahre 1850 ſtattgefunden hat.

Ich wurde von meinen Verwandten zu einem Jahrmarkt nach Cervara mitgenommen. Wir gerieten mit unſerem Wagen in einen Zug Ochſen, die uns großen Schrecken einjagten. Die Tiere ſtreckten ihre Köpfe zu uns herein und brüllten mächtig. Es ging aber alles ohne Gefahr vorüber.

Uns römiſchen Mädchen der damaligen Zeit wurde nicht viel Zerſtreuung geboten. Ein ſolcher Ausflug galt als großes Feſt in unſerem Backfiſchleben. Man hat uns ſtreng, faſt klöſterlich erzogen, und wir wurden ſowohl von unſerem Beichtvater als von Eltern und Verwandten ernſthaft vor den böſen Männern gewarnt. So war ich übermäßig ſchüchtern geworden. Wenn mich auf der Straße einmal ein Mann anſah, machte ich ihm böſe Augen und rannte ſo ſchnell wie möglich weiter.

All dieſe ſtrenge Zucht jedoch trat zurück in dem Karneval. Da wurden wir in den Taumel der Freude hineingeriſſen und durften ohne jede Kontrolle — natürlich koſtümiert — an den Feſtlichkeiten teilnehmen. Ich war als Albanerin angezogen und ſtand in der erſten Etage der Konditorei meines Onkels Kafliſch auf dem Korſo am Fenſter. Da bemerkte ich auf einmal wieder den fremden jungen Mann aus der Via Capo le Caſe. Er näherte ſich mit einem rieſigen Veilchenbukett, begrüßte mich und warf es mir an dem Hauſe in die Höhe. Ich war ſo ungeſchickt, zwei, dreimal den Blumengruß zu verfehlen, und ſo fiel das Bukett immer wieder auf die Erde. Ein paar Gaſſenjungen, die die Hände in die Hüften geſtützt, dem Spiel zuſahen, ſchoſſen plötzlich auf die Blumen zu, rafften ſie auf und rannten die Straße hinunter in das Gewühl des Karnevals hinein. Mein ritterlicher junger Mann machte kurzen Prozeß und raſte mit ſeinen langen Beinen hinter den Jungen her. Ich noch ſah die wilden braunen Haare und die Beine in die Luft fliegen und ſchließlich meinen Ritter in der Ferne verſchwinden. Es dauerte aber nicht lange, da tauchte er wieder auf mit dem völlig zerſtampften und zerzauſten Veilchenbukett in der Hand, und nun begann das Spiel von neuem. Diesmal war ich aber geſchickter. Ich faßte das arme, halb zerzauſte Bukett und befeſtigte es an meinem Gürtel. Dafür warf ich meinem Ritter eine Blume hinunter, die er mit einem beifälligen Nicken von der Straße aufnahm und — die Barbarei bringt mich noch heute zum Lachen — in die Hoſentaſche ſteckte.

Nun war ich mir ja klar darüber geworden, daß die Fenſterpromenaden des jungen Tedescho mir gegolten hatten und ich war ſo mächtig ſtolz darauf, wie eben nur ein römiſcher Backfiſch ſtolz ſein kann. Mein Mann hatte mir ſpäter erzählt, daß er ſchon lange Gefallen an mir gefunden hatte. Er verkehrte damals viel mit dem

wenige Jahre älteren Landschaftsmaler Albert Flamm, der sein Atelier in der Via Tritone hatte. Dies Atelier gehörte einer Familie Pastorelli, mit der Tante Carlotta befreundet war. Manchmal nun nahm mich die Tante mit zu Pastorellis auf Besuch, dort sah mich dann Flamm und erzählte seinem Freunde Böcklin, er habe gehört, ich wohne in der Via Capo le Case. Mein späterer Gatte hatte aber meine Wohnung, wenigstens die Straße, schon ausfindig gemacht und ging mit Flamm häufig dort herum spazieren. Er traf mich aber niemals. Und eifersüchtig war er auch, denn er erklärte Flamm mit aller Deutlichkeit, es schicke sich nicht, vor den Fenstern einer Signorina Parade zu machen. Nach der Hochzeit habe ich Flamm nur ein einziges Mal gesehen, als wir in der Via delle quattro Fontane wohnten, wo mein Mann sein Atelier im Haus hatte. Arnold malte damals ein Bildchen mit einem in der Sonne schlafenden Schwein, im Hintergrund war ein Bauernhaus, unter dessen Tür der Bauer saß und Strümpfe strickte. Das kleine Bildchen war reizend, farbig und sonnig. Der englische Maler Frederick Leighton, den mein Gatte oberflächlich kennen gelernt hatte, kaufte es von der Staffelei weg.

Mit Flamm und Arnold Böcklin verkehrte damals noch ein Maler namens Zahner, der sehr wenig Talent hatte, sodaß ihn mein Mann immer bemitleidete. Einmal sprach er von ihm und meinte, es wäre besser, wenn er die Kunst überhaupt an den Nagel hinge. Dies erfuhr Zahner und es gab darauf eine heftige Auseinandersetzung. Kurz darauf verließ Zahner Rom und wir haben ihn nie mehr wiedergesehen, auch nie mehr etwas von ihm gehört. Mein Gatte fürchtete, Schuld an seiner plötzlichen Abreise gewesen zu sein.

Wiederum ging einige Zeit hin. Der Karnevalstrubel war vorüber und ich allein zu Hause. Da klingelte es plötzlich an unserer Haustür, und als ich zu öffnen ging, standen mein Ritter mit dem Veilchensträußchen und Albert Flamm draußen. Arnold Böcklin fragte in gebrochenem italienisch, ob hier ein Zimmer zu vermieten sei. Ich antwortete ganz kurz, er habe sich in der Haustür geirrt, nebenan die Herrschaften vermieteten Quartiere. Er aber ließ sich so ohne weiteres nicht abschrecken und fragte, warum denn das schöne Fräulein im Karneval nicht mehr nach dem Korso gekommen sei. Ich aber, dank meiner Erziehung zu Haß und Furcht vor den Männern, machte kurzen Prozeß und schlug ihm die Türe vor der Nase zu. Heute kann ich ja gestehen, daß diese herbe Abweisung nicht so ganz meinem wirklichen Gefühl entsprach, aber ich hörte oben Tante Carlotta kommen, und so wurde diese erste Begegnung mit Arnold Böcklin außerordentlich schnell abgeschnitten.

In den nächsten Wochen sah ich nur vom Fenster aus den

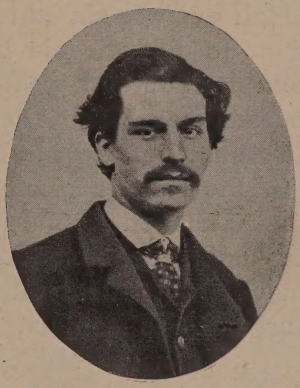
vorübergehenden Maler, und erst als mich eines Abends mein Vetter Augusto Fratelli nach einem Besuch bei Tante Antonia nach Hause brachte, trat plötzlich der rätselhafte Mann, der schon seit zwei Jahren in meinem Gesichtskreise lebte, auf uns zu. Er zog höflich den Hut und redete Augusto an:

„Erlauben sie, daß ich ein Paar Worte mit dieser jungen Dame spreche?“

Und noch ehe mein Vetter etwas erwidern konnte, wandte er sich an mich:

„Sagen Sie, Fräulein, ich sehe Sie oft am Fenster und ich kann mir garnicht denken, wer Sie sind..... wer sind Sie denn eigentlich?“

Man kann sich vorstellen, daß ich außerordentlich verblüfft war, aber ich beurteilte die Unverfrorenheit meines Ritters nicht allzu schlimm und glaubte seine etwas direkte Form rühre wohl von der mangelhaften Beherrschung des Italienischen her und darum fragte ich ihn ganz ruhig:



Augusto Fratelli.

„Was wollen Sie denn nur von mir, mein Herr?“ und er antwortete ebenso ruhig:

„Ich möchte fragen, ob das gnädige Fräulein nicht meine Frau werden will.“

Ich wußte wirklich im Augenblick nicht, wie mir geschah und ich tat, was in diesem Falle das Beste für ein junges Mädchen ist, ich schlug schüchtern die Augen nieder und schwieg.

„Sagen Sie garnichts?“

Ich blieb noch immer völlig stumm und wagte nicht dem ungestümen Frager in die hell leuchtenden Augen zu blicken. Er aber ließ sich nicht beirren und fuhr dringender fort:

„Könnte ich nicht mit ihrem Herrn Vater oder Ihrer Frau Mutter sprechen?“

„Ich habe keine“, antwortete ich.

„Auch keinen Onkel und keine Tante ... wo wohnen die denn? Wohnen Sie in dem Palazzo dei Pupazzi?“

„Ja,“ antwortete ich, „aber dort wohnt Tante Carlotta und es ist besser, wenn Sie bei ihr nicht anfragen, gehen Sie lieber zu Tante Antonia, der Mutter dieses jungen Mannes, meines Vetters.“

Erst nach langer Zeit mußte ich darüber nachdenken, daß diese Anweisung doch eigentlich schon eine Zusage war und heute, nach fast sechzig Jahren, darf ich mir wohl nicht verhehlen, daß schon damals

mein Herz für den Mann, an deſſen Seite ich beinahe ein halbes Jahrhundert in Leid und Freud zu ſtehen das Glück hatte, ein gewiſſes Etwas laut ſeine Stimme erhob.

Natürlich durfte Tante Carlotta nichts von der Sache wiſſen, denn ihre Pläne mit mir waren ganz anderer Natur. Nachdem ſich die Bierbrauerei des Onkels Balzer rapid vergrößert hatte und Kinder ſeiner Ehe nicht beſchieden waren, hatte er ſeinen Neffen Giovanni Hatz aus Graubündten nach Rom kommen laſſen, damit er ihn im Geſchäft unterſtütze. Dieſer Giovanni Hatz ſollte mein Gatte werden, damit mein Erbteil, das ich von Tante Carlotta zu erwarten hatte und das ſich auf fünfundzwanzigtauſend Scudi belief, in der Familie blieb. Mir war dieſer Vetter Giovanni aber unausſtehlich. Er ſah aus wie ein echter Bierbrauer, war mit fünfundzwanzig Jahren ſchon ſo dick wie ein Faß und ich hätte um keinen Preis zu dem Plan der Tante Ja geſagt. Aus dieſem Grunde verwies ich den jungen tedeschiſchen Maler, der ſich mir ſo kühn genähert hatte, an Tante Antonia. Dort wurde alles in der Stille arrangiert.

Die Tante zog zunächſt Erkundigungen über Arnold Böcklin beim ſchweizeriſchen Konſul ein und erhielt eine durchaus befriedigende Auskunft. Der junge Mann, hieß es, ſei zwar ſehr arm, aber fleißig und äußerſt talentvoll und ſo lautete der lapidare Schluß in der Auskunft des Konſuls:

„Wenn das Mädel Courage hat und ihn mag, ſoll ſie's mit ihm riskieren."

Arnold Böcklin brachte noch, um ſich näher auszuweiſen, ſeinen Freund Jakob Burckhardt mit, der als Freiwerber mir und der Tante lebhaft zuriet, in die Heirat zu willigen.

In einem halben Jahr war dann alles ſo weit vorbereitet. Aber wir hatten nicht mit Tante Carlotta und ihren pfäffiſchen Ratgebern gerechnet. Als ſie von der Sache erfuhr, brach ein furchtbarer Sturm los. Die gute Tante war geradezu zum Teufel geworden. Sie ſchimpfte am meiſten darüber, daß der Bräutigam ein Proteſtant war und daß er ſeine Frau und Kinder für ewig in die Hölle mitreißen würde. Darüber, daß ich ihren dickbäuchigen Schweizer nicht mochte, hätte ſie ſich allenfalls noch getröſtet, wenn der Bräutigam wenigſtens ein guter Katholik geweſen wäre.

Seltſamerweiſe regte ſich derjenige, der doch am meiſten Grund zur Aufregung gehabt hätte, unſer Parroco Consoloni, am wenigſten über die Sache auf. Man muß, um den guten Parroco richtig beurteilen zu können, die Weltanſchauung jener Tage in Italien etwas in Betracht ziehen. Zwar hatte der Papſt für ſeine liberalen Anwandlungen in den Zeiten der Februarrevolution ſchwere Bußgänge getan, aber die

niederen Geiſtlichen waren doch damals ſchon recht liberal und national italieniſch. Und da ſie zum großen Teil aus dem Volke hervorgingen und mit dem Volke lebten, ſo fand man unter ihnen auch ein tiefes und liebevolles Verſtändnis für die Bedürfniſſe der Maſſen. Der brave Consoloni war durchaus nicht gegen die Heirat und ihm allein iſt es zu verdanken, daß die großen Schwierigkeiten, die damals einer katholiſchen Römerin entgegenſtanden, die eine Ehe mit einem Proteſtanten eingehen wollte, ſchnell und ſicher weggeräumt wurden. Dem trefflichen Geiſtlichen gefiel mein Bräutigam ſehr gut und er hatte wohl von der hölliſchen Zukunft einer Miſchehe eine durchaus andere Auffaſſung als Tante Carlotta, die ſich nun im Groll ganz von mir abwandte.

Sant Andrea delle Fratte.

Ich zog darum zu Tante Antonia und am 21. Juni 1853 wurden wir von dem Parroco Consoloni getraut. Durch ſeine Vermittlung erhielten wir die Erlaubnis zu dieſer Ehe, die ſonſt viel Geld gekoſtet hätte, faſt ganz koſtenlos. Die Trauung fand in der Kirche Sant Andrea delle Fratte ſtatt.

Bei der Hochzeit war meine Familie ſehr ſchwach vertreten, nur Tante Antonia und ihr Sohn Augusto, einige nahe Bekannte, und als Trauzeuge für meinen Bräutigam ſein Freund Jakob Burckhardt. Nach der Trauung wurde ein Frühſtück ſerviert und dann reiſten wir ſofort ab nach Palestrina, wo Onkel Checco, eigentlich Salvatore Pascucci, der Bruder meines Vaters, als Maresciallo der päpſtlichen Berſaglieri in Garniſon ſtand. In Palestrina lag bloß ein Zug dieſer Truppe unter einem Leutnant, deſſen Wachtmeiſter Onkel Checco war. Er wurde, um das gleich vorauszuſchicken, bei ſeiner Penſionierung noch zum Leutnant befördert, heiratete und fing einen Weinhandel an.

Onkel Checco war gegen ſeinen neuen Neffen von großer Herzlichkeit. Sofort als wir ankamen verſprach er uns, eine reſpektable Hochzeitsgeſellſchaft zuſammenzubringen und in unſerer Wohnung ein Mahl herzurichten, das in jeder Beziehung ſeinesgleichen ſuchen ſollte. Der Onkel hatte uns in einem Hauſe auf der Piazza Sant Agapito eine hübſche Wohnung gemietet, und es traf ſich ſo glücklich, daß unſere Hausfrau gerade acht Tage vor unſerer Ankunft

zum zweiten Male getraut worden war. Tiſche, Teller, Beſtecke und Dekorationen, wie ſie zu einer römiſchen Hochzeitsfeier gehörten, waren alle noch im Haus und unſere Wirtin hatte Übung im Arrangieren von Hochzeiten. Alles ging darum auch glänzend. Außer der geſamten Bekanntſchaft des Onkels aus Bürgerkreiſen waren auch noch der Parroco Con Cesare und der Leutnant der Berſaglieri mit ſeiner Frau und Tochter zum Feſtmahl erſchienen und natürlich ſämtliche Unteroffiziere des Detachements. Ich erinnere mich noch heute des prunkvollen Anblicks der Tafel, der ganz beſonders gehoben wurde durch die ſchönen Uniformen der päpſtlichen Soldaten. Es ging ſehr luſtig zu. Onkel Checco war damals bei ſeinem Leutnant hoch in Gunſt, denn dieſer hätte es gern geſehen, wenn er ſeine Tochter heimgeführt. Er behandelte ihn daher mit ausgeſuchter Aufmerkſamkeit. Mein junger Gatte, der ſich ſein ganzes Leben lang immer ſehr gut mit den Italienern zu ſtellen wußte, wurde ungemein freundlich in Palestrina aufgenommen, trotzdem er Ketzer war und die Geſellſchaft hauptſächlich aus päpſtlichen Soldaten beſtand. Arnold gewöhnte ſich ſchnell an die neue Umgebung. Er war in Baſel vorher mit Luiſe Schmidt verlobt geweſen, die Braut aber war ihm geſtorben. Eine ihrer Freundinnen, Antonie Schermar, die ſpätere Frau von Jakob Mähly begann danach ein ſo lebhaftes Intereſſe für den jungen Künſtler zu zeigen, daß dieſer mit dem ſchnell entzündlichen Herzen der Jugend beſchloß, um ihre Hand anzuhalten. Er wurde aber von der Familie abgewieſen und wanderte dann im Groll mit ſeiner Heimat und ihren engen Verhältniſſen nach Rom *).

Salvatore Pascucci, Onkel Checco.

*) Jakob Achilles Mähly (1828—1902) war Dr. phil. und Profeſſor. Er war ein Jugendfreund Arnold Böcklins, aber durch die Heirat mit Antonie Schermar iſt die Freundſchaft in die Brüche gegangen. Nach Antoniens Tod im Jahre 1862 hatte Mähly ſich mit dem Gedanken einer Wiederannäherung an Arnold Böcklin getragen und ſchließlich 1864 faßte er ſich ein Herz und ſchrieb an den Jugendfreund um ein Bildnis ſeiner Gattin. Ein glücklicher Zufall hat uns den Brief rührender Freundſchaft zum großen Teil aufbewahrt und auch einen zweiten nach Böcklins Zuſage, das

Die beiden Monate, die wir in Palestrina zubrachten waren köstlich. Das reizende Städtchen liegt an einem abschüssigen Hang, die winkligen, steilen Gäßchen sind mit Stufen versehen, sodaß sie wie Treppen aussehen, alte malerische Häuschen, überall auf antiken

---

Bild Antoniens zu malen. Die alte Freundschaft wurde damit wieder besiegelt Böcklin verkehrte während der Jahre 1866—1871 mit Mähly im Leimsutt, und Mähly blieb sein treuer Anhänger. Im Jahre 1890 scheint ein Bruch eingetreten zu sein dessen Ursache aufzudecken uns nicht gelungen ist. Wir fanden aus diesem Jahre Postkarten von Mähly an Böcklin, aus denen hervorgeht, daß Mähly etwas von Böcklin verlangte, öfter und stürmisch verlangte, was Böcklin einfach ignorierte Schließlich hat er ihm gar nicht mehr geantwortet.

Die beiden Briefe, die wir hier geben, sind insofern interessant, als sie die Tatsache feststellen, daß Böcklin Antonia nicht aus freiem Antrieb, sondern auf Ansuchen von Jakob Mähly malte. Das Bildnis wurde im Jahre 1866 nach der eingesandten kleinen Photographie und aus dem Gedächtnis gemalt.

14 ten Sept. 64.

Mein alter Böcklin!

Du wirst dich billig wundern, wenn Du unter diesem Brief meinen Namen erblicken wirst — nach vielleicht zwölfjähriger u. so plötzlich eingetretener Unterbrechung. Du wirst dich wundern, gewiß, aber ich müßte dich nicht kennen oder Du müßtest jede Faser deines früheren Lebens u. Denkens abgestreift haben, wenn Du nicht trotz allen Wundern am Ende dieser Zeilen mich u. mein Anliegen begreifen wolltest. Und da ich eine solche Metamorphose in keinem Menschen, welche im Kreise meiner Bekanntschaft sich bewegen u. bewegten, noch wahrgenommen habe, so habe ich nach lange andauerndem zu Rathe gehen, jetzt plötzlich keck und kühn die Feder ergriffen, in der festen Ueberzeugung dießmal mit meinem alten Freund zu sprechen, welcher die Vergangenheit pietätvoll noch in seinem Herzen trägt. Die Vergangenheit! Lieber Freund, davon ist wahrlich keiner eher befugt zu sprechen als dein armer u. unglücklicher Briefsteller, — ich habe das Wort in seiner grausigsten Bedeutung kennen lernen u. durchkosten müssen, seit diejenige dahin ist, die auch Du einst geachtet und geliebt hast, an deren Leben mein Leben gehangen hat siebzehn schöne Jubeljahre lang — auch sie mitsammt diesen Jubeljahren ist nun vergangen! Ueber die Todte, zumal über diese Todte dürfen wir beide nun friedlich u. ruhig sprechen u. denken, u. über ihrer Grube uns die Hände reichen wenn je die Lebendige uns sollte geschieden haben. — Wenn es geschah wie wenig trug sie die Schuld — Du bist seit jener Zeit ein berühmter Mann geworden; an deinen Augen sind manche schöne und lichtvolle Gestalten, Bilder voll Glanz u. Hoheit vorbeigezogen, aber gewiß in einer Falte deiner Erinnerung ist auch noch ihr Bild vorhanden, das dir immer so freundlich und liebevoll gelächelt hat. Auf diesem Punkt u. in dieser Stimmung wünsche ich dich in diesem Augenblicke, um dir einen Wunsch meinen glühendsten Wunsch vorzutragen. Wahrlich u. die Hand auf's Herz, wäre es ein sogenanntes „Anliegen" womit ihr Künstler so gern und häufig bestürmt werdet, ich würde es nie gewagt haben, deine Zeit und Art mit einem solchen zu behelligen — einen Wunsch aber, der so heilig ist als es nur einen gibt, trägt vielleicht derjenige, trägst Du vielleicht Rechnung, der früher schon unaufgefordert und in eigenem Interesse ihn theilweise verwirklicht hat. Du allein kannst ihn jetzt mir erfüllen, deine Erinnerung

Trümmern aufgeführt, zum Teil ſind ſogar die antiken Reſte in die Häuſer hineingebaut. Hier herrſcht nun ein echt ſüdliches Leben. Schweine und Hühner laufen auf den Straßen herum oder wälzen ſich mit unzähligen Kindern im tiefſten Kot. Eſeltreiber, die ihre Tiere

u. dein langjähriger Umgang befähigen dich dazu — ich meine (Du haſt es ſchon errathen) — ein Bildniß Antonias. Ich beſitze leider nichts als eine kleine, aber deutliche Photographie welche ich dieſem Brief beiſchließe, mit Hülfe derſelben iſt es deinem Genie, welches alle Engel der Erinnerung umſchweben mögen, gewiß möglich, ihre lieben Züge u. ihren herrlichen Charakter im Spiegel deiner künſtleriſchen Auffaſſung zu reproduzieren. Natürlich, iſt dein guter Wille vorhanden, ſo iſt alles gewonnen. Alles ſei dir u. deinem Künſtleriſchen Blick deiner Anordnung u. Auffaſſung hiermit anheimgeſtellt. Lächle nicht über dieſes unbedingte Vertrauen, welches ich zu deinem guten Willen habe, aber ich kann nicht glauben, daß ich eine abſchlägige Antwort von dir erhalten werde, ich müßte irr werden — (Schluß fehlt).

Baſel 9ten Mai. Undatiert, wahrſcheinlich 1865.

Lieber Freund!

Ich kann dir nicht ſagen, wie deine Zeilen, welche ich um Neujahr herum erhielt mich gefreut haben — einer der wenigen lichtvollen Augenblicke des Genuſſes, welche ich ſeit zwei Jahren mein nennen darf.

Erwarte deswegen als Belohnung und Gegengeſchenk keinen Brandbrief in vorliegenden Zeilen. Ich will mich nicht ſchnöden Undanks ſchuldig machen, gewiß nicht, auch weiß ich ſehr wohl und begreife es, daß man Künſtler nicht drängen und treiben darf. Freilich wirſt du fragen, wozu denn dieſes Heer ſchwarzer Geſellen von Buchſtaben als um mich zu bedrohen u. zu umzingeln? Sei getroſt. Sie wollen nur in leiſeſter Form deine Erinnerung einigermaßen auffriſchen, falls dieſe im Drang anderer Arbeiten ſollte in den Hintergrund getreten ſein, denn daß ſie eingeſchlafen iſt, brauche ich nach Ton und Inhalt deines lieben Briefes wahrlich nicht zu beſorgen.

Lieber Freund! Die Erwartung iſt für gewiſſe Naturen, welche keine allzufeſten Nervenſtränge aufzuweiſen haben, wie z. B. die meinige, eine höchſt verzehrende Qual, welcher man geſtatten muß, hie u. da durch Wort u. Frage ſich ihres Allzuviel zu entledigen.

„Habe Geduld mit mir“ lautet der Schlußſatz deines Briefes, habe Nachſicht mit mir und zürne nicht, rufe ich dir zu, u. wenn deine Hand einmal für einige Augenblicke des Pinſels müde iſt, ſo greife mir zu Liebe zur Feder u. melde mir ſo kurz Du nur willſt, einen ungefähren Zeitpunkt bis zu welchem Du glaubſt, das Bild vollenden zu können.

Was mich bei aller meiner Freude plagt, iſt der niederſchlagende Gedanke, daß ich dich um Gefälligkeit und Liebesdienſt erſuche, welche ich dir nicht vergelten kann.

Ich ſchließe dieſe Zeilen als dein wahrer Schuldner, der aber vielleicht auch noch in den Fall kommen kann, deine Freundſchaft dir — nicht mit Zahlen, aber aus ſeinem tiefſten Innern heraus zu vergelten.

Leb wohl
In alter Treue
Dein J. Mähly.

bis zur Unkenntlichkeit mit Gras oder Holz beladen haben, ziehen mit Fluchen und Brüllen ihren Weg und prügeln dabei unbarmherzig auf ihre geduldigen Tiere los. Auch mein Gatte hatte ſich für ſeine Studienausflüge in das Gebirge ein Eſelchen gemietet, das ſein Malgepäck trug. Er ließ es während der Arbeit frei graſen. Wenn er fertig war, war das Eſelchen gewöhnlich weggelaufen und mußte ſtundenlang geſucht werden. In Palestrina gab es — eine Hauptattraktion für meinen Mann — einen vorzüglichen Wein und treffliches Schinken.

Man darf natürlich nicht denken, daß die Zeit in Palestrina lediglich der Flitterwochenſeligkeit gewidmet geweſen wäre, im Gegenteil, mein Gatte arbeitete ſehr viel und ſehr angeſtrengt. Die Umgegend von Palestrina iſt ja außerordentlich reich und gerade ein Punkt, Le Querci genannt zog ihn beſonders an. Es waren dort trockene Felſen, die gewaltig aufſtrebten und heiß in der Sonne glühten. Dort iſt die Gegend, wo zuerſt der Gedanke zum „Paniſchen Schrecken“ entſtand.

Kastell San Pietro.

Gleich hinter dem Städtchen ſteigt der Berg jäh in die Höhe, auf der einen Seite iſt er ganz kahl und hier führt der alte Pfad für Saumtiere nach dem Kaſtell San Pietro hinauf, das von nackten hohen Felſen trotzig herabdroht, auf der anderen Seite waren Le Querci. Der prachtvolle Steineichenwald iſt jetzt der Fahrſtraße über San Pietro nach Capranica zum Opfer gefallen. Die Landſchaft hinter San Pietro iſt äußerſt wild und kahl, verworrene Kalkſteinfelſen bauen ſich grotesk auf, hie und da zieht ſich niedriges Geſtrüpp über die mächtigen Bergrücken hin. Einſam hauſt hier der Ziegenhirt mit ſeinen Herden. Der Blick überfliegt von den Höhen aus unbegrenzt das herrliche Gebirge, im Oſten erblickt man Genazzano und im Süden Valmonzone; weite üppige Täler leiten zu den mächtig aufſteigenden Gebirgszügen von Segni. Nach der andern Seite hin weite Gebirgswellen und hundertfach ſich überſchneidende Rücken, bis man ganz in Glanz und Duft den alten Soracte ſieht, der wie ein gewaltiger Kegel aus der Campagna emportaucht. — Das war die Gegend, in der mein Gatte fleißig ſtudierte, hier iſt die wilde Felſen-

landſchaft, die wir in dem die Hirten ſchreckenden Pan wiederfinden, hier ſind unzählige andere Motive. Hauptſächlich hat er in jenen Tagen mit Bleiſtift gezeichnet. Auch mein Porträt entſtand damals. Alle die Skizzen hat mein Mann nachher in Weimar für fünfundzwanzig Taler an Baron von Ramberg verkauft.

Die ſchöne Umwelt von Palestrina war damals recht unſicher. Ich habe häufig große Angſt um meinen Gatten ausgeſtanden, wenn er über die Zeit draußen blieb. Darum bin ich denn, ſoweit es ſich irgend tun ließ, immer mitgegangen, und gerade als ich dabei war, wurden wir einmal regelrecht angefallen. Wir hatten einen Ausflug nach Genazzano gemacht und unten im Tale tauchten plötzlich Feldarbeiter auf, die uns attackierten. Einer von ihnen ſuchte meinen Gatten mit dem ſcharfen Spaten niederzuſchlagen. Ich ſchrie laut auf, und es hätte ſicher eine Kataſtrophe gegeben, wenn nicht auf der einſamen Straße einige Weiber aufgetaucht wären, die gleichfalls ein furchtbares Geſchrei erhoben und die Kerle ins Gebüſch ſcheuchten. Onkel Checco hatte uns immer davor gewarnt, allzu einſame Gegenden aufzuſuchen. Er ſagte, die Leute ſeien zu ſchlecht und man könne die Banditen garnicht von den gewöhnlichen Landarbeitern unterſcheiden. Sie arbeiteten ruhig als Tagelöhner bei irgend einem Bauern im Felde und hätten ihre Waffen unter einem Buſch verborgen, bis die richtigen Leute vorüberkämen. Dann verwandelten ſich die harmloſen Feldarbeiter plötzlich in Banditen und griffen ihre Opfer an. Wenn der Raubanfall gelungen war, verſteckten ſie wieder ihre Waffen und beſchäftigten ſich als wenn nichts geſchehen wäre mit der Beſtellung des Ackers.

Le Querci bei Paleſtrina.

So war es äußerſt ſchwierig, den Banditen auf die Spur zu kommen.

Als wir nach Hauſe kamen, erzählten wir natürlich Onkel Checco unſer Abenteuer und er ſchickte ſofort eine Patrouille ab, um die Kerls feſtzunehmen, aber die Patrouille kam unverrichteter Sache wieder zurück. Die Banditen waren nicht mehr zu erreichen geweſen. Nach dieſem Abenteuer hüteten wir uns ſpäterhin, allzuweit hinaus in die Campagna zu gehen. Arnold hätte natürlich ſeine Studien-

gänge nach wie vor weiter ausgedehnt, denn er kannte überhaupt keine Furcht. Ich aber hatte von dieſem erſten Abenteuer genug und duldete weitere Ausflüge nicht.

Noch eines anderen Abenteuers erinnere ich mich aus unſeren Flitterwochen, das war aber luſtig, ſehr luſtig. Von einem Hinterfenſter unſerer Wohnung konnten wir hinunter in den Hof ſehen, wo unſere Hauswirtin in einem kleinen Stalle ein Schwein hielt; dieſes Tier hat uns manches herzliche Lachen entlockt. Es war nämlich ausnehmend ſchlau und dann ganz beſonders, wenn es ſich darum handelte, irgendeinen Leckerbiſſen zu erwiſchen. Sobald die Hauswirtin weg war, öffnete das kluge Borſtentier mit ſeiner Schnauze vorſichtig die Falltür des Stalles und watſchelte langſam in die Küche. Dort ſchnupperte es herum und ſtahl alles Freßbare, was es irgend erreichen konnte. Einmal hatte es wieder ſein Gefängnis erbrochen und war in die Küche gewandert, wo ein Sack mit Kleie an einem Nagel über einem Kübel hing, aus dem das Schwein luſtig fraß. Unerſättlich wie nur ein Schwein iſt, ſchnüffelte es, nachdem der Kübel leer gefreſſen nach dem Sack Kleie hinauf und überdachte mit überlegener Ruhe, wie es dazu gelangen könnte. Es machte alle möglichen Verſuche in die Höhe zu kommen und ſchließlich entſchloß es ſich, auf den Stuhl zu klettern, den Sack abzureißen und ſeinen Inhalt in den Kübel zu ſchütten. Das gelang vortrefflich, und nun fraß das gierige Haustier den ganzen Kübel leer. Aber die Rache folgte auf dem Fuße, denn die Hauswirtin kam zurück und es regnete Hiebe auf den fetten Rücken. Das Schwein erhob ein fürchterliches Geſchrei, rannte aus der Küche fort auf den Hof, erreichte die geöffnete Tür, und verſchwand im Felde. Alle Mühe, es wieder aufzufinden, war vergeblich. Drei Tage betrauerte unſere Hauswirtin ihr borſtiges Freßtier, da kam es auf einmal ſchmutzig und abgemagert durch die Hoftür gemütlich wieder herein gewatſchelt, öffnete ſich ſelbſt die Stalltür und tat als ob überhaupt nichts geſchehen wäre. Die Hauswirtin war natürlich ſehr glücklich, liebkoſte den freiwillig zurückgekehrten Flüchtling und ſchüttete ihm in den nächſten Tagen alle möglichen Leckerbiſſen in ſeinen Trog.

Nach Verlauf von zwei Monaten packten wir unſere
ſieben Sachen zuſammen und fuhren mit der Poſt
nach Rom zurück, um uns dort in dem Kreis
zunächſt dauernd einzurichten, der meinem
Gatten lieb und vertraut war. Die
Überſiedelung geſchah Anfang
September des Jahres 1853.

III.

Rom 1853—1857.

Junge Freuden, junge Leiden.

In Rom trafen wir ſo ziemlich alle die Freunde wieder, mit denen Arnold Böcklin während ſeiner Junggeſellenzeit vertraut verkehrt hatte. Es waren harmlos vergnügte junge Leute, und da ſie auch mich mit einer außerordentlichen Herzlichkeit aufnahmen, fehlte uns nichts zu einem ungetrübten Eheglück. Nahrungsſorgen, wie ſie uns ſpäter das Leben verbittern ſollten, hatten wir zunächſt noch nicht, denn das geringe Vermögen, das mir von meinem Vater geblieben war und die kleine Penſion, die ich als Tochter eines päpſtlichen Maresciallo vorläufig für die Dauer von zwei Jahren noch erhielt, reichten bei unſerer Anſpruchsloſigkeit völlig hin, uns ein ſorgenloſes Leben zu geſtatten. Durch die päpſtliche Schatulle wurden mir täglich drei Franken gezahlt und Weihnachten kam noch ein Geſchenk des Heiligen Vaters von hundert Franken.

Passegiata di Ripetta (Rom).

Das Leben war damals in Rom außerordentlich billig, und da wir auch eine Wohnung gefunden hatten, die uns nicht ſehr teuer zu ſtehen kam, ging alles vorzüglich. Wir wohnten in der Via delle quattro Fontane in einem Pavillon der Villa Albani, deren ſchöner Garten heute längſt verbaut iſt. Damit iſt auch natürlich der Pavillon verſchwunden, in dem wir die erſte Zeit unſerer Ehe zubrachten. Die

Wohnung lag sehr frei, schon halb in der Campagna, gegenüber waren kleine malerische Osterien, und mein Gatte hatte so ganz in der Nähe eine Überfülle von Motiven, die er auch außerordentlich fleißig ausnutzte. Hauptsächlich war es Franz Dreber, der ihn immer und immer wieder zum Naturstudium anregte und auch damals wie in den Zeiten vor unserer Ehe mit ihm hinausging und zeichnete. Ich führte natürlich ganz das Leben halb Künstler, halb Student mit,

A. Böcklin: Arnold Böcklin und Frau.
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

und wir haben viel lustige Streiche mit den Leuten aus der Ripetta durchgemacht. Besonders zur Karnevalszeit waren wir alle sehr ausgelassen mit Gerhardt, Kaupert und Gunkel, der sich leider zwei Jahre später aus unbekannten Motiven erhängte.

Das Atelierhaus in der Passegiata di Ripetta Nr. 35 gehörte und gehört heute noch dem Ospizio di San Michele an dem Tiber bei der Porta Portese. Es bestand aus drei Stockwerken, die sowohl innerlich als auch außerhalb der Wohnungen durch Treppen verbunden

waren. Heinrich Gerhardt hatte das ganze Haus im Jahre 1850 gemietet, das Erdgeschoß mit einem Bildhaueratelier bezog Kaupert, den ersten Stock Franz Dreber, im zweiten wohnte Gerhardt selbst. Als Kaupert Rom verlassen hatte und Dreber gestorben war, löste er den Vertrag und behielt nur den zweiten Stock für sich, wo er heute noch wohnt. Ich erinnere mich einer sehr lustigen Geschichte aus jenem Haus, die mein Gatte mir erzählte.

Wie noch heute in Italien das Bettlerwesen besonders ausgebildet ist, so war es damals in Rom nach der Revolutionszeit in noch viel größerem Maße Mode. Leute mit ganz gesunden Gliedern, die lediglich arbeitsscheu waren, ernährten sich von der Bettelei, und so kam auch in das Haus der Ripettaleute regelmäßig ein alter Bettler, der von Stockwerk zu Stockwerk hinaufstieg und seine weinerliche Bitte um Almosen vorbrachte. Kaupert nun, der ein außerordentlich humorvoller Mensch war, hatte sich in den Kopf gesetzt, diesem armen Teufel einen heilsamen Schreck einzujagen. Als er eines Tages im Erdgeschoß vorsprach, öffnete Kaupert mit einer mächtigen Bildhauermütze aus Papier auf dem Kopf die Türe und antwortete mit Grabesstimme auf das Sprüchlein des Bettlers: „Non c'é niente„ — es gibt nichts.

Der Bettler kletterte nun langsam außerhalb der Wohnung zur nächsten Etage hinauf. Kaupert tat im Innern desgleichen und wartete an der Tür bis es klingelte. Diesmal machte er ein etwas freundlicheres Gesicht, antwortete aber mit derselben Grabesstimme: „Non c'é niente.“ Und als sich dieselbe Szene im dritten Stockwerk wiederholte und Kaupert grinste, schrie der Bettler laut auf: Diavolo! Diavolo! stürzte die Treppe hinunter, als ob der Teufel wirklich schon hinter ihm wäre und ließ sich in dem Spukhause nie wieder sehen.

In der Ripetta wurden natürlich auch mancherlei Feste gefeiert, die an Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Ausstattung nichts zu wünschen übrig ließen, aber an Tollheit und Ausgelassenheit ihresgleichen suchten. Die amüsanteste Episode eines solchen Festes war jedesmal, wenn Gerhardts Bart vorgenommen wurde. Er hatte nämlich einen sehr dünnen Flaum an Kinn und Wangen und die Freunde behaupteten, daß sie alle seine Haare gezählt hätten. Von Zeit zu Zeit nun wurde die Bartprobe gemacht. Einer von den Freunden untersuchte den Flaum, und wenn dann festgestellt wurde, daß ein Haar mehr gewachsen war, erhob sich ein allgemeiner stürmischer Jubel. Gerhardt war übrigens außerordentlich beliebt in dem Kreis, denn er galt für sehr reich. Die Veranlassung zu diesem Gerücht war lediglich der Umstand, daß er von Hause einen geringen Zuschuß erhielt, den er aber regelmäßig, sobald er eintraf, mit den andern

teilte, die nichts hatten. Er war auch sehr erfinderisch, und wenn die Freunde vor Kälte schlotterten, weil ja doch das Geld fehlte, um reichlich Holz in den Kamin zu bringen, saß Gerhardt behaglich in seinem Lehnstuhl und hatte sich seine große Katze um den Bauch gelegt, um von ihrer Wärme etwas zu profitieren.

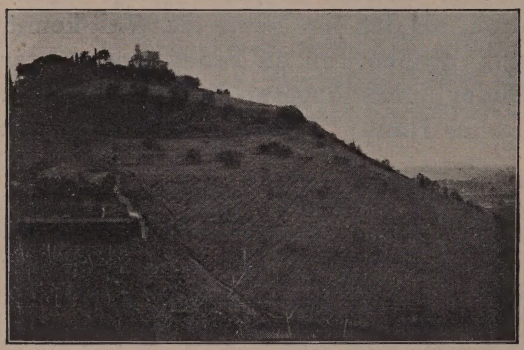
So kam das Jahr 1854 heran, in dem uns unser erstes Söhnchen geboren wurde, das den Namen Fritz erhielt. Mein Gatte hatte sich ein großes Zimmer unserer Wohnung zum Atelier eingerichtet, in dem er fleißig arbeitete. Er lebte nun ganz als Italiener, sprach damals auch schon recht gut die Landessprache, wobei ihm der rege freundschaftliche Verkehr mit meinem Vetter Augusto Fratelli ganz besonders zustatten kam. Unter den Freunden hatte sich auch Flamm wieder eingefunden, er kam jedoch nicht zu uns ins Haus. Dagegen ließ sich häufiger Franz Dreber sehen, aber seltsamerweise wurde die frühere Freundschaft, je weiter Arnold in seiner Kunst eigene Wege ging und der Meister wurde, als den ihn heute die Welt kennt, immer kühler, und das lag zum großen Teil an Franz Dreber, der boshaft und abfällig über die Bilder seines jüngeren Kollegen urteilte. Immer hatte er die Bemerkung zur Hand: „Was willst Du denn mit Deinen Färbchen."

So hatte mein Mann im Jahre 1854 ein ganz eigenartiges Waldbild gemalt, das schon den ganzen Böcklin der Zukunft zeigte. Im Vordergrund war ein Wasser, um das Nymphen tanzten, alles war sehr in Sonne und Farbe getaucht. Da kam Dreber wieder mit einem spöttischen Lachen auf dem Gesicht und wieder mit der stereotypischen Wendung von den Färbchen. Es entstand ein heftiger Wortwechsel und als Dreber im Zorn weggegangen war, zertrat Arnold das Bild und riß es in kleine Fetzen. Damit war er überhaupt auch im späteren Leben schnell bei der Hand, ein Werk, das ihm nicht ganz zusagte, völlig zu zerstören, anstatt es aufzuheben und bei gelegener Stunde wieder vorzunehmen, um es von neuem durchzuarbeiten. So erinnere ich mich, daß er damals ein reizendes kleines Bildchen gemalt hatte, das eine Kuh mit einem Kalb darstellte. Es war fast fertig, und es hatten sich auch schon Käufer gemeldet, da gefiel es ihm plötzlich nicht mehr. Er sagte, es sei keine Kunst, so etwas zu malen, gab dem unschuldigen Genrebildchen einen Tritt und vernichtete es.

Mit unserem Fritzchen waren wir so glücklich und zufrieden, trotzdem wir nur das allerdürftigste Leben führen konnten. Mein Mann studierte immer und immer und zu verkaufen war so gut wie garnichts. Er malte mich damals mit dem kleinen Fritzchen auf dem Arm als Madonna in einem roten Kreppschal. Das Bild hat er wahrscheinlich weggeschenkt, jedenfalls habe ich es seit jenen Tagen nie mehr gesehen.

Jetzt nahmen wir auch unsere Spaziergänge, die infolge meines Zustandes natürlich hatten unterbrochen werden müssen, wieder auf. Unser Ziel war meistens der Monte Mario, jenseits des Tiber, von dem aus man eine wunderbare Aussicht über das Gebirge und die Campagna hatte. Auch Rom, das bald im Nebel, bald in funkelnder Sonne einem zu Füßen lag, bot ein entzückendes Bild. Arnold war besonders begeistert von dem Monte Mario, vor allem von der Villa Stuart, die ihn mit ihren uralten Zypressengängen lebhaft anzog. Dort hat er Motive gesammelt, die häufig in den Bildern der späteren Zeit wiederkehrten.

Auf dem Monte Mario hatten wir ein Abenteuer, das recht unangenehm hätte ablaufen können, wenn nicht unser kleiner Pudel, Dick mit Namen, uns gerettet hätte. Der Hund war von einem österreichischen Maler Karl Böheim im Tiber treibend aufgefunden, gerettet und später meinem Manne zum Geschenk gemacht worden. Er war äußerst anhänglich und wie alle Pudel sehr klug.



Monte Mario (Rom).

Wir waren auf dem Weg zum Gipfel des Mario hinauf, da stand mitten in der Straße ein Bauer in Sonntagstracht. Der Hund schoß voraus, beschnupperte den Kerl und knurrte immerzu, sodaß mein Gatte aufmerksam wurde. Als wir vorüber waren, pfiff der Kerl. Wir achteten aber gar nicht weiter darauf, denn es hatte kurz vorher geregnet, und wer die Wege in italienischen Gebirgen an solchen Tagen kennt, weiß, daß man sehr vorsichtig gehen muß, um nicht bis an die Knöchel oder noch tiefer im Schlamm zu versinken. Schließlich konnten wir kaum noch vorwärts. Mein Mann meinte, ich solle zurückbleiben, er wolle vorausgehen und den besten Weg aussuchen. Der Pudel blieb bei mir. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe mein Mann die Höhe erreicht hatte und mir von oben zuwinkte. Als ich nun hinaufkam, bedeutete er mich stille zu sein, drückte sich in eine Ecke und zeigte mit dem Finger nach unten. An der Biegung der Straße, die wir aber des Schmutzes wegen nicht eingehalten hatten, kauerten zwei Kerle mit Gewehren im Anschlag und beobachteten die Straße aufwärts, von wo sie die durch den Pfiff angekündigte Beute erwarteten. Vorsichtig zogen wir uns zurück und

gelangten auf einem andern Weg in Sicherheit. Vor der Porta Angelika trafen wir einen Gendarmen, dem wir von unſerem Abenteuer berichteten. Er ſchüttelte den Kopf und meinte, es wäre doch beſſer, jene einſame Gegend zu meiden, weil ſie von Banditen wimmele.

Ein andermal kamen wir in der Nacht in der Nähe der Piazza Navona durch eine ganz kleine Gaſſe, die gar keine Laterne hatte. Das Dunkel wurde nur ein ganz wenig durch das myſtiſche Licht eines Madonnenbildes erhellt. Da tönte plötzlich ein gellender Todesſchrei an unſer Ohr; ein Menſch mit einer Maske vor dem Geſicht, Schuhen in der linken und einem blutigen Meſſer in der rechten Hand, jagte wie ein gehetztes Wild an uns vorüber. Mein Mann läßt mich ſtehen und rennt hinterher. Ich ging ein Stückchen weiter, um zu ſehen, wohin ihn die tolle Jagd führte, aber er war ſehr ſchnell in der Finſternis der nächtlichen Straßen verſchwunden. Ich konnte daher nichts anderes tun, als geduldig warten, bis er zurückkam, und das dauerte eine nicht allzu kurze Zeit. Endlich kehrte er atemlos wieder und erzählte, er hätte den Mörder faſt eingeholt, da hätten ſich ihm aber zwei Kerle entgegengeworfen und ihm zugerufen: „Laß ab, laß ihn laufen!“ und er hätte ſich der Übermacht unterwerfen müſſen. In derſelben Nacht waren elf Menſchen ermordet worden und zwar faſt alle aus politiſchen Gründen.

Arnold arbeitete damals fleißig den ganzen Tag. Er kam nur ſchnell zum Mittageſſen, ging dann wieder ins Atelier und malte bis zum Abend. Oft gingen wir zuſammen weg, des öfteren aber blieb ich auch allein zu Hauſe und beſchäftigte mich mit der Wirtſchaft, bis er meiſtens ſehr ſpät in der Nacht zurückkam. Gewöhnlich hatte er dann noch keine Luſt zum Schlafengehen und plauderte mit mir weiter bis zum frühen Morgen. Dabei trank er und rauchte wie ein Schornſtein, bis mir ſchließlich die Augen zufielen, ſo daß ich dringend zum Schlafengehen mahnte. Nun hätte man meinen ſollen, er wäre bis tief in den Tag hinein im Bett liegen geblieben, wie es andere tun, wenn ſie die Nacht über aufgeweſen ſind; aber nein, er ruhte ſich nur ganz kurze Zeit aus, dann ſtand er auf und ging wieder mit friſchem Mut an das Tagewerk. Damals machte er einen Verſuch mit gekochtem Öl, das er ſich ſelbſt zubereitete. Der Erfolg war aber nicht nach ſeinem Geſchmack und ſo gab er dieſe Technik bald wieder auf.

In jenen Nächten erzählte mir Arnold Böcklin auch ſehr viel aus ſeiner Jugendzeit. So erinnere ich mich noch einer Geſchichte, die ſich im Herbſt oder Winter 1847 in Genf zutrug, da mein Gatte Schüler von Calame war. Wenn er draußen ſaß und nach der Natur zeichnete, kam immer ein alter vornehmer Franzoſe und ſchaute ihm ſtundenlang wortlos zu. Es entſpann ſich allmählich ein eigentümliches

Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden, bei dem allerdings nicht viel gesprochen wurde. Der alte Franzose kam, grüßte, blieb hinter ihm stehen und schaute auf seine Arbeit. Wenn er ging, sagte er stets: „Continuez et vous arriverez", und seltsamerweise ist dieser Ausdruck aus der frühesten Jugend meines Gatten ihm durch sein ganzes Leben treu geblieben. Sehr häufig sagte er, und wir Familienmitglieder nahmen uns das auch an, wenn irgend etwas war, das getan werden mußte, continuez et vous arriverez. Mit der Zeit wurde der alte Herr vertraulicher und kaufte ihm schließlich eine Kleinigkeit ab. Die Hauptsache aber waren seine guten Ratschläge, nicht in künstlerischer, sondern in moralischer Beziehung. So sagte er ihm stets: „Halten Sie sich fern von den schlechten Frauen, denn es gibt so viele gute."

Arnold hatte in jenen Tagen einen ungebändigten Appetit und da er sich genierte, in einem Speisehaus zuviel zu essen, so abonnierte er in dem Augenblick, wo er ein kleines Bildchen verkauft hatte, einen zweiten Mittagstisch und nahm so eine doppelte Hauptmahlzeit ein. Schlimmer noch ging es ihm im Jahre darauf in Paris, wo er den ganzen Sturm der Februarrevolution miterlebte. Von Haus kam niemals ein Heller Unterstützung, und Arnold ernährte sich lediglich dadurch, daß er Porträts zu fünf Franken das Stück für Arbeiter zeichnete.

Auch aus seiner ersten römischen Zeit, wo ich ihn nur vom Vorübergehen kannte, erzählte er manche Schnurre. So hatten sich die Freunde einmal, da Gerhardt gerade Geld von Hause erhalten, gemeinschaftlich einen Truthahn gekauft. Arnold Böcklin als der Jüngste mußte ihn unter den umfangreichen italienischen Radmantel nehmen, um ihn auf diese Weise nach Hause zu schaffen und zu braten. Unterwegs kamen sie am Pantheon vorüber und traten ein. Es war ein großes Gedränge, denn eben hatte gerade die Messe begonnen, und plötzlich, niemand wußte wie es gekommen war, zappelte sich der Truthahn aus meines Gatten Arm los und rannte zwischen den Menschen durch. Sofort begann eine fürchterliche Hetzjagd im Pantheon. Natürlich war jede Andacht zur Messe gestört, es ging drunter und drüber in der Kirche. Alle Andächtigen beteiligten sich an der Jagd, und so wurde der Truthahn mit vereinten Kräften schließlich wieder eingefangen und in sein Gefängnis unter den Radmantel zurückgebracht. Aber die Freunde mußten sich eilen, daß sie aus der Kirche hinauskamen, denn die Geistlichen glaubten, die ganze Affäre sei ein Streich der deutschen Ketzer gewesen und begannen ihre Gemeindemitglieder aufzuhetzen, so daß Rückzug der bessere Teil der Tapferkeit war.

Mein Gatte wohnte als Junggeſelle bis zu ſeiner Rückkehr nach Baſel im Frühjahr 1852 in der Via Gregoriana bei der Signora Angela Poggi. Er hatte es dort recht gut gehabt, kehrte aber doch, als er im Herbſt 1852 wieder nach Rom kam, nicht mehr in die alte Wohnung zurück, weil er erfahren hatte, daß ſeine Wirtin die Schweſter des berühmten Räubers Passatore ſei. Er erinnerte ſich nun auch, daß er häufig ſonderbar zweideutiges Geſindel im Geſpräch mit ſeiner Wirtin geſehen hatte. Tatſächlich hat die Schweſter Passatores Angiolina geheißen. Passatore war übrigens nicht der wirkliche Name des Räubers, es war bloß ein Pſeudonym, ſein richtiger Name iſt mir entfallen. Kurz nach Arnolds Abreiſe wurde er gefangen und in den Bagno nach Civita Vecchia gebracht.

Im unteren Stock desſelben Hauſes wohnte ein alter Italiener, den mein Mann kennen gelernt hatte. Es herrſchte während des Sommers 1851 eine lähmende Hitze, und unzählige Fliegen quälten die erſchlaffte Menſchheit. An ſolchen Tagen konnte man ſelbſtredend nicht arbeiten, und Arnold vertrieb ſich die Zeit mit Fliegenfangen, die er zum Ulk mit roter Farbe anmalte. Schließlich war das ganze Haus maſſenhaft von roten Fliegen durchſchwärmt, die natürlich auch in das untere Stockwerk zu meines Mannes Bekanntem flogen. An einem brütend heißen Nachmittag nun beſuchte Arnold Böcklin den alten Herrn. Schon beim Empfang jammerte er: „Oh, welch eine hölliſche Hitze, ſo etwas iſt ja noch nie dageweſen in Rom ... und ... ſehen Sie nur ... ſogar die Fliegen fangen an, rot zu werden. Es iſt furchtbar, ich glaube, das Feuer des Jüngſten Gerichtes bricht über uns herein.“ Mein Gatte tat natürlich ebenſo verzweifelt, obwohl er innerlich vor Lachen bald geplatzt wäre.

Eine natürliche Folge der großen Hitze war bei meinem Gatten eine ſchwere Fiebererkrankung, die Perniciosa nennt man die Krankheit im Volke. Er verließ darum das heiße und ungeſunde Rom und überſiedelte nach dem hochgelegenen Albano. In großer Not und Verlegenheit wandte ſich der junge Künſtler nach Hauſe und erhielt auch von ſeiner Mutter durch Vermittlung der Frau Schermar etwas Geld, ſodaß er ſich anſtändig pflegen konnte. Schnell überwand in der köſtlichen Luft des Albanergebirges ſeine geſunde Natur die Perniciosa und er konnte bald daran denken, wieder an die Arbeit zu gehen. Die herrliche maleriſche Umwelt bot reichlich Stoff zu Studien und in kurzer Friſt war ſeine Mappe wohlgefüllt.

Als er nach Rom zurückreiſte, fuhren in demſelben Eiſenbahnwagen — von Frascati nach Rom ging damals ſchon eine Eiſenbahn, die erſte auf römiſchem Gebiet — zwei Fremde. Arnold Böcklin kam mit ihnen bald in ein Geſpräch und die Fremden intereſſierten

ſich derartig für den jungen Maler, daß man für den folgenden Tag eine Zuſammenkunft in Rom verabredete. Bald darauf beſuchten ſie ihren neugewonnenen Freund auf ſeiner Bude in der Via Gregoriana und kauften ihm ſämtliche Studien aus Albano ab. Es war zwar nicht viel Geld, was er dafür erhielt, aber es reichte aus, um etwas auf die hohe Kante legen zu können, und mit dieſen Erſparniſſen reiſte Arnold im Frühjahr 1852 nach Baſel.

Sehr luſtig erzählte er von dieſer Reiſe. Seine Reiſeroute ging über den St. Gotthardt. Er hatte ſich noch kurz vorher in Italien einen billigen Nankinganzug gekauft und wanderte nun in die herrliche Hochgebirgsnatur des gewaltigen Paſſes hinein. Auf der Sattelung überfiel ihn ein Regen und nun ereignete ſich etwas Furchtbares. Es ſtellte ſich heraus, daß der ſchöne Nankinganzug nicht genäht, ſondern geleimt war und der unbarmherzige Regen löſte ihn in ſeine Beſtandteile auf. Noch in ſpäteren Jahren konnte ſich mein Gatte vor Lachen nicht halten, wenn er daran dachte, wie die einzelnen Bahnen des klatſchnaſſen Nankingſtoffes um ſeine Geſtalt geflattert waren.

Lange hielt er es in den engen Verhältniſſen der Vaterſtadt nicht aus, die Italienſehnſucht, die ihn ſein ganzes Leben lang beherrſcht, trieb ihn im Herbſt 1852 ſchon wieder nach Rom zurück. Zu der Schweſter des Räubers aber wollte er nicht mehr ins Quartier ziehen, er mietete ſich deshalb in der Via Siſtina ein Zimmer, das ihm Wohnraum, Schlafſtelle und Atelier zugleich war. Sein einziger ſtändiger Gaſt war der Hunger. Geld hatte er ſo gut wie gar nicht und er ernährte ſich lediglich von Brot und Lattuga, dem zarten römiſchen Schnittſalat, Puffbohnen waren ſchon eine Delikateſſe.

Sein Zimmer wimmelte damals von Mäuſen, die mit der Zeit, da Arnold ſie ruhig gewähren ließ, ſehr zutraulich wurden. Wenn er an ſeinem wackeligen Tiſch ſaß und ſein kärgliches Frühſtück einnahm, kam die ganze Schar der kleinen grauen Atelierbewohner bis auf den Tiſch. Aber ſeltſamerweiſe ſtörten ſie den Eſſenden nicht, ſondern ſetzten ſich in einer reſpektablen Entfernung im Kreiſe um ihn herum und warteten, bis er ihnen etwas gab. Poſſierlich war eine alte Mäuſemutter, die ihre Kleinen belehrte, daß ſie nicht zu nahe an den Teller des Eſſenden heranlaufen dürften. Es ſah gerade aus, als ob ſie mit Verſtand begabt ſei und gewußt hätte, daß ſie den einſamen Mann bei ſeiner Mahlzeit nicht ſtören dürfe.

Wenn Arnold von Dreber aus der Ripetta nach Hauſe kam, mußte er immer an einem Wachtpoſten vorbei und ſobald er in deſſen Nähe kam fing er fürchterlich an zu laufen. Er rannte dann in koloſſalem Tempo die ſteile Via Siſtina hinauf und hielt erſt ſtill,

wenn er ganz oben war. Keuchend kamen die Poliziſten heran und wollten ihn feſtnehmen, mußten ihn aber, da er ſtets ſeinen Paß bei ſich führte, ohne weiteres freilaſſen.

„Warum rennen Sie denn ſo?“ fragten ſie erſtaunt.

„Weil es mir ſo paßt und weil es kalt iſt“, antwortete er.

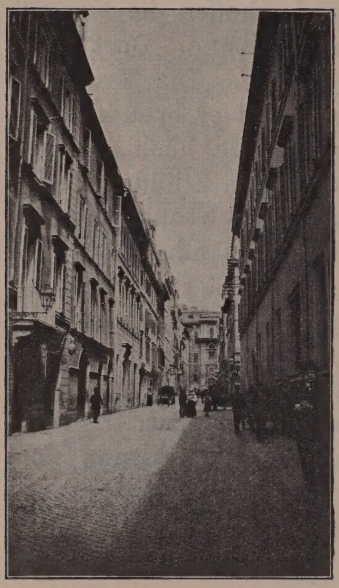
In jener Zeit bekam er zum zweiten Male ſchwere Fieberanfälle, dabei hatte er kein ordentliches Bett, um ſich niederzulegen: Ein Strohſack als Unterlage und ein dürftiger Mantel zum Zudecken. Die Krankheit ergriff ihn ſo heftig, daß er nicht mehr ausgehen konnte und nur mit Mühe ſchleppte er ſich hinunter in den Hof, um ſich Waſſer zu holen. Schließlich fiel es den Freunden auf, daß man ihn garnicht mehr ſah, und Albert Flamm machte ſich auf, ihn zu beſuchen. Da er ihn in einer entſetzlichen Verfaſſung fand, ſchoſſen die Freunde etwas Geld zuſammen und brachten ihn nach Albano. Dort iſt er auf eigentümliche Weiſe das Fieber losgeworden. Die Krankheit beſſerte ſich zwar, aber es ging recht langſam und er brauchte eine ziemliche Zeit, bis er wieder ausgehen konnte. Da blieb er eines Nachmittags vor einem Wirtshaus ſtehen, auf deſſen Schild in fetten Buchſtaben angeſchrieben ſtand: Un Bajocco. Der Kranke glaubte, eine Foglietta koſte einen Bajocco, und trat ein, ſetzte ſich ſtill in eine Ecke, und da er gerade bei Kaſſe war trank er ſo viel Foglietten, bis er einſchlief. Um Mitternacht wurde er wachgerüttelt, ſah ſich erſtaunt um und entdeckte, daß kein Menſch mehr im Lokal war. Er ſtand auf, griff nach der Börſe und wollte zahlen, da hieß es denn: „Un Bajocco“. Und nun erſt wurde er inne, daß der Eintritt in das Wirtshaus einen Bajocco gekoſtet hatte, trinken konnte man dort ſoviel man wollte. Der mächtige Rauſch hatte ganz überraſchende Folgen. Arnold war am anderen Tage völlig fieberfrei. Die Foglietten für einen Bajocco hatten der Krankheit auffallenderweiſe ein Ziel geſetzt.

So iſt Arnold Böcklins Jugend eigentlich eine Kette von ſchweren Entbehrungen geweſen, die er alle jedoch mit großem Gleichmut trug und trotz Hunger und Not keinen Augenblick ſein Ziel aus dem Auge verlor. Schwerer als die ſchmale Jungeſellenzeit wurde die Not in unſerer jungen Ehe und das Jahr 1855 war in dieſer Beziehung ganz beſonders ſchlimm. Unſer kleines Fritzchen erkrankte an Brechdurchfall und da ich nicht hoffen konnte, ihn in Rom, wo das Fieber herrſchte und auch ſchon einzelne Cholerafälle vorkamen*), geſunden zu ſehen, überſiedelte ich mit dem Kleinen nach

*) Joſef von Kopf erwähnt in den Erinnerungen eines Bildhauers die Cholera im Jahre 1854. Frau Angela ſcheint zu irren. Daß ſie jedoch im Sommer 1855 mit

Albano, in der Hoffnung, daß die Höhenluft, von der auch Arnold aus Erfahrung sehr viel hielt, unserem armen Bübchen Heilung bringen werde. Leider war diese Hoffnung eitel, obwohl alles angewandt wurde, was möglich war, starb uns das Kleine unter den Händen weg. Ehe ich nach Rom zurückkehrte, kaufte ich einen ganzen Sack Bohnen, die in Albano besonders billig waren. Sie sollten uns später in der Zeit der heftigsten Not gute Dienste leisten.

Nach Rom zurückgekehrt, mieteten wir eine möblierte Wohnung in der Via delle Vite. Ich hatte als Aussteuer bei meiner Verheiratung die Möbel für drei Zimmer bekommen. Nachdem aber die Pension des Papstes aufgehört hatte, waren unsere Verhältnisse derartig schlecht geworden, daß wir uns gezwungen sahen, die Möbel zu verkaufen, um wenigstens die notdürftigsten Ausgaben zu bestreiten. Arnold hatte fast gar kein Einkommen, Abnehmer für seine Bilder fanden sich nicht, denn in Rom tobte die Cholera und kein Mensch interessierte sich für Kunst. Mein Mann tat alles nur mögliche, um den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen. Viel arbeitete er für andere Maler, wobei er zehn bis zwanzig Scudi für ein Bild erhielt. Eine regelmäßige Einnahme lieferte ein Buchhändler, der auf der Piazza di Spagna wohnte, für den Arnold Zeichnungen machte, die gedruckt wurden. Dafür bekam er täglich einen Scudi, der durfte aber nicht angegriffen werden, denn er mußte für die Wohnungsmiete beiseite gelegt werden. Die Haupteinnahmequelle schuf uns ein englischer Maler, den wir kennen gelernt hatten. Er leistete sehr wenig, hatte aber trotzdem immer reichlich Aufträge. Für diesen hatte mein Gatte immer zu tun; so malte er nach einem ganz kleinen Daguerrotyp das Porträt eines verstorbenen Amerikaners. Dafür kam dann etwas Geld ins Haus. Infolge dieser Form konnte er sich mit seinen eigenen Arbeiten verhältnismäßig wenig beschäftigen.



Via delle Vite (Rom).

Rom war wie ausgestorben. Alles hatte sich vor der Cholera geflüchtet und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß Häuser und

dem kranken Fritz in Albano war, steht fest. Das Kleine war am 16. März 1854 geboren und starb schon im April 1855. Es ist noch ein Bild von Fritzchen im Besitz der Familie von Arnolds Hand datiert 7. Januar 1855.

Gärten zum großen Teil unverschlossen blieben. Wir gingen viel mit einem deutschen Arzt*) spazieren, traten in die verlassenen Gärten ein, in denen das herrliche Obst unbenutzt reifte, und ohne jede Angst vor der gefährlichen Krankheit stillten wir mit den Früchten unseren Hunger. Ein schauerlicher Fall des Wütens der Seuche ist mir aus nächster Nähe noch erinnerlich. Es handelte sich um eine schöne junge Frau, die neben uns wohnte und deren Gesang zur Laute meinen Mann und mich immer so entzückt hatte. Am Abend noch hörten wir ihre schöne Stimme und ihr ausgezeichnetes Spiel und am andern Morgen erfuhren wir zu unserem Entsetzen, daß sie bereits tot sei. Wir selbst wurden auch nicht verschont, beide hatten wir nacheinander Cholerafälle und kein anderes Heilmittel als Bohnen und Rizinusöl. Es war eine Pferdekur, aber wir wurden geheilt. Der Sack Bohnen, den ich in Albano billig gekauft, tat uns jetzt vorzügliche Dienste. Allein davon und von etwas Tee fristeten wir unser Leben. Es war der Höhepunkt unserer Entbehrungen. Trotzdem trugen wir den Kopf hoch und ließen uns nichts merken. Tante Carlotta, die natürlich von unseren traurigen Verhältnissen wußte, tat garnichts, im Gegenteil, sie fragte mich noch spöttisch, was wir denn für Wein tränken. Ich aber erwiederte stolz:

„O wir trinken zu Hause nur vom allerbesten Wein und leben in Hülle und Fülle."

Unsere Wirtin in der Via delle Vite war sehr freundlich gegen uns. Vor allem drängte sie uns nicht wegen der Miete, die wir ein halbes Jahr lang schuldig bleiben mußten.

In jener schweren Zeit verlor mein Gatte einmal den Mut, aber auch nur dieses einzige Mal. Nicht ein Bajocco war mehr im Hause und keine Aussicht, etwas zu verdienen; da begegnete er einem schweizerischen Offizier in Diensten des Königs von Neapel. Sie begrüßten sich herzlich wie Landsleute auf fremder Erde. Arnold klagte ihm sein Leid und bat ihn, da er doch auch Unteroffizier in der schweizerischen Armee sei, ihn doch dem König von Neapel als Soldat oder Unteroffizier zu empfehlen. Der König von Neapel, der sich bei der Niederwerfung der Revolution den Namen Bombenkönig, Re Bomba, erworben hatte, brauchte eine Menge Soldaten, und so glaubte mein Gatte, auf diese Weise Aussicht zu haben, seine Familie sicher ernähren zu können. Der schweizerische Offizier, er war, wenn ich nicht irre, der Chef der Schweizer Garde, erwiderte ganz kurz und bündig: „Komm nur Arnold, Du bischt sofort Offizier."

*) Arnold Böcklin hatte ihn zufällig kennen gelernt, der Name ist nicht mehr festzustellen gewesen.

In der Tat machte mein Mann damals durch ſeine ſtramme aufrechte Haltung einen ſehr militäriſchen Eindruck. In Rom hielt ihn jeder für einen franzöſiſchen Offizier in Zivil und in der Nachbarſchaft wurde er nicht anders als Monſieur le capitain genannt. Es kam ſehr häufig vor, daß die franzöſiſchen Schildwachen vor ihm präſentierten, wenn er vorüberging. Der Chef der Schweizer Garde ſagte ihm dann weiter, er ſolle nur nach Neapel kommen, da könne er ſeine Familie gut durchbringen, und Arnold war feſt entſchloſſen, die Kunſt an den Nagel zu hängen und den Degen zu ergreifen. Das war ein folgenſchwerer Entſchluß, denn es beſtand damals in der Schweiz ein Geſetz, wonach jeder Schweizer, der ſich an eine andere Macht als Soldat verkaufte, das Bürgerrecht verlor. Leider mußte ich die Hoffnungsfreude meines Gatten aus feſter und innerſter Überzeugung heraus vernichten. Ich erklärte ihm rundweg, daß ich einen Maler geheiratet hätte und keinen Offizier. Wenn es uns auch jetzt ſchlecht ginge, ſo müſſe doch jeder Menſch ſeinen einmal erkorenen Beruf feſthalten, dann würden auch beſſere Zeiten kommen. Und ich hatte mich glücklicherweiſe nicht getäuſcht.

Unſere Wirtin mußte ihre Wohnung aufgeben und eine andere in derſelben Straße beziehen. Wir konnten natürlich bei unſeren Geldnöten nichts beſſeres tun, als mit umzuziehen. In der neuen Wohnung wurde unſere Tochter Clara am 23. Mai 1855 geboren. Mit ihrer Geburt ſchien es, als ob ein glücklicherer Stern über unſerer jungen Ehe aufgegangen ſei. Arnold war ſehr fleißig geweſen und hatte ein großes, ſehr ſchönes Bild fertiggeſtellt, das er außerordentlich ſorgfältig durchgeführt und an dem er darum auch verhältnismäßig lange Zeit gearbeitet hatte. Es war ein Kentauer, der eine Nymphe verfolgte. Das Bild war ſchon vor unſerer Ehe angefangen worden und hatte urſprünglich zwei Nymphen dargeſtellt, eine die im Waſſer plätſcherte und eine andere auf der Wieſe. Arnold hatte das Bild zurückgeſtellt, weil ihm die beiden gleichartigen Töne der Körper ſtörten, die nicht recht zuſammen ſtimmen wollten. Nun hatte er es wieder vorgenommen und nun war es gelungen. Die endgültige Kompoſition war ſo: Der Kentauer hat die eine Nymphe geraubt, während die andere flüchtet. Gerade im Mai war eine Ausſtellung in Rom, die der deutſche Künſtlerverein, deſſen Mitglied mein Gatte war, veranſtaltet hatte. Der Verein hatte ſeinen Sitz im Palazzo Poli bei der Fontana di Trevi, ſein eigentlicher Zweck war nur die Pflege geſelligen Beiſammenſeins der deutſchen Künſtler in Rom, aber er bemühte ſich auch um Ausſtellungen. Dieſe nun war recht primitiv in einem Schuppen untergebracht, der zur Tor-Zollwache an der Porta del Popolo gehörte, aber es war Ehrenſache, dort auszuſtellen. Mein Gatte ſchickte alſo das fertige Bild ein.

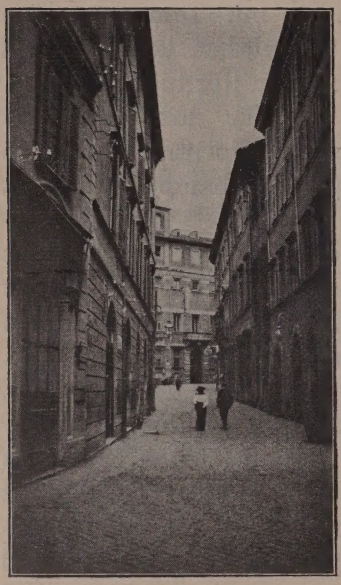
In der Ausstellungskommission saß in jener Zeit stets ein Kardinal, der zwar von Kunst garnichts verstand, aber vor allem dafür sorgen mußte, daß nur sittlich durchaus einwandfreie Bilder akzeptiert wurden. Dieser Kardinal schüttelte bedenklich das weise Haupt und wies meines Gatten Bild als unsittlich zurück. Was war nun zu tun? Sollte die ganze Arbeit umsonst sein? Jahrelang hatte Arnold an dem Bilde gemalt, die Freunde waren entzückt darüber und selbst der spöttische Dreber hatte nichts daran auszusetzen. Das war erklärlich, denn das neue Bild zeigte noch gar nichts von dem glanzvollen Kolorit des späteren Böcklin, es war verhältnismäßig monoton in der Farbe. Dreber konnte also seine übliche Redensart von den „Färbchen" nicht gut anbringen. Was sollte aber werden? Endlich kam meinem Gatten der Gedanke, über die nackte Nymphe mit Tempera einen Schleier zu malen, den er später wieder wegwischen konnte. Und nun wurde das Bild angenommen. Es hatte einen stürmischen Erfolg. Das ganze künstlerische Rom interessierte sich für das Werk und August von Riedel, der damals mit seinen feinen koloristischen Bildern auf der Höhe seines Ruhmes stand, setzte sich persönlich dafür ein, daß es verkauft wurde.

In Rom lebte damals eine Familie Obermayer, in deren Haus mein Gatte sehr viel verkehrte. Frau Obermayer war die Witwe eines Wiener Bankiers. Sie hatte zwei Töchter, die Arnold im Zeichnen unterrichtete, während Ludwig Passini ihnen Aquarellstunden gab. Die Familie bewohnte ein schönes Quartier in der Via del Babbuino, und mein Gatte war durch August Riedel dort eingeführt. Es war ein sehr geselliges Haus und wir haben in dem erlesenen Kreis, zu dem viele Künstler mit ihren Damen gehörten, manche Gesellschaft und manchen Ball mitgemacht während der Monate, die Frau Obermayer in Rom zubrachte. Später siedelte sie nach Paris über und dort ist sie auch gestorben.

Diese Dame hatte Riedel für das Bild interessiert und es auch richtig dahin gebracht, daß sie sich zum Ankauf entschloß. Kaum drei Tage nach Claras Geburt kam er persönlich zu uns, und ich mußte, da Arnold ausgegangen war, vom Wochenbett aufstehen, um ihn zu empfangen. Er wollte nur die Zusage meines Gatten haben, daß Frau Obermayer das Bild bestimmt erhielt. Auch Wedekind, für den mein Mann später in Hannover malte, hatte das Bild auf der Ausstellung gesehen und wollte es kaufen. Er kam gleichfalls zu uns und ich mußte wieder aufstehen, um ihn zu empfangen. Leider konnte ich ihm keine Zusage machen, da das Bild ja der Frau Obermayer bereits versprochen war, die es dann auch für zweihundert Scudi — etwa tausend Franken — erwarb. Wedekind war sehr

betrübt, daß er das Werk nicht haben ſollte, und bat mich ſchließlich, meinen Gatten zu veranlaſſen, ihm eine Wiederholung zu malen, wofür er auch zweihundert Scudi zahlen wollte. Arnold, der ſein Atelier damals bei Dreber in der Ripetta hatte, erfuhr erſt am ſpäten Abend, als er nach Hauſe kam, von dem Handel, und nun war ein großer Jubel, denn unſer Geld war völlig zur Neige gegangen, und es hatte begonnen, am Nötigſten zu fehlen.

Der nächſte Tag ſollte ein ungeahnter Feſttag für unſere Familie ſein. Hatten wir doch Geld und konnten uns nun etwas erlauben. Zur Feier des großen Erfolges gingen wir in ein Café der Via del Buffalo und aßen Amaretti, ein Gebäck, das ungefähr den Makronen entſpricht, und tranken ſchwarzen Kaffee dazu; das war für uns arme Schlucker eine unglaubliche Schlemmerei. Dann wurden die Freunde zuſammengeſucht und von der Via del Buffalo ging es unter großem Jubel mit einer Tüte voll Amaretti in die Oſteria del Cochio, bei San Giovanni, wo wir, ein großer Genuß nach langer Entbehrung, einige Foglietten Wein trinken konnten. Wir dünkten uns ja ſchon als Millionäre mit vierhundert Scudi. Waren damals doch ſchon fünfzig Scudi für uns ein großes Vermögen.



Via del Buffalo (Rom.)

Allmählich lenkte nun unſer Leben wieder in die alten Bahnen ein. Mein Gatte, der unter der Not des Tages nicht mehr zu leiden hatte, arbeitete von früh bis ſpät in ſeinem Atelier außer dem Hauſe und abends wanderten wir mit Gerhardt, Kaupert und auch Reinhold Begas, der im Jahre 1855 nach Rom gekommen war, vor die Porta del Popolo, tranken Wein und aßen Sardinen, die ich ſelbſt gebacken hatte. Das waren für uns Freudenfeſte und große Genüſſe; trotzdem ein ſehr billiges Vergnügen, denn das ganze Pfund Sardinen koſtete nur zwei Bajocchi.

Nun konnten wir uns auch wieder den Luxus einer eigenen Wohnung geſtatten, und da Paul Heyses Onkel, der im Halbſtock, Mezzanino ſagt man in Rom, eines Hauſes der Via del Buffalo ein ſehr ſchönes Quartier inne hatte, abreiſte, ſo erwarben wir für billiges Geld ſeine Möbel. Dort haben wir gewohnt bis zum Juni des Jahres 1857, wo wir durch ſpäter zu berichtende Umſtände gezwungen wurden,

nach Basel zu übersiedeln. Das Leben in Rom war für den, der zu wirtschaften verstand, und das hatte ich ja bei Tante Carlotta gründlich gelernt, nicht allzu teuer. Wir zahlten für die Wohnung, die vier sehr schöne große Zimmer hatte, dreißig Franken im Monat, und auch die Lebensmittel waren außerordentlich wohlfeil. Anfänglich hatte ich die ganze Wirtschaft allein besorgt, nun aber, da es uns besser ging, nahm ich mir eine Frau an, die einholen ging und die gröbsten Arbeiten machte. Kochen und unser Töchterchen besorgen überließ ich keinem anderen. Es war immerhin für mich, kaum achtzehn Jahr alt, eine große Aufgabe und ich wundere mich heute, daß alles schließlich doch so gut ablief. Später, als uns unser Arnold am 28. Januar 1857 geboren wurde, nahmen wir eine Magd ins Haus. Es war eine Schustersfrau namens Vittoria, dumm wie Bohnenstroh, dafür aber sehr boshaft. Glücklicherweise nicht gegen uns, nur gegen andere Leute, vor allem gegen unsere Hausgenossen, die über uns wohnten.

In jener Zeit litt mein Gatte sehr an Gallensteinen. Die Schmerzen plagten ihn fürchterlich und er wurde oft grün und gelb im Gesicht. Er konnte sich dann nicht halten. Wie rasend lief er durch das Haus, brüllte und kratzte vor Verzweiflung an den Wänden. Tagelang noch nach den Anfällen behielt er im Gesicht die gelbe Farbe. Schließlich gelang es Doktor Erhardt, ihn einigermaßen wiederherzustellen. Gelegentlich eines solchen Anfalles war ich ausgegangen, um für Clara Schuhe zu kaufen und als ich zurückkam, rannte mir Vittoria mit Tränen in den Augen entgegen:

„Es ist gut, Signora, daß Sie kommen, der Herr stirbt."

In Schrecken und Verzweiflung lief ich die Treppe hinauf und fand meinen armen Gatten in fürchterlichen Schmerzen schreiend, daß das Haus dröhnte. Ich konnte mir nicht anders helfen, schnell hieß ich die Magd, ein warmes Bad herrichten, packte den sich vor Schmerzen Windenden hinein und wirklich gelang es mir, dadurch den Anfall zu beschwichtigen.

Vittoria hatte einen Gang so schwer wie ein Elephant; selbst wenn sie durch die Stuben schlich, wackelte das ganze Haus. Unser Schlafzimmer hatten wir zwischen Küche und Entree eingerichtet und durch eine spanische Wand abgeteilt, damit ein freier Durchgang möglich war. Morgens früh nun, wenn es klingelte, schlich Vittoria behutsam auf den Fußspitzen hinter der spanischen Wand vorbei, um die Tür zu öffnen, aber trotz aller Vorsicht krachte es im Haus und die Scheiben zitterten. Natürlich ärgerte sie sich darüber und murmelte Flüche und Verwünschungen in sich hinein, daß sie nicht leiser gehen konnte. Wieder eines Morgens klingelte es ganz früh. Vittoria krachte fluchend durch das Haus, ging an die Tür und fragte:

„Wer ist draußen?“

„Calzolaio coi stivali“ . . . der Schuster mit den Stiefeln.

„Ti posso piangere in mano lo stivale . . .“ der Stiefel soll dir in der Hand wimmern, schrie sie. Sie war eben ein Temperament und konnte nichts ohne Fluchen und Krachen tun.

Am meisten amüsierte sich mein Gatte, wenn sie in Winterzeiten zum Brunnen ging. Hinter unserer Wohnung nach dem Hofe zu war eine hübsche Terrasse und an deren Ende der Brunnen. Die Terrasse war etwas abschüssig und im Winter gelegentlich mit Glatteis bedeckt. Die schwerfällige Vittoria rutschte nämlich jedesmal aus und setzte sich fluchend auf den harten Erdboden nieder. Arnold wartete immer auf den Augenblick, wo dieser Fall eintrat, und lachte unbändig, während die Magd draußen ihrer Wut durch allerhand Schimpfreden Luft machte. Wehe, wenn auch unsere Hausgenossen in der Etage über uns sich zu lachen erkühnten, dann drohte sie mit der Faust hinauf und gebärdete sich wie ein Teufel. Denn die Leute oben hatte sie, wie gesagt, noch ganz besonders auf dem Strich, weil sie alle möglichen Gegenstände auf die Terrasse hinunterwarfen. Vor allem ärgerte sie sich über die gebrauchten schmierigen Lumpen, die aus der oberen Wohnung auf ihre sauber gefegte Terrasse herunter regneten. Einmal kam das Dienstmädchen von oben und fragte Vittoria, ob sie nicht ein Taschentuch gefunden hätte, das ihrer Herrin aus dem Fenster gefallen sei . . . . . „Ja, es ist eine ganze Menge Taschentücher da.“ Und nun brachte sie die schmierigen Lumpen die von oben heruntergefallen waren und die sie sorgfältig gesammelt hatte, herbei, warf sie der Magd hin und sagte:

„Hier habt ihr eure Taschentücher, schmutzige Bande.“

Von der Terrasse aus konnte man gegenüber in ein Priesterkollegium sehen, in dem auch der Parocco Consoloni wohnte. Mit den geistlichen Herren hielten wir gute Nachbarschaft. Wenn man sich zum erstenmal sah, begrüßte man sich durch Hand- und Tücherwinken. Drüben wohnte auch der Aufseher unseres Hauses, ein junger freundlicher Mann, der sich unsere Geldverlegenheiten, die ja bald wieder eintraten, nie zunutze machte. Im Gegenteil, wenn wir einmal am Schluß des Monats die Miete nicht zusammen hatten, meinte er, das tut nichts, die Herrschaften werden schon später bezahlen.

Ich erzählte schon, daß mein Gatte, wenn er abends mit seinen Freunden ausging, meist sehr spät in der Nacht zurückkehrte. So eines Nachts — Vittoria hatten wir nicht mehr —, war ich ganz allein zu Hause und arbeitete. Da hörte ich plötzlich leise etwas im Treppenhaus schleichen und einen Schlüssel in die Haustür stecken. Da ich mir nicht zu helfen wußte und ganz allein war, rief ich laut:

„Papa, schau' mal nach, es ist ein Dieb an der Tür."

Diese Worte hatten die Wirkung, daß der Schlüssel behutsam wieder aus dem Schloß gezogen wurde. Ich eilte nun an das Fenster und wartete, bis mein Gatte nach Hause kam. Als er vor der Tür erschien, rief ich ihm hinunter:

„Arnold, paß' auf, es ist ein Kerl im Treppenhaus."

Dabei öffnete ich entschlossen die Korridortür, nahm ein Licht, bewaffnete mich mit einer Nudelwalze und ging meinem Gatten entgegen. Der Dieb war aber verschwunden.

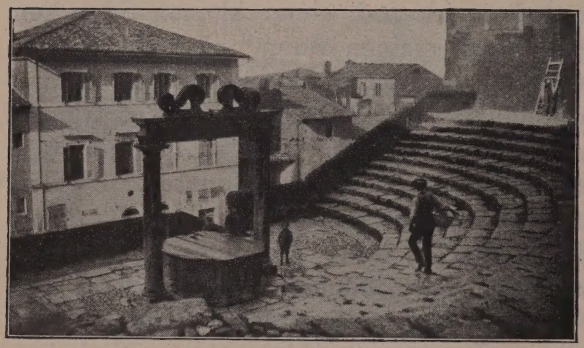
Ein ganz ähnliches Erlebnis hatte ich früher, als wir in der Via delle quattro Fontane wohnten. Ich war auch allein zu Hause, als es plötzlich klingelte. Ich gehe zu öffnen. Vor der Tür steht ein Kerl und bettelt. „Es gibt nichts," antworte ich und will die Tür zuschlagen. Der Kerl aber machte kurzen Prozeß, setzt seinen Fuß zwischen die Tür und nun bekam ich doch einen kleinen Schrecken. „Gehen Sie," sage ich, „sonst rufe ich meinen Mann." Der Bursche erwidert grinsend: „Ihr Mann ist ja garnicht zu Hause, Sie sind allein." Da gab ich ihm schnell entschlossen einen Faustschlag in den Magen, daß er zurücktaumelte und schlug die Tür zu. Diesen Faustschlag in den Magen hatte mir mein Gatte stets als das Wirksamste empfohlen, wenn ich einmal in Verlegenheit käme, mich zu verteidigen. Trotzdem ich natürlich gleich um Hilfe geschrien hatte und auch die Leute im Hause schnell zusammengelaufen waren, konnten wir den Kerl nicht mehr erwischen. Es war ja so leicht im damaligen Rom, um eine Ecke durch irgendeine Seitengasse einen verschwiegenen Winkel zu erreichen und spurlos zu verschwinden.

Unsere kleine deutsche Künstlerkolonie lebte damals so recht für sich und bildete gewissermaßen eine deutsche Kleinstadt in dem ewigen Rom. Nichts fehlte, was dazu gehörte. Auch der kleinstädtische Klatsch machte sich mit der Zeit breit. Da war ein Maler namens Muhr, dem mein Gatte in jeder Beziehung sehr viel geholfen hatte. Das hinderte ihn jedoch nicht, in der Familie Obermayer derart auf ihn zu schimpfen und ihn schlecht zu machen, daß wir plötzlich nicht mehr eingeladen wurden. In diesem Falle bewährte sich nun die im Jahre 1855 geschlossene und bis zu meines Gatten Tode dauernde Freundschaft mit Reinhold Begas. Als dieser nämlich mit anderen Freunden wieder einmal bei Obermayer eingeladen war, fing Muhr in der gewohnten Weise an über Arnold zu schimpfen. Da stand Begas plötzlich auf und erklärte:

„Arnold Böcklin ist mein Freund und ich dulde nicht, daß hier auf diese Weise in seiner Abwesenheit von ihm geredet wird."

Die anderen Freunde schlossen sich dem energischen Verteidiger natürlich sofort an und nun meinte Begas, entweder verläßt Muhr das Haus oder wir alle gehen. Darauf wurde der Verleumder von Frau Obermayer an die Luft gesetzt. Natürlich unterließ es Begas nicht, meinem Gatten die Geschichte zu erzählen. Eines Nachts traf er Muhr im Kaffee Greco. Er rief ihn heraus auf die Straße und fragte ihn, wie er dazu komme, ihn hinter seinem Rücken so niederträchtig zu verleumden. Muhr wollte gerade noch Antwort geben und sich rechtfertigen, da hatte er aber schon links und rechts eine Ohrfeige sitzen, die ihm die römische Luft derart verleidete, daß er am anderen Tag abreiste.

Im Sommer 1856 erkrankte unsere kleine Clara sehr schwer an Ruhr und wir entschlossen uns, das Allheilmittel in Anwendung zu bringen und für einige Monate ins Gebirge hinauf zu reisen. Wir wählten Palestrina und ich machte mich vorläufig allein auf den Weg, da Arnold Rom nicht gut verlassen konnte, weil dort allein etwas Geld zu verdienen war. Er kam alle vierzehn Tage herauf uns zu besuchen und freute sich, wie unsere Kleine von Woche zu Woche besser wurde. Als er längere Zeit keinen Bericht erhalten hatte und in der Zeitung las, daß die Post nach Palestrina von Räubern angefallen sei, glaubte er, es habe sich Unangenehmes ereignet und reiste deshalb schleunigst auch nach Palestrina ab. Er blieb dann noch nahezu zwei Monate oben und malte sehr viel nach der Natur. Zugleich begann er dort den Pan im Schilf, der später in München beendet und vom König von Bayern angekauft wurde.



Treppenanlage des Palazzo Barberini in Palestrina.

Unsere Wohnung lag hoch oben auf der Höhe von Palestrina im Palazzo Barberini, der heute noch den Principi Barberini gehört. Leider hat der Besitzer begonnen, den herrlichen alten Bau in einzelne Quartiere für Sommerfrischler umzuwandeln. Der Palazzo steht ganz auf antikem Unterbau und wirkt, da man aus engen Gäßchen herauskommend plötzlich davorsteht, ungemein majestätisch. Eine mächtige, amphiteatralisch angelegte Steintreppe mit sehr hohen Stufen, die wie Sitze aussehen, führt zum Hauptportal am Mittel-

gebäude hinauf, an das sich zwei vorspringende Flügel anschließen. Im Innern sind sehr große Zimmer, deren Wände Zuccari mit Fresken geschmückt hat. Solche Räume dienten uns zur Wohnung. Vom Palazzo hat man eine wunderbare Aussicht weit über die Dächer der Stadt, die tief unter einem liegen und über die Campagna weg links nach dem Albanergebirge, rechts bis Rom und weiter hinaus, wo an hellen Abenden wie ein Goldstreifen das Meer aus dem fahlen Dunst aufglüht. Rom steigt gleich einer Insel aus grünlich goldenblitzendem Meere auf.

In demselben Palazzo wohnte auch eine sehr wohlhabende Familie namens Contrucci, deren Sohn Cesare Contrucci*) ein lebenslustiger junger Mensch war. Mein Gatte freundete sich sehr bald herzlich mit ihm an. Seine drei Schwestern galten als die schönsten Mädchen des Ortes. Sie trugen immer noch ihre malerische Tracht, weil sie wußten, daß sie darin am vorteilhaftesten aussahen. Wir verkehrten viel mit dieser Familie und trotz der kurzen Zeit, die wir in Palestrina blieben, entwickelte sich ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Der Onkel des jungen Cesare, Don Vincenzo, war Geistlicher und Lehrer in Capranica und es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß wir eingeladen wurden, ihn einmal zu besuchen. Wir mieteten uns Reiteseln und machten uns auf den Weg, der steil aufwärts durch ein Trümmermeer von Steinen führt. Auf kahlem Rücken erhebt sich das Schloß Rocca di Cave. Nach gewaltigen Windungen um steinige Bergkegel herum erreichten wir die Höhe und nun öffnete sich ein riesiges Naturamphitheater, dessen Sitze durch gewaltige Steinhalden, die Arena durch gepflügte Felder dargestellt wird. Es sieht aus, als ob man vor einem eingestürzten Krater stände. An seinem jenseitigen Rande liegt Capranica Palestrina, das sich scharf von der blassen Ferne abhebt. Das malerische Nest baut sich ringförmig um die Kathedrale auf, die ehemals wohl ein rein romanischer Bau, im Laufe der Zeiten aber arg verunstaltet wurde. Sehr schön ist noch ein Teil

Auf dem Wege Capranica—Palestrina (Pans Schrecken).

*) Arnold Böcklin hat sein Porträt gezeichnet und ihm zum Geschenk gemacht. Das Bild ist verschollen.

der Kuppel mit offenen Fenstern und Säulen unter dem Hauptgesims. Äußerst verwickelt wirren die Straßen durcheinander, treppauf, treppab geht es, Häuschen, die wie schmutzige Höhlen wirken, hie und da ein Reisigzweig vor der Haustür, der eine Kneipe anzeigt. Alles das sieht man von dem Rundgang unter dem Hauptgesims der Kathedrale. Die Aussicht ist unvergleichlich schön, wie Schwalbennester hängen die Dörfchen an den Abhängen des wilden Sabinergebirges. Auch nach Olevano sieht man hinüber, wo mein Gatte Anfang der fünfziger Jahre in der Casa Baldi mit Franz Dreber hauste. Im Fremdenbuch findet sich heute noch eine Bleistiftskizze von ihm.

In Capranica tragen die Weiber noch ausschließlich ihre malerische Tracht. Als Rockfarbe herrscht ein sattes Violett vor, die Mieder meist gelb, rot oder grün, feine diskret gebrochene Töne. Und das Rot ist manchmal etwas grell, aber der Schmutz stimmt im Laufe der Zeit schon die Harmonie des Ganzen. Als wir ankamen war gerade Schule. Der Contruccis Onkel aber ließ die Glocken läuten und ausrufen, daß die Schule geschlossen sei und heute auch kein Unterricht mehr erteilt werde. Wir waren alle ein wenig in Sorge, wie es dem Geistlichen gelingen würde uns zu bewirten und machten uns eigentlich Vorwürfe, daß wir ihn so unvermutet überfallen hatten. Aber Don Vincenzo wußte sich schnell zu helfen. Er schickte den Küster nach dem Nonnenkloster des Ortes und bat sich einige Nonnen aus, die denn auch sehr bald erschienen und der Köchin des Geistlichen beim Kochen zur Hand gingen. Die andere Gesellschaft wanderte durch das Dorf, um Vermuth d'onore zu finden. Noch bevor das Essen fertig war, meinte Don Vincenzo, es wäre doch besser, wenn er erst seine Messe lese. Da es aber nicht Sonntag war, so durften die Glocken nicht zur Messe läuten und der Küster steckte beide Finger in den Mund und pfiff, dann rief er: „Frauen und Männer kommt zur Messe!“

Nach der heiligen Handlung war das Essen im Hause des Geistlichen fertig und die Nonnen hatten tatsächlich ihr Bestes geleistet. Sie servierten uns ein wunderbares Diner und so reichlich, daß man hätte zerplatzen können. Hühner, Tauben, Salate, Kompotte und dazu herrliche verschiedene Weinsorten. Es war selbstverständlich, daß unsere Stimmung sich sehr bald zur Ausgelassenheit steigerte. Der Parroco Don Vincenzo, ein lebenslustiger, wohlbeleibter Herr war mit der Lustigste von allen. So saßen wir wohl ein paar Stunden bei Tisch, dann setzten sich die Männer zusammen und begannen Karten zu spielen, wir Damen knapperten mit den Nonnen Süßigkeiten und schlürften dazu Vermuth.

Mitten in dieſe Stimmung hinein klopfte es plötzlich an der Tür. Ein junger Mann erſcheint, nähert ſich in demütiger Haltung unſerem kartenſpielenden Parroco und meldet mit weinerlicher Stimme:

„Herr, meine Großmutter liegt im Sterben, wollen Sie nicht kommen und ihr die heilige Wegzehrung erteilen?“

„Gut, gut,“ antwortete Don Vincenzo, „ich komme gleich, geh' nur voraus.“

Er kümmerte ſich aber gar nicht weiter um den Menſchen und machte ruhig ſein Spiel . . . . Trumpf . . . . Trumpf!

Das dauert etwa eine halbe Stunde, dann klopft es wieder, der junge Mann kommt wieder herein, viel verſtörter als das erſte Mal.

„Um Gottes Willen, beeilen Sie ſich doch, die Großmutter ſtirbt.“

„Ja, ja,“ beruhigte ihn Don Vincenzo, „ich komme ja“.

Aber auch diesmal ließ er ſich in ſeinem Spiel nicht ſtören, bis nach einer längeren Weile ein alter Mann zitternd und wimmernd eintrat und unter Tränen den Geiſtlichen anflehte, er möge doch nun endlich kommen, damit die alte Großmutter nicht ohne die letzte Ölung direkt in die Hölle fahre.

„Ja, ja, ich komme ſchon.“ Damit ward auch der Alte hinausgeſchoben.

„Das wäre noch ſchöner,“ meinte Don Vincenzo, „ſchon ſeit einem Monat will die alte Schachtel ſterben und jetzt, wo wir ſo froh und luſtig zuſammen ſind, macht ſie wirklich Ernſt.“

Als wir uns am ſpäten Abend wieder auf unſere Eſel ſetzten, um nach Palestrina zurückzureiten, war Vincenzo noch nicht zu der ſterbenden Alten gegangen.

Nachdem die heißen Tage vorüber waren, dachten wir allmählich an die Rückreiſe nach Rom und machten uns gegen Abend mit der Poſt auf, weil wir die Kühle der Nacht benutzen wollten. Mein Gatte ſaß beim Kutſcher auf dem Bock und als es völlig dunkel geworden war und der Wagen in einen Wald einbog, begann der Kutſcher alle möglichen Dummheiten mit den Pferden zu machen, dabei brüllte er laut und pfiff. Es ſchien meinem Gatten genau ſo, als ob er die

Eine Diligence (Rom).

Absicht hätte, Wegelagerer auf uns aufmerksam zu machen. Schließlich erklärte er, die Pferde wollten nicht weiter gehen und ließ den Wagen anhalten. Richtig sprang auch aus dem Walde ein bewaffneter Kerl heraus, der sich anschickte, die Post zu überfallen. Da zog mein Gatte sein Messer, hielt es dem Kutscher an die Kehle und sagte ihm: „Wenn wir jetzt überfallen werden, Freund, so seid Ihr die erste Leiche." Zum Glück hörten wir die Glocken eines anderen Wagens, der hinter uns herkam und da verschwand der Kerl im Dickicht. In dem Wagen, der uns nunmehr überholte, saßen zwei Carabinieri, so daß wir nun nichts mehr zu fürchten hatten und auch ohne weitere Störung nach Hause kamen. Die Post wurde in jener Zeit überhaupt sehr häufig von Räubern überfallen und gleich am Tage nach unserer Abreise war eine Diligence angehalten und völlig ausgeraubt worden.

Meinem Gatten hatte der Aufenthalt in Palestrina sehr gut getan. Er hatte sich von den Attacken seines Gallensteinleidens völlig erholt und rüstete sich nun, im Laufe des Winters recht tüchtig zu arbeiten. Wir hofften in Rom immer festeren Fuß zu fassen, aber wir hatten die Rechnung ohne Tante Carlotta gemacht.

Noch konnte sie sich nicht mit den Verhältnissen so recht abfinden, sie hatte zwar zusehen müssen, daß ich den Protestanten geheiratet, aber nun wollte sie doch noch einen Versuch machen, mich vor der Hölle zu retten. Die Haupttriebfeder für ihr Handeln waren ihre geistlichen Freunde. Die hatten schließlich herausgebracht, daß es noch ein Mittel gäbe, mich von meinem Gatten zu trennen, und dies Mittel war die Inquisition.

Es war ja im Kirchenstaat bei dem Priesterregiment nicht gar so schwer, gegen einen ausländischen Protestanten alle nur denkbaren Dinge vorzubringen, die schließlich einen Haftbefehl der Inquisition ermöglichten. Tante Carlotta rechnete dann damit, daß ich nach der Verhaftung meines Gatten keinen andern Ausweg gehabt hätte, als reumütig in ihr Haus zurückzukehren, wo sie mich mit verwandtschaftlicher Liebe wieder aufgenommen und für mich und meine Kinderchen gesorgt hätte. Aber der alte Freund, der damals unsere Heirat ermöglicht hatte, der Parroco Consoloni griff auch hier als rettender Engel ein, er machte meinen Gatten auf die drohende Gefahr aufmerksam und besorgte ihm den Paß, mit dem es möglich war, das Land so schnell wie irgend tunlich zu verlassen. Wir beschlossen nach Basel zu gehen, mußten aber alles, was wir hatten, verkaufen, Möbel, Schmuck und Wäsche, um die Reisekosten zu bestreiten. Schließlich war alles bereit und wir konnten, unsere beiden Kinder Clara und Arnold auf dem Arm, die Reise antreten.

Um so billig wie möglich zu reisen, wählten wir den Seeweg. Der deutsche Konsul in Rom hatte meinem Gatten gesagt, von Civita Vecchia ginge eine neue Linie nach Genua mit schönen und großen Dampfern, die, um sich einzuführen und Reklame zu machen, ihre Passagiere vorläufig gegen Lösung eines Billets zweiter Klasse in der ersten unterbringe. Das war sehr verlockend, und so fuhren wir mit der Post nach Civita Vecchia, denn Eisenbahn ging damals noch nicht. Der erste Anblick des Dampfers war eine große Enttäuschung, es war ein kleiner, alter, verräucherter Kasten, an dem man die Spuren der Reparaturen, die er nach einem schweren Schiffbruch durchgemacht, noch gut bemerken konnte. Verdächtig war auch, daß außer uns fast keine anderen Passagiere mitfuhren Am liebsten hätten wir kehrt gemacht und einen anderen Weg gewählt, aber wo das Geld hernehmen? Anfänglich dachten wir daran, auf einen anderen Dampfer zu warten, der vielleicht die von dem Konsul bezeichneten Qualitäten besaß, doch das Gasthofleben ist teuer, wir konnten nicht warten. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten einsteigen, trotzdem man schon vom Hafen aus bemerken konnte, wie unruhig die See war.

Am frühen Morgen nun fuhren wir ab, und als wir aus dem Schutz des Hafens heraus waren und das hohe Meer gewonnen hatten, rollte und schlingerte unser Dampfer zum Erbarmen. Alles was nicht niet= und nagelfest war, wurde umhergeworfen. Teller und Gläser, obwohl man sie mit Schnüren festgebunden hatte, gingen bei dem zunehmenden Sturm in Trümmer. Dann kamen Tische, Stühle und Spiegel in Bewegung und wanderten im Salon umher, die Kaufmannsgüter, von denen der Dampfer sehr viel geladen hatte, rumpelten von einem Ende zum andern, dazu führten Sturm und Wellen einen Höllentanz auf. Die beiden Kinder Clara und Arnold, der letztere ein halbes Jahr alt, wurden bald seekrank und mußten in die Kajüte gebracht werden. Dort in der dumpfen Luft überfiel mich auch das entsetzliche Übel. Mein Gatte hielt es unten nicht lange aus, er stieg bald wieder nach oben, der Seegang störte ihn nicht, im Gegenteil, das wilde Übereinanderstürzen der Wogen machte ihm Freude und regte seine Phantasie an. Er schloß sich an den Kapitän, einen Engländer, und den ersten Offizier an und setzte sich mit ihnen an Deck zum Wein. Wir litten entsetzlich. Endlich gegen Abend kamen die Feuer von Livorno in Sicht, aber nun stellte es sich heraus, daß wir nicht mehr hinreichend Kohlen hatten, um den Hafen zu gewinnen. Wir hatten natürlich infolge des Sturmes viel mehr Zeit und Kohlen gebraucht als bei gutem Wetter, nun war der Vorrat zu Ende. Der Kapitän gab Signale an Land, man möchte

ihm Kohlen auf die See hinausbringen. Vom Lande aber wurde ſignaliſiert: Unmöglich wegen des hohen Seeganges.

Wir mußten uns alſo draußen für die Nacht einrichten. Es wurden Anker ausgebracht, aber ſie faßten nicht genügend am Grund. Das Schiff wurde immer wieder losgeriſſen und unaufhaltſam den Uferklippen entgegengetrieben. Dazu kam, daß auf unſerem Dampfer auch noch die Nahrungsmittel ausgegangen waren. Die Kinder hatten trotz des Schaukelns heftigen Hunger und jammerten fortgeſetzt. Es war eine furchtbare Nacht. Als der Morgen grau und dunſtig herauf=kam, lagen wir dicht an den Felſen und wären unfehlbar geſcheitert, wenn nicht gerade noch mit vieler Not und Mühe Kohle an Bord gebracht worden wäre. Nun konnten wir endlich einlaufen. Der Kapitän und ein Teil der Mannſchaft begaben ſich ſofort an Land, wir Paſſagiere aber durften das Schiff nicht verlaſſen. Auch der Koch ſtieg aus, ſodaß wir uns im Faſten weiter üben mußten bis zum Nachmittag. Endlich nachdem wir einundzwanzig Stunden gehungert hatten erhielten wir unſer Diner. Die Kinder fielen heißhungrig über ihre Mahlzeit her, ich konnte keinen Biſſen eſſen. Die Seekrankheit hielt mich auch noch während der Weiterfahrt feſt in ihrem Bann, obwohl das Meer ruhig war. Erſt als wir in Genua im Gaſthaus waren, vermochte ich etwas Nahrung zu mir zu nehmen. Es gab gebackene Sardinen und noch heute iſt mir, als ob ich nie in meinem Leben beſſere Fiſche gegeſſen hätte.

Während unſeres Aufenthaltes in Livorno ereignete ſich an Bord noch ein ſehr aufregender Zwiſchenfall. Der Kapitän hatte in=folge des Sturmes und Kohlenmangels ſeinen Ablieferungsvertrag nicht einhalten können und mußte Strafe zahlen. In ſeiner Wut ſchalt er auf den Maſchiniſten, packte ihn an der Bruſt und gab ihm ein paar derbe Ohrfeigen. Dabei brüllte er wie ein Berſerker. Als Strafe diktierte er ihm zu, er ſolle dreimal unter dem Kiel des Dampfers durchgezogen werden. Der arme Kerl war blaß wie eine Leiche, er kannte wohl ſeinen Kapitän, der die fürchterliche Drohung wahrſcheinlich wahr gemacht hätte. Er fiel vor dem Wüterich auf die Knie uud flehte um Erbarmen, aber der Kapitän blieb bei ſeinem Urteil. Da legte ſich der Schiffsleutnant ins Mittel und ſeinen Be=mühungen gelang es, den Kapitän zu beruhigen. Sicherlich hatte mehr als die Worte des Offiziers die Haltung der Mannſchaft ſeine Sinnesänderung bewirkt. Die Matroſen ſtanden ſtill und mürriſch und waren offenbar jeden Augenblick bereit, für ihren Kameraden Partei gegen den Kapitän zu ergreifen. Der arme Maſchiniſt wurde ſchließlich nur mit Arreſt beſtraft.

Nach ruhiger, normaler Fahrt kamen wir noch am ſelben Tage

an und ſtiegen in einem ganz beſcheidenen Gaſthofe ab. Wir waren alle froh, daß wir wieder feſten Grund unter den Füßen fühlten, beſonders ich, da ich während der ganzen Reiſe heftig unter der Seekrankheit zu leiden gehabt hatte.

Von Genua ging es mit der Eiſenbahn nach dem Lago Maggiore und dann über den See hinüber nach Locarno. Da verſchwand plötzlich mein Mann. Ich ſah mich um, ſuchte ihn auf dem Dampfer, im Zollhaus an der Landungsbrücke, nirgends war er zu finden. Endlich nach geraumer Zeit tauchte er wieder auf und erzählte mir lächelnd, daß er für einen Spanier gehalten worden ſei, der in Rom mit einer Kaſſe durchgebrannt war und mit Frau und zwei Kindern die Flucht nach dem Ausland ergriffen hatte. Die Schweizer Polizei war benachrichtigt worden und da alles, auch der Familienanhang ſtimmte, ſo hatte man ſich eingehend mit dem Paß meines Gatten beſchäftigt. Aber da man ohne weiteres den Schweizer, den Landsmann, in ihm erkannte, war er ſehr ſchnell freigelaſſen worden.

Ich war nun zum erſtenmal in der Schweiz, im fremden Land, ſah fremde Menſchen, fremde Trachten und zwar gleich in der allerunangenehmſten Form. Von Locarno mußten wir mit der Poſt über den Sankt Gotthardt weiterfahren und auf einer der nächſten Halteſtellen ſtiegen zwei Frauen mit Crinolinen ein, die ſo rieſig waren, daß ſie mir jede Ausſicht verſperrten. Aber ſchließlich hatte auch dieſe Reiſe ein Ende.

Im Juni 1857 gelangten wir zwar mit wenig Geld, aber doch guten Mutes und geſund in meines Gatten Vaterſtadt Baſel an.

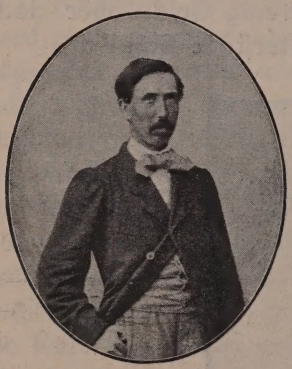
Handzeichnung von Arnold Böcklin für ſeine Kinder.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.

IV.

Baſel und Hannover.

1857–1859.

So war ich nun in Baſel als Fremde im fremden Land und hatte niemand, den ich kannte, ja ich verſtand nicht einmal die Sprache und konnte mich nur mit franzöſiſch verſtändlich machen. Es wäre das Natürlichſte geweſen, daß ſich die Verwandten meines Mannes meiner angenommen hätten, um mich allmählich in die Neuheiten des ſchweizeriſchen Lebens einzuführen, aber in dieſer Hoffnung hatte ich mich gründlich verrechnet. Man nahm mich, die Fremde, die noch dazu keinen Pfennig Geld mitgebracht hatte, recht ſchlecht auf. Nur die Schwiegermutter, die als Frau wohl mit mir fühlen konnte und die an ihrem Arnold mit großer Herzlichkeit hing, kam auch mir mütterlich entgegen und war ſtets von gleicher Freundlichkeit. Ebenſo mein Schwager Werner, der wie Arnold eine Ausländerin, eine Amerikanerin, geheiratet hatte, hielt treu zu uns. Was man mir am wenigſten verzeihen konnte, war der Mangel an Geld. Das klang in allen Vorwürfen durch, die ich zu hören bekam. So ſchalt mein Schwiegervater oft:



Werner Böcklin.

„Wie kaſcht du eine hirote, der nit iſcht und nit hät. Nun werd' 'r mitſammt ſyne Bilder auffreſſe."

Später hat ſich dieſe Stimmung bei meinem Schwiegervater ſehr verändert, als Arnold erſt berühmt geworden war. Er ging dann ſtolz wie ein Pfau durch die Straßen von Baſel, las alle Notizen, die über ſeinen Sohn in der Zeitung ſtanden und zeigte ſie jedem, der ſie ſehen und der ſie nicht ſehen wollte. Nun das iſt ſo menſchlich verſtändlich, und es iſt dem alten Mann längſt alles verziehen, was

er damals gegen mich aus der Empfindung heraus sagte, daß unser Aufenthalt in Basel weiter nichts für ihn werden würde, als eine neue Quelle von Kosten und eine Schmälerung seines verhältnismäßig geringen Einkommens. Von demselben Gesichtspunkt ausgehend war auch meine Schwägerin nicht besonders freundlich gegen mich, obwohl sie nach dem Charakter meines Gatten doch wohl sicher hätte voraussetzen müssen, daß er von ihnen kein Geld angenommen hätte.

In jener Zeit existierten noch einige Bilder meines Mannes, die nachmals völlig verschwunden sind. Zunächst ein unbekanntes Selbstporträt, das ich in Sankt Jakob sah. Meine Schwägerin Roseli zeigte es mir. Es war aufgerollt und stellte Arnold Böcklin im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren dar. Obwohl es, soweit ich mich erinnere, alle Spuren einer Schülerarbeit an sich trug, war es doch außerordentlich ähnlich und charakteristisch. Ich habe später sehr eifrig darnach gesucht, aber es nicht wieder auffinden können. Auch ein Porträt meiner Schwägerin Mathilde, eine sehr schöne lebensvolle Zeichnung ist in seiner Akademiezeit in Basel entstanden. Mathilde hatte es zum Einrahmen gegeben und bei dieser Gelegenheit ist es abhanden gekommen und nie wieder aufgetaucht. Auf ähnliche Weise ist noch eine ganze Anzahl von Jugendarbeiten meines Gatten verloren gegangen. Er wohnte nämlich als Akademiker im väterlichen Haus auf der Mansarde und hatte dort an den Wänden seine Bilder angenagelt. Sie sind, als wir später einmal danach fragten, wie vom Erdboden getilgt gewesen, wahrscheinlich verschenkt und verschleudert fristen sie jetzt in irgend einem Winkel unbeachtet ihr Dasein.

Natürlich hatte man uns, als wir von allen Mitteln entblößt, aus Italien angekommen waren, Wohnung im Elternhause*) angeboten und wir mußten froh sein, daß wir dort zunächst ein Unterkommen fanden. Es waren sehr unangenehme Stunden, die besonders ich dort zu durchleben hatte, denn mein Gatte war ja meistens nicht zu Hause, da ihm in der De Bary'schen Fabrik zu Sankt Jacob, in der mein Schwiegervater Direktor war, im Nebengebäude ein Zimmer als Atelier eingerichtet wurde. Ich war so meist immer zu Hause und ohne den Schutz meines Gatten den Demütigungen durch die zärtlichen Verwandten ausgesetzt.

Ein Vierteljahr mochte das so hingegangen sein, da hatten sich die Verhältnisse derartig zugespitzt, daß ein weiterer Aufenthalt unerträglich schien, und nun sprang mein Schwager Werner Böcklin, der als Vertreter seines amerikanischen Schwiegervaters Ellery — er handelte mit Seidenbändern — ein eigenes Haus in Basel besaß,

*) Dort lebten noch alle drei Schwestern Böcklins Rosa, Bertha und Mathilde.

helfend ein. Er und seine liebenswürdige Gattin Cornelia Ellery, die ungefähr die gleichen Mißhelligkeiten mit der Familie durchzumachen gehabt hatte wie ich, boten uns Wohnung in ihrem Hause an, und wir haben dort gleichfalls über ein Vierteljahr zugebracht. Meine Schwägerin Cornelia hatte selbstverständlich weniger von dem Übelwollen der Verwandten zu leiden, da sie verhältnismäßig wohlhabend war und wenigstens in dieser Richtung hin keine Anforderungen an den Geldbeutel des Schwiegervaters zu stellen brauchte.

Werner Böcklins Gattin Cornelia Ellery.

Mein Schwager Werner und mein Gatte standen sich persönlich sehr nahe. Man kann wohl sagen, daß sie mehr als Brüder, daß sie wirkliche Freunde waren. Schon im Jahre 1852 hatte Werner Böcklin seinem Bruder in der entgegenkommendsten Weise geholfen. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in Amerika ein hübsches Stück Geld verdient. Da er aber zu feinfühlig war, seinem Bruder bares Geld anzubieten, bestellte er ein Bild und sandte das Geld dafür gleich ein. Mein Gatte hatte ein sehr feines Nymphenbild gemalt und beschloß, ihm dieses sofort zu schicken. Er verpackte es gut und brachte es persönlich auf das römische Zollamt, das damals an der Piazza di Pietra lag. Er lief von einer Stelle zur andern, besorgte auch die Spedition und ging nun in dem ruhigen Gefühl nach Hause, sein Bruder Werner werde für das bereitwillig geschickte Geld, sobald es nach den damaligen Postverhältnissen möglich war, sein Bild erhalten.

Nach Verlauf von drei Monaten kam jedoch ein Brief von Werner an, das Bild, das ihm versprochen, sei bis heute nicht eingetroffen. Alle Nachforschungen, die sowohl Werner, als auch mein Gatte anstellten, blieben erfolglos. Das Bild war ein für allemal verschwunden. Arnold hat oft darüber gesprochen, wie unangenehm ihm dieser Zwischenfall gewesen, denn es hatte doch gerade so ausgesehen, als ob er lediglich das Geld genommen und kein Bild dafür geliefert hätte. Nachdem er alle Schritte getan hatte, die zu tun möglich waren, entschloß er sich, obwohl er sich auch davon keinen Erfolg versprach, doch noch einmal auf dem Hauptzollamt nachzuforschen. Und nachdem er aus seinem damals recht mageren Geldbeutel manchen Bajocchi Trinkgeld gespendet hatte, fand er endlich einen freundlichen Beamten, der sich bewegen ließ, durch alle Räume der ausgedehnten Lagerhäuser zu wandern, und da fand sich denn

ſchließlich völlig vergeſſen die Kiſte mit dem Bilde vor. Die Zollbeamten hatten ſie als bequeme Unterlage zum Stiefelputzen benutzt. Aufſchrift und Zeichen waren längſt verwiſcht und kein Menſch dachte mehr daran, die Kiſte auf Inhalt und Beſtimmung zu prüfen. Das Geld übrigens, das mein Gatte für dieſes Bild erhielt, war höchſt erwünſcht kurz vor unſerer Hochzeit eingetroffen.

Das Zimmer in der Fabrik zu Sankt Jacob war ſehr kalt, und als nun der Winter hereinbrach, mußte tüchtig geheizt werden. Mein Gatte nahm dann, wenn er morgens zur Arbeit ging, unter dem Arm einen tüchtigen Packen Holz mit und im Laufe des Tages brachten ihm mein Schwager Werner und ſein Freund Holzach*) Brennmaterial zu. Neben der Kälte war noch etwas anderes, was meinen Gatten ſtörte. Die öden kahlen Wände. Seine Künſtlerſchaft aber fand ſich ſehr ſchnell mit dieſem Mißſtand ab. Mit großer Schnelligkeit malte er vier herrliche Kindergeſtalten an die Wände, Symbole der vier Jahreszeiten darſtellend. Der vermummte und verſchneite Winter, das blütentragende Frühjahr, der mit Garben, Kornraden und Zyanen geſchmückte Sommer, und endlich der früchteſpendende Herbſt. Ein

Päpſtliches Zollamt Rom.

*) Georg Ludwig Benedict Holzach war am 16. November 1826 in Baſel geboren. Er war der Sohn des Notars und Kanzliſten J. J. Holzach und ſeiner Gattin Barbara Schaub. Louis Holzach, wie er von den Fremden genannt wurde, ging mit Arnold Böcklin in die Schule und wandte ſich dann dem Kaufmannsberufe zu. Er war wegen Kurzſichtigkeit vom Militärdienſt befreit, machte aber in der Edelgarde den Sonderbundsfeldzug 1848 mit. Nach beendeten Lehrjahren war er einige Jahre in Havre tätig und ging dann in Stellung zu dem engliſchen Konſul nach Madras. Das gelbe Fieber zwang ihn nach Europa zurückzukehren und da er von ſeinem Onkel ein hübſches Vermögen geerbt hatte, wandte er ſich der Malerei zu. Im Kanton Teſſin lernte er Angelika Frasa kennen, mit der er ſich am 25. Januar 1862 oder 63 verheiratete. Er machte verſchiedene Reiſen nach Rom und München und

barbariſcher Zimmermaler hat die kühnen, ſchnell hingehauenen Kinder Böcklinſchen Geiſtes mit brutalem Weiß übertüncht. Es iſt ſchade, daß dieſe intereſſanten Rundbilder für ewig verſchwunden ſind. Spuren davon finden ſich in dem großen Frescobilde Flora im Muſeum zu Baſel.

Louis Holzach war einer der anhänglichſten Freunde Arnolds. Zuerſt Kaufmann, hatte er ſich ſpäter dem Malerberuf zugewandt, aber da es nicht recht gehen wollte, war er wieder Kaufmann geworden und befand ſich wohl dabei. Außerdem waren Jugendfreunde die Brüder Fritz und Hans Burckhardt*), auch mit Carl Burckhardt-Iſelin, der aber nicht mit den beiden verwandt war, unterhielt mein Gatte lebhaften Verkehr. Sie waren es auch hauptſächlich, die ihn bei der Bürgerſchaft verteidigten, denn die Baſeler behandelten meinen Gatten damals recht ſchlecht. Ein Künſtler war ihnen garnichts. Künſtler galt ihnen ſo viel wie Narr, und darum blickten ſie mit einer ſelbſtgefälligen Verachtung auf den werdenden Meiſter herab.

Auch ich wurde von den Freunden meines Gatten ganz anders aufgenommen als von den Verwandten. Beſonders Fritz Burckhardt hat mir von Anfang an eine treue Freundſchaft entgegengebracht, die bis in ſein hohes Alter keine Trübung erfahren hatte.

Die Freunde hatten damals einen zwangloſen Verein, der alle Freitag Abend tagte, und über deſſen Entſtehung mir Fritz Burckhardt etwa folgendes mitteilte:

Im Winter 1851 auf 1852 trafen ſich in Berlin mehrere Schweizer Studenten zu gemeinſchaftlichem Abendeſſen auf der Bude Fritz Burckhardts, der damals in der Dorotheenſtraße 22 im zweiten Hof links zwei Treppen hoch wohnte. Es waren Fritzens Bruder Hans Burckhardt, W. Heß**), K. Wieland***), W. His†) und J. J. Bernoulli.

bewährte ſich als treuſorgender Freund Böcklins in ſchwerer Zeit. Mit der Malerei wollte es nicht recht vorwärts gehen, da nahm Louis Holzach wieder eine Stelle in Baſel als Buchhalter und Kaſſierer bei einem Notar an. Er ſtarb auf dem Bureau in wenigen Sekunden an einem Schlag am 31. Januar 1875.

*) Hans Burckhardt, 1830—1876, war Doctor juris und Stadtſchreiber in Baſel. Seine Gattin Trinette war mit Frau Angela Böcklin beſonders befreundet. Die beiden verſtanden ſich ausgezeichnet.

**) Wahrmund Heß, geboren 1826, war erſt Theologe, dann Pädagoge. Urſprünglich verſah er eine Lehrerſtelle am Realgymnaſium in Baſel, wurde dann Schulinſpektor und iſt 1909 als Penſionär geſtorben. Er hatte einen geſunden Humor und intereſſierte ſich als Neffe des Malers Hieronymus Heß ſehr für Kunſt.

***) Karl Wieland 1830—1894. Er war Dr. jur. und Advokat, ein äußerſt lieber Menſch und von in Baſel ſprichwörtlicher Nobleſſe.

†) Wilhelm His 1831—1904 Dr. med., berühmter Anatom und ordentlicher Profeſſor an der Univerſität Leipzig. Er war der Bruder des Arnold Böcklin feindlich geſinnten Eduard His-Heusler.

Als die Studenten nach Basel zurückgekehrt und in ihre verschiedenen Lebensstellungen eingerückt waren, fühlten sie das Bedürfnis, sich wieder an einem bestimmten Tage zu treffen, um die alten Beziehungen nicht einschlafen zu lassen. Im Frühjahr 1852 wurde darum beschlossen, den Freitag abend zu wählen und einige gleichgesinnte Freunde, die auch im Alter zu ihnen paßten, zur Teilnahme einzuladen. Das war der Anfang einer ganz eigenartigen, durch keine Statuten beengten, im Gegenteil völlig gesetzlosen Gesellschaft, die sich nicht durch jüngere Elemente selbst verjüngen sollte, sondern allmählich zum Absterben verurteilt war. Heute sind von dieser Gruppe nur noch drei übrig. Fritz Burckhardt, Bernoulli*) und Bussinger**). Der Freundeskreis bekam den Namen Leimsutt, oder auch nur kurzweg Sutt, ein Name, der sich nicht durch den Inhalt des Begriffes, aber durch seine Kürze empfahl und der mit der Zeit in Basel zu einer gewissen Bedeutung gelangte.

Es war ganz selbstverständlich, daß mein Gatte, als wir von Rom nach Basel übersiedelten, in diesen Kreis gezogen wurde und Fritz Burckhardt denkt heute noch mit herzlicher Freude an die Stunden, die er dort zubrachte. Er wußte Leben und Fröhlichkeit um sich zu verbreiten und auch der Leimsutt dankt ihm manche vergnügte Stunde. So brachte er eines Abends, als der Sutt vergnügt zusammen war, eine große Tafel mit, worauf er jedem damaligen Suttmitglied eine humoristische Zeichnung gewidmet hatte. In wenigen Strichen hatte er jedem einzelnen seine Eigenschaften und sein Steckenpferd charakterisiert oder symbolisiert, sich selbst aber stellte er in harmloser Unschuld als weiße Taube dar, die unter dem Flügel einige Pinsel trug. Ein andermal war von Hans von Bülow die Rede. Trotzdem sich der vorzügliche Meister längere Zeit in Basel aufgehalten hatte, war eine ganze Anzahl Mitglieder des Leimsuttes, die ihn nicht kannte. Da legte mein Gatte ein Häufchen Zigarrenasche auf den Tisch und formte daraus so schnell und charakteristisch das Porträt Bülows, daß alle Mitglieder die auf der Straße häufig bemerkte Persönlichkeit sofort erkannten.

An diesem Freundeskreis hat mein Gatte mit unverbrüchlicher Treue sein ganzes Leben lang gehangen und sehr häufig kehrte in seinen Briefen die Frage nach dem Leimsutt wieder.

---

*) Johann Jakob Bernoulli war geboren 1831 in Basel, Dr. phil. und außerordentlicher Professor der Archäologie.

**) Johann Jakob Bussinger 1827–1910, stammte nicht aus Basel, er kam erst im Anfang der vierziger Jahre zu seiner Ausbildung dorthin. Anfänglich studierte er Medizin, sattelte aber dann um und widmete sich der Pädagogik. Später Lehrer und schließlich Rektor der Realschule.

So floß für mich das Leben verhältnismäßig eintönig hin. Dazu kam noch die große Schwierigkeit der Verständigung, denn die Leute und besonders meine Verwandten, obwohl sie alle französisch verstanden und sprachen, weigerten sich mit einer gewissen Übereinstimmung, französisch zu sprechen. Ich saß daher in der Gesellschaft, hörte alles um mich herum sprechen und lachen und konnte nicht ein Wort verstehen. Es blieb mir dann weiter nichts übrig, als mich so viel wie möglich im Hause nützlich zu machen. Dazu gab es denn reichlich Gelegenheit. Noch erinnere ich mich einer sehr komischen Gewohnheit: an den Tagen, da große Wäsche war, wurde nicht gekocht. Die Männer mußten alle im Wirtshaus essen und durften, während das Haus von oberst zu unterst gekehrt wurde, nicht anwesend sein. An solchen Tagen habe ich dann tüchtig gearbeitet, wie ich überhaupt meine gesamte Kinderwäsche selbst waschen mußte.

Arnold hatte während dieser Zeit drei Bilder gemalt, die er in Colmar ausstellte. In Basel hätte ihm ja doch niemand etwas abgekauft, aber auch von Colmar kamen sie zurück, ohne daß jemand nur nach ihrem Preis gefragt hätte. Da erschien eines Tages Wedekind, der in Rom den Kentauren mit den Nymphen in der Wiederholung gekauft hatte. Er sah die Bilder und kaufte sie für seine Schwester, behielt sich aber aus, das eine oder das andere, wenn es nicht gefallen sollte, umzutauschen. Tatsächlich gab er später eins davon zurück und nahm dafür die Eberjagd. In jenen Tagen wurde auch der „Pan im Schilf" so gut wie fertiggestellt. Im Verlauf der Verhandlungen um die Bilder machte Wedekind meinem Mann den Vorschlag, nach Hannover zu kommen und ihm dort einen Saal auszumalen. Die Bilder sollten direkt an die Wand gemalt werden, als mein Gatte aber nach Hannover kam, fand er die Wände mit Leinwand überspannt, sodaß die Bilder später leicht abzunehmen waren. Ein Preis wurde nicht abgemacht. Wedekind hatte sich gedacht, mein Gatte werde allein nach Hannover kommen und er glaubte, es würde vollkommen ausreichend sein, wenn er ihm das Essen und die Wohnung gab. Aber mein Gatte hätte sich um die Welt nicht von mir und den Kindern getrennt. So reisten wir eines schönen Tages dritter Klasse nach Hannover*). Wedekind war sehr erstaunt, daß Arnold Böcklin seine ganze Familie mitgebracht hatte, denn er konnte ihn doch nun nicht den Saal lediglich für die Kost ausmalen lassen, und so berechnete er nach Beendigung der Arbeit einen Tagelohn von fünf Talern. Täglich kam er schon um sieben Uhr morgens nach der Arbeitsstätte und kontrollierte, ob mein Gatte auch fleißig wäre.

*) Im Frühjahr 1858.

Stets schalt er, daß die Malerei nicht schnell genug vorwärts ging, das komme nur daher, meinte er, weil mein Gatte morgens zu spät anfange und abends zu früh aufhöre. Er trieb auch, daß Arnold am Sonntag malen mußte, was in dem frommen Hannover streng verboten war. Tatsächlich wurde mein Mann einmal am Sonntag von der Polizei überrascht und mußte Strafe zahlen. Das Natürlichste wäre nun gewesen, daß er Wedekind die Strafe zahlen ließ, der aber weigerte sich strikte und erklärte einfach:

„Warum haben Sie sich sehen lassen, das ist Ihre Schuld".

Mein Gatte erwiderte:

„Ja, lieber Herr Wedekind, so weit habe ich es noch nicht gebracht, daß ich durchsichtig bin und hinter den Türen verstecken kann ich mich auch nicht, denn ich muß doch auf die Gerüste hinaufklettern, um zu malen".

Es half aber alles nichts, Wedekind zahlte die Strafe nicht.

In Hannover lernte Arnold Böcklin Friedrich Kaulbach kennen, der als Hofmaler des Königs von Hannover dort lebte. Er hatte, da er der Porträtmaler der gesamten Aristokratie war, so viel zu tun, daß er sich einen armen Maler mit Namen Schleiden hielt, den er monatlich bezahlte, wofür er ihm bei seinen Porträts helfen mußte. Kaulbach war der vertraute Ratgeber Wedekinds und die beiden kamen sehr häufig in den Saal und tadelten immer an den Arbeiten meines Gatten herum. Vor allem behaupteten sie, in die Felsen seien Hundefratzen und andere Fratzen hineingemalt, was vielleicht zufällig in der Struktur lag, aber von meinem Gatten nicht im Entferntesten beabsichtigt war. Sie mäkelten immer und kritisierten solange herum, bis Arnold sich dazu verstanden hatte, die Sache zu ändern.

Ein volles halbes Jahr hat diese Arbeit gedauert und mein Mann war teils durch den Ärger, teils durch die unbequeme und ungesunde Arbeit selbst nicht unerheblich erkrankt. Fast jeden Abend hatte er heftiges Nasenbluten und Fieber und konnte schlecht schlafen, sodaß wir uns entschlossen, Hannover zu verlassen und unser Glück in München zu versuchen. Die alte Not war wieder bei uns eingekehrt, der geringe Tagelohn hatte gerade so hingereicht, um uns in der teuren Residenzstadt, wo wir eine möblierte Wohnung hatten nehmen müssen, durchzubringen. Mein Gatte war krank und ich sah in kurzer Frist neuen Mutterfreuden entgegen. Es half aber alles nichts, wir mußten abreisen, denn die Luftveränderung war das Einzige, wovon wir eine Besserung im Zustand meines Gatten erhoffen konnten.

Alle Bemühungen, Wedekind zu veranlassen, meinem Gatten das Geld für die drei in Basel für seine Schwester gekauften Bilder zu zahlen, waren erfolglos, so mußten wir uns mit dem wenigen, das

uns von dem Tagelohn übrig geblieben war, aufmachen und wiederum dritter Klaſſe die weite Reiſe von Hannover nach München antreten. Ich ſelbſt ruhe= und ſchonungsbedürftig hatte die beiden Kinder auf dem Schoß, Arnold in heftigem Fieber tief in ſeinen Mantel gehüllt, ſo kamen wir im Auguſt 1858 in München an, faſt ohne einen Pfennig Geld und nun begann die ſchwerſte Zeit, die wir in unſerer faſt fünfzigjährigen Ehe durchzumachen hatten.

A. Böcklin:
Bleiſtiftskizze Böcklins Tochter Clara,
kurz vor dem Typhus 1858/59.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Union, München.

V.

Die schwerste Zeit.

München 1858–1860.

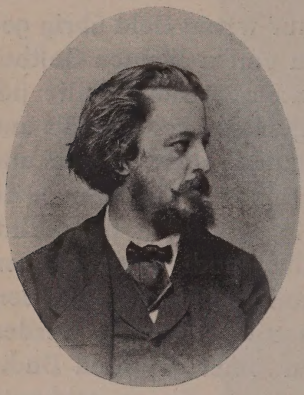
Als wir in München ankamen, war uns nur wenig Geld übrig geblieben. Wir logierten uns zunächst in einem kleinen Gasthof ein, in dem wir etwa acht Tage wohnten. Arnold fühlte sich sehr unbehaglich. Das Fieber, das ihn schon in Hannover gequält und das ihm die Reise von dort her zur Qual gemacht hatte, wollte und wollte nicht weichen. Auch ich war in sehr schlechter Stimmung, da das bevorstehende freudige Ereignis schon seine Schatten bedenklich voraus warf. Trotzdem suchten wir sehr eilig nach einer billigen Wohnung und fanden endlich in der Schommergasse ein Quartier, das aber noch nicht fertig war und vorläufig nicht bezogen werden konnte. Wir mußten uns daher begnügen, in einer feuchten Dachwohnung im Hinterhaus Platz zu finden. In jenen Tagen zeichnete Arnold zum ersten Male unsere Tochter Clara, die ebenfalls fortwährend kränkelte.

So saßen wir denn, nachdem wir uns einige Möbel gemietet hatten, im Hinterhaus, mein Gatte fortwährend im Fieber ganz allein. Eine Magd konnten wir uns nicht halten, denn wir hatten kaum Geld zum Leben und ich mußte daher unsere vier Stuben allein rein machen, die beiden Kinder besorgen und das Essen für die ganze Familie kochen.

Arnold hatte immer noch schweres Fieber, zu dem sich nun auch im Laufe der Tage heftige Kopfschmerzen gesellten. Er hatte bei dem Maler Stephan Unterkunft gefunden, der ihm sein Atelier zur Verfügung gestellt, und er malte mit fieberhaftem Fleiß, um im Augenblick, wo ihm die Krankheit niederwarf, die er in sich groß werden fühlte, Bilder zu haben, die zu Geld gemacht werden konnten. Zunächst nahm er den in Rom begonnenen „Pan im Schilf“ vor, und als er dieses Bild vollendet hatte, malte er die Eberjagd, die er

Wedekind für eine von jenem in Basel verkauften Landschaften, die ihm nicht gefallen hatte, überlassen mußte. Leider zahlte Wedekind auch jetzt noch nicht und wir kamen deshalb von Tag zu Tag in größere Verlegenheiten. Arnolds bester Freund, den er in München hatte, Paul Heyse, war zur Zeit nicht in der Stadt. Er kam aber bald an und bemühte sich auf alle mögliche Weise um uns. In jenen Tagen zeichnete mein Mann auch ein Porträt von Stephan und begann eine ganze Anzahl von landschaftlichen Bildern, deren Sujet besonders nach dem Gesichtspunkt der Leichtverkäuflichkeit ausgewählt war. Abends ging er meist zu Heyse.

Wir hatten uns jetzt, da mein Zustand immer weiter fortschritt und ich die gesamte Wirtschaftsarbeit nicht mehr bewältigen konnte, eine Aufwartung ins Haus genommen, die jedoch die Nacht über nicht in der Wohnung blieb. Eines Abends nun kam mein Gatte von Heyse zurück und klagte über entsetzliche Kopfschmerzen. Dabei war mir unsäglich schlecht. Ich fühlte deutlich, daß meine Stunde herangekommen sei, sagte meinem Gatten aber nichts, damit er nicht beunruhigt würde. In der Nacht um zwei Uhr traten plötzlich heftige Wehen ein. Ich war in furchtbarer Verzweiflung. Arnold mußte trotz seiner quälenden Schmerzen aufstehen, und wir sahen einander an, ohne einen guten Rat zu wissen. Wir kannten ja niemand in der Gegend, zu Heyse war zu weit, Stephan wohl auch nicht zu erreichen. Was also sollte geschehen? Es war wahrlich eine schwere Situation: Ein kranker Mann, eine Frau in heftigen Geburtswehen, zwei kleine Kinder, völlig einsam, tief in der Nacht, in einer fremden Stadt. Da fiel mir unser Hausherr ein, der Metzger Radlbeck, und ich sagte zu Arnold:



Paul Heyse.

„Es ist das beste, du gehst zu Radlbeck, er hat ja Kinder und wird wohl wissen, wo Hilfe herzuholen ist."

Mein Mann zitterte im Fieber, aber es half nichts, er zog sich seinen Mantel an und ging, um den Hausherrn zu wecken. Es ist wohltuend, immer wieder davon sprechen zu können, daß es doch noch gute und hilfsbereite Menschen gibt, denen die Not der andern zu Herzen geht, und die sich keinen Augenblick besinnen, ihren Mitmenschen beizuspringen. Der Metzger Radlbeck war ein praktischer Mann, der überschaute sofort die Situation, sah meinen Gatten an und erkannte, wie schwer leidend er war.

„Gehen sie nur zu Hause zu ihrer Frau, Herr Böcklin, damit sie in ihrer schweren Stunde nicht allein ist, ich werde schon das weitere besorgen."

Er versuchte dann unsere Aufwartefrau zu holen, die aber blieb behaglich in ihren Federn liegen und kam nicht. Da machte der resolute Mann kurzen Prozeß, weckte seine Frau und schickte sie zu mir. Dann ging er zur nächsten Hebamme, redete ihr auf gut münchnerisch zu und bewog sie gleichfalls, in unsere feuchte Dachwohnung hinaufzuklettern. So kam unser kleiner Robert zur Welt*). Arnold machte sich trotz der heftigen Schmerzen die ganze Nacht nützlich und als Meister Radlbeck ernsthaft meinte, er müsse doch seines Zustandes wegen einen Arzt befragen, lehnte er ab. Es werde schon wieder besser werden, sagte er.

In seinem Herzen aber war er anderer Meinung, er glaubte ziemlich sicher daran, daß er werde sterben müssen, weil das Fieber und die Kopfschmerzen ihn kaum während einer Stunde des Tages oder der Nacht verließen. Mit einer geradezu grausamen Emsigkeit malte er und malte er, um seiner Frau und seinen drei unmündigen Kinderchen etwas hinterlassen zu können. Man mag sich vorstellen, wie mir dabei zu Mute war, als ich den Mann, an dem meine ganze Seele hing, dem ich freudig ins Elend gefolgt war und um deswillen ich, ohne mit der Wimper zu zucken, mein Vaterland verlassen hatte, von Tag zu Tag hinschwinden sah und mich mit keinem Menschen aussprechen konnte. Ihm selbst durfte ich nichts sagen, ich durfte ihn auch nicht an seiner fieberhaften Arbeit hindern, denn er hätte dann wohl noch sicherer an seinen Tod geglaubt. Mit meiner Umgebung konnte ich nicht reden, denn sie verstand nicht italienisch, da kann man wohl begreifen, daß ich zu Kreuze kroch und einen Bittbrief an Tante Carlotta nach Rom schrieb.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, aber sie war auch danach. Tante Carlotta verweigerte jede Unterstützung, erklärte nur, wenn ich mit meinen Kindern nach Rom kommen wolle, so würde ich in ihrem Hause stets ein Heim finden, von meinem Gatten, dem Ketzer, aber wollte sie absolut nichts wissen. Damit war für mich Tante Carlotta ein für allemal erledigt.

Ich habe sie bis zu ihrem Tode im Jahr 1861**) nicht mehr ge-

*) Es war am 2. September 1858.

**) Ein Brief von Augusto Fratelli an Arnold Böcklin d. d. Roma, 14. Juli 1862 unterrichtet uns über die Zeit ihres Todes. Nach einigen gleichgiltigen Mitteilungen schreibt er:

„. . . . . Du wirst also wissen, daß im September 1861 die arme Großmutter ins andere Leben ging; nach 2 bis 3 Tagen folgte ihr die arme Tante in

ſehen, aber ſie hat mir noch ſterbend ſchweres Unrecht zugefügt, indem durch ihre Schuld das ganze Vermögen von fünfundzwanzigtauſend Scudi, das mir durch Erbſchaft hätte zufallen müſſen, verloren ging. Tante Carlotta und ihr Mann, Onkel Balzer, hatten ſich gegenſeitig zu Erben eingeſetzt, da ſie kinderlos waren. Und nach ihrer beider Tod hätten mein Vetter Augusto Fratelli und ich je fünfundzwanzigtauſend Scudi erben müſſen. Tante Carlotta ſtarb in Palestrina und hatte ein Teſtament nicht hinterlaſſen. Es wäre nun an Onkel Balzer geweſen, uns zu Erben einzuſetzen, und er hatte wohl auch die Abſicht es zu tun, denn es war alles bereit dazu, der Notar ſogar ſchon beſtellt, da traf ihn unerwartet der Schlag und die Teſtierung unterblieb. Wir waren damals in Weimar zu fern von Rom, und Vetter Augusto kümmerte ſich auch nicht ernſthaft um die Sache, ſo nutzte mein ehemals deſignierter Bräutigam Vetter Giovanni Hatz dieſe Gelegenheit aus und riß alles an ſich. Damals wäre vielleicht auf dem Wege des Prozeſſes etwas zu erreichen geweſen, aber mein Gatte konnte ſich zu ſolchen Maßregeln nicht verſtehen. Er fühlte nicht, wie nötig uns die Erbſchaft geweſen wäre, denn ich war außerordentlich genügſam und darbte und arbeitete gern, wenn er nur etwas hatte. Er empfand keinen Mangel, war auch zu ſtolz im Grunde ſeines Herzens, von andern, und wäre es auch auf dem rechtmäßigen Wege der Erbſchaft, Geld anzunehmen, er hungerte lieber und blieb ein freier Mann. —

Anfang November war nun endlich unſere Wohnung im Vordergebäude ſoweit fertig, ſodaß der Umzug bewerkſtelligt werden konnte. Arnolds Befinden verſchlechterte ſich von Tag zu Tag, aber er war immer noch nicht zu bewegen, ſich etwas zu ſchonen, oder gar einen Arzt zu fragen. Er malte unabläſſig weiter, bis ſchließlich Paul Heyſe, der uns einmal beſuchte, durch einen ſchnellen Entſchluß der Sache ein Ende machte.

„Weiß Du, Arnold, ich werde Dir mal einen Arzt ſchicken, Du mußt etwas für Deine Geſundheit tun, ſo kanns nicht weitergehen“.

Darauf ſchickte er uns ſeinen jungen Freund Dr. Wolfſtein, der verordnete ein Mittel, das mein Gatte recht gern gebrauchte. Er ſagte nämlich:

Palestrina (im gleichen Haus, wo Ihr geweſen ſeid) nach langer Krankheit. Im Monat Februar ſtarb der alte Fleury, im April Balzer. Wenn es Euch intereſſiert, ihre Angelegenheiten zu erfahren: Giovanni allein hat alles bekommen . . . .“

Augusto war nach Balzers Tode nach deſſen Wohnung gegangen, wurde aber von Giovanni Hatz empfangen, der ihm den Tod des Onkels verheimlichte. Auf dieſe Weiſe wurde Augusto ferngehalten und Hatz hatte genügend Zeit, die Papiere durchzuſehen und das ihm Ungünſtige zu vernichten.

„Gehen Sie mal ins Hofbräuhaus und trinken Sie so viel Bier, wie Sie können".

Mein Gatte folgte diesem ärztlichen Rat, aber es bekam ihm sehr schlecht, denn als er nach Hause kam, legte er sich zu Bett, um es fünfundfünfzig Tage nicht wieder zu verlassen.

Endlich war die Krankheit zum vollsten Ausbruch gekommen und Dr. Wolfstein, der sich sehr um den Gatten bemühte, erklärte, es sei der berüchtigte Armeetyphus. Der Zustand war entsetzlich. Arnold phantasierte Tag und Nacht und hatte die seltsamsten Halluzinationen. Hauptsächlich bewegte sich seine Phantasie um die Person Wedekinds. Er sprach immer davon, daß er doch Geld schicken müsse für die gekauften Bilder. So sorgte er sich in den Fieberstunden seiner Krankheit immer noch um das tägliche Brot. Endlich schickte denn auch Wedekind Geld. Es waren hundertfünfzig Taler und dabei schrieb er an mich, er lege noch fünfundzwanzig Taler bei, ich solle das Geld für die Krankheit meines Gatten verwenden. Ich war derart empört über die Form, in der mir das Geld angeboten wurde, daß ich, so nötig uns auch das Geld im Augenblick war, postwendend die fünfundzwanzig Taler an Wedekind zurückschickte. Nun hatten wir wenigstens etwas Geld im Hause und brauchten uns nicht immer an unsere Freunde zu wenden, unter denen sich neuerdings auch Louis Holzach, unser Baseler Freund, eingefunden hatte. Er und Dr. Wolfstein nahmen sich unser in aufopferndster Weise an. Besonders Louis Holzach besuchte uns täglich und borgte uns alles Geld, was er nur irgend entbehren konnte. Vor allem übernahm er die schwierigen Nachtwachen an Arnolds Bett, da ich einfach nicht mehr fähig war, die Augen offen zu halten, denn ich hatte ja nicht nur den kranken Mann zu pflegen, sondern auch die Wirtschaft zu führen, dazu kam noch, daß unsere drei Kinderchen gleichfalls krank wurden. Arnold hatte Unterleibsentzündung, Clara war vom Vater angesteckt und lag schwer am Typhus darnieder und das kleine Robertchen schwankte zwischen Leben und Sterben. Ich wußte nun nicht mehr ein noch aus, dazu verstand ich nur wenige Brocken deutsch und war ohne Dr. Wolfstein, der mit mir französisch sprach und Holzach, der gut italienisch verstand, einfach hilflos.

So kam Weihnachten 1859 heran und mit diesem Feste der Freude und des Glückes der Höhepunkt unseres Leidens. Mein Gatte lag im Sterben. Wir alle waren um ihn bemüht und suchten die flüchtenden Lebensgeister zu erhalten. Das entsetzliche Fieber hatte ihn völlig ausgetrocknet, die Zunge hing ihm wie ein dürres Blatt im Munde, er konnte kaum noch sprechen. Sein ermatteter Geist war gequält von düsteren Halluzinationen, und wenn er einmal einen

Augenblick fieberfrei war, so drängte sich seine irre Phantasie vor das reale Leben derart, daß er Wirklichkeit und Phantasie nicht mehr unterscheiden konnte. Es war bei Gott der Kelch des Leidens bis zum Rande gefüllt, aber er sollte noch überlaufen, denn gerade in dieser Zeit starb uns das kleine Robertchen*). Ich war der Verzweiflung nah und selbst nicht mehr meiner Sinne mächtig. Ich taumelte von Stube zu Stube und hatte selbst Erscheinungen wie eine Fieberkranke.

Als ich einmal allein im Zimmer meines Gatten war, stand ich am Fenster und schaute hinaus auf die Straße, es war eisig kalt, ein toter, bleicher Mondschein flirrte über die schneebedeckten Straßen und Häuser, ich schauerte zusammen vor Kälte, denn es durfte doch des Fiebers wegen im Krankenzimmer kein Feuer gemacht werden. Mir war schlecht zum umsinken. Der arme Kranke schien in den letzten Zügen zu liegen, schwer rang er mit dem Tode, so deuchte es mir, und da in meiner Herzensangst schickte ich die Magd zu Dr. Wolfstein. Ich blieb in wortloser Verzweiflung zurück und wartete und wartete auf die Magd, sie wollte aber nicht wieder kommen. Da sah ich plötzlich im Mondschein am Hause gegenüber einen Mann in hellen Sommerkleidern stehen, der starr zu mir heraufblickte. Ich ging vom Fenster weg und setzte mich an das Bett des Kranken. Als aber die Zeit immer mehr fortschritt und weder die Magd noch der Arzt kam, stand ich auf und ging wieder ans Fenster. Da sah ich ihn wieder, den Mann im hellen Anzug, mit großen, seltsamen Augen mich anglotzend, sodaß ich erschrak und vom Fenster zurückfuhr. Ich setzte mich in die Tiefe des Zimmers um nur nichts sehen zu müssen, da hörte ich leise Schritte draußen auf der Straße. Ich ging wieder zum Fenster und sah, daß die Magd mit dem geheimnisvollen Manne sprach. Als sie heraufgekommen war, fragte ich sie, wer denn der Mann gewesen wäre in dem hellen Anzug, mit dem sie gesprochen. Die Magd schüttelte den Kopf und meinte, sie habe keinen Mann gesehen und gesprochen.

Eine ähnliche, seltsame Geschichte erlebte ich mit meinem Gatten. Eine Etage unter uns wohnte ein Geistlicher, der gleichfalls am Typhus sterbend darnieder lag. Natürlich hatten wir dem Kranken, um ihn nicht aufzuregen, garnichts davon gesagt, wie schlecht es um unsern Mitbewohner stehe. Aber einen Tag später, nachdem ich die Halluzination mit dem Mann in den hellen Sommerkleidern gehabt hatte, winkte mich mein Gatte ans Bett und raunte mir zu, man müsse dem Mann unten helfen, weil er sonst stürbe. Dr. Wolfstein

*) Am 25. Dezember 1858.

sagte, als er den Kranken am Abend besuchte, es käme oft vor, daß Menschen, die in schwerem Fieber lägen, ohne daß man ihnen das geringste mitteilte, alles wüßten, was im Haus vorgeht.

Nach Weihnachten schien nun doch endlich der Höhepunkt unseres Unglücks überschritten. Eines Tages kam ein Fräulein Emilie Linder aus Basel zu uns, die meines Gatten Eltern dem Namen nach kannte, von ihm selbst aber nur durch Dr. Wolfstein gehört hatte. Es genügte für sie, die sehr reich war, daß ein schweizerischer Landsmann schwer krank und in Not war, um sofort ihre Hilfe anzubieten.

„Wenn Sie etwas brauchen, liebe Frau Böcklin," sagte sie zu mir, „sprechen Sie sich nur ruhig aus. Zunächst ist es wohl nötig, daß Sie etwas Wein für den Kranken bekommen".

Ich war sehr verblüfft, dankte ihr herzlich und versprach, mich im Falle der Not an sie zu wenden. Sie wartete aber nicht lange darauf, sondern schickte am anderen Tage reichlich Geld und vierundzwanzig Flaschen des feinsten Bordeaux. Sie hat uns vor allem über Wasser gehalten. Endlich kam die Zeit, wo wir ihre Hilfe nicht mehr in Anspruch zu nehmen brauchten, denn der König von Bayern hatte den hier beendeten „Pan im Schilf" gesehen und sich für den Ankauf entschieden. Er zahlte tausend Gulden dafür und im Katalog der Pinakothek stand, der Künstler sei gestorben. Das Bild wurde mit einem schwarzen Kranz umgeben.

Nun konnten wir uns etwas mehr rühren. Vor allen Dingen war es möglich, besser für den kranken Mann zu sorgen, bei dem sich auch schon ganz langsam die ersten Spuren wieder beginnender Gesundheit zeigten. Er hatte zwar immer noch Fieber, phantasierte die tollsten Dinge zusammen, und wie in den ersten Tagen der Krankheit drängten sich wieder seine Phantasien vor das Leben. So erzählte er Dr. Wolfstein, Fräulein Linder, die er noch nie im Leben gesehen hatte, sei bei ihm gewesen, habe ihn unterhalten und ihm eine Bibel geschenkt. Der Arzt schüttelte den Kopf und machte mir heftige Vorwürfe, daß ich die fremde Dame zu dem schwer kranken Manne hineingelassen habe. Natürlich erklärte ich ihm, es sei lediglich eine Halluzination gewesen, Fräulein Linder habe draußen gesprochen und habe den Kranken mit keinem Blick gesehen.

Die größte Schwierigkeit war nun, meinem Eheherrn beizubringen, daß unser Robertchen gestorben sei. Sobald das Fieber etwas nachließ, verlangte er nach den Kindern und besonders nach dem Kleinen, er hatte ja sein ganzes Leben lang Kinder so sehr lieb. Im Fieber behauptete er, Robert sei gestorben und zwar an einem Stein in der Blase, er habe den Stein gesehen. Und seltsam war, daß tatsächlich ein Stein in der Blase die Todesursache gewesen war,

wie die Sektion ergeben hatte. Wir fürchteten alle, dem Kranken mitzuteilen, daß unser Robertchen nicht mehr unter den Lebenden weile, und wir sagten ihm, wenn er nach dem Kinde fragte, es schreie zu sehr und störe ihn. Er solle erst gesund werden, dann dürfe der Kleine zu ihm, kurz, jedesmal machten wir eine andere Ausrede. Aber mit der Beharrlichkeit, die Kranken eigen ist, kam er immer wieder auf den Wunsch zurück, den toten Robert zu sehen. Eines Tages rief er Clara, die inzwischen wieder gesund geworden war, zu sich ans Bett. Zu mir sagte er dann, er habe so entsetzlichen Durst, ich solle ihm etwas zu trinken holen. Dann wandte er sich, als ich draußen war, mit der Frage an das Kind, wo der kleine Robert sei und das nichtsahnende Mädchen antwortete, er sei unter der Erde. Da schrie der Kranke gellend auf, ich stürzte ins Zimmer, fand ihn ganz außer sich, tobend und seufzend und es war kaum möglich, ihn zu beruhigen.

Er bekam einen schrecklichen Rückfall. Fieber stellte sich wenigstens glücklicherweise nicht ein. Aber den Appetit, der sich schon ganz hübsch bemerkbar gemacht, hatte er völlig verloren. Er konnte nichts mehr essen, fiel immerzu in Ohnmacht und es war die größte Gefahr vorhanden, daß er uns an Herzschwäche sterben würde. In dieser schweren Zeit erinnerte ich mich an die vierundzwanzig Flaschen Bordeaux von Fräulein Linder. Der Wein bekam ihm sehr gut. Er wurde fröhlich und war mit seiner Phantasie meilenweit von dem Krankenlager weg. Immer sprach er nur von einer großen Erbschaft, die ihm zugefallen sei von einer Königin mit feuerrotem Haar.

Schließlich überwand seine jugendkräftige Natur auch diese Attacke. Der Kranke wurde von Tag zu Tag besser und durfte endlich nach fünfundfünfzig Tagen schweren Krankenlagers wieder das Bett verlassen. Er war zum Skelett abgemagert und als er draußen seinen ersten Spaziergang machte, blieben die Leute stehen und sahen ihm nach. Er wurde dann wütend, drehte sich um und streckte ihnen die Zunge heraus. Ein sicheres Zeichen, daß die Gesundheit wieder zurückkehrte, war seine unüberwindliche Rauchlust, die er ja bis an sein Lebensende behalten hatte. Als er einmal Zigarren kaufen ging und den Verkäufer aufforderte, ihm die allerschwersten zu geben, die er im Laden hatte, sah ihn der Mann starr an und wunderte sich, daß diese Jammergestalt so schwere Zigarren rauchen wollte. Aber mein Mann wurde grob und sagte ihm:

„Was sehen Sie mich so an, als ob ich krank wäre? Ich bin ganz gesund, ich habe nur den Typhus gehabt und wenn der Mensch erst wieder rauchen kann, dann ist alles wieder gut."

Je mehr nun die Gesundheit fortschritt, desto vergnügter wurde

unser Papa. Er hatte die Empfindung, jeden auf der Straße umarmen zu müssen, auch wenn er ihn gar nicht kannte. Körperlich erholte er sich sehr schnell, leider kehrten seine geistigen Kräfte nur außerordentlich langsam zurück, und wir fürchteten, er würde nie wieder arbeiten können. Glücklicherweise ist das nicht eingetroffen. Ganz allmählich zwar, aber doch merklich kehrten Denkfähigkeit und Arbeitskraft zurück und bald regte sich auch mit großer Energie die Lust zum Malen wieder. Glücklicherweise hatte das entsetzliche Arbeitsfieber, das ihn in einer krankhaften Wahnvorstellung, bevor der Typhus zum Ausbruch kam, erfaßt hatte, nachgelassen und ein normaler Tätigkeitsdrang setzte ein. Zunächst malte er seine „Villa am Meer", die jetzt in Oldenburg ist. Sie war in der Ausstellung zu Zürich zurückgewiesen worden. Nachdem dies Werk fertiggestellt war, begann er den panischen Schrecken, der in flottem Zuge beendigt wurde, aber damals in München nicht verkäuflich war.

Ganz unerwartet kam dann noch im Sommer 1860 die Berufung meines Mannes nach Weimar. Der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander hatte eine Kunstschule gebaut und er suchte junge und tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen. Es fehlte ihm ein Landschaftsmaler und er war nach München gekommen und suchte vor allem einen Künstler dieses Faches zu gewinnen. Da empfahlen ihm Piloty, Paul Heyse und andere Freunde meinen Mann mit dem Bemerken, obwohl er noch jung und wenig bekannt sei, habe er doch eine große Zukunft vor sich. Der Großherzog befolgte den Rat, machte meinem Mann den Antrag, möglichst schon im Oktober als Professor der Landschaftsmalerei nach Weimar überzusiedeln. Das Gehalt war zunächst auf fünfhundert Taler normiert, dazu ein freies Atelier in der Akademie.

Nach den furchtbaren Monaten, die wir während der schweren Krankheit durchgemacht hatten, kann man sich denken, mit welcher Freude ich diesen Ruf begrüßte. Auch mein Gatte war etwas mürbe geworden und nahm das kleine aber sichere Einkommen mit herzlicher Dankbarkeit an. Aber nun kam eine andere Schwierigkeit. Ruf und Titel waren da, nur die Mittel fehlten. Wir sollten mit unserem Hause nach Weimar reisen, sollten dort eine standesgemäße Wohnung beziehen, sie ausstatten, mit den Kollegen verkehren, zu Hofe gehen, kurz alles das mitmachen, was eine doch immerhin angesehene Stellung an einem kleinen Fürstenhofe erforderte.

Da fiel mir Fräulein Linder aus Basel ein. Sie war ja reich und von einer so außerordentlichen Wohltätigkeit, wie man sie so bald nicht wieder finden wird. Hatte sie uns doch das Geld, das sie uns während der Krankheit geborgt hatte und das sich auf etwa

tausend Gulden belief, bedingungslos geschenkt. Ich lenkte also zu ihr meine Schritte und fand sie freudig bereit, uns noch einmal zu helfen. Sie lieh mir zweitausend Gulden und ließ sich, wie ein richtiger Kaufmann, von mir einen Schuldschein schreiben, den sie sorgsam in ihre Bücher eintrug. Ohne dieses Geld wäre es uns nicht oder nur unter ganz großen Schwierigkeiten möglich gewesen, den Ruf nach Weimar anzunehmen.

Leider mußten wir erfahren, daß Fräulein Linder kaum ein Jahr, nachdem wir von München weggezogen waren, gestorben sei. Aber die treffliche Dame hat noch im Tode unser gedacht, denn es fand sich in ihrem Testament die Verfügung, daß die mir geliehenen zweitausend Gulden Frau Angela Böcklin als Erbschaft zufallen sollten.

Das Weimarer Berufungsdekret wurde erst am 27. Dezember 1860 ausgefertigt. Es hat folgenden Wortlaut:

Wir
Carl Alexander
von Gottes Gnaden
Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, gefürsteter Graf zu Henneberg, Herr zu Blankenstein, Neustadt und Tautenburg, etc. etc.

urkunden hiermit, daß Wir den Professor der Landschaftsmalerei Böcklin, hier, zum Professor der Malerei an Unserer hierselbst errichteten Kunstschule ernannt und ihm eine mit dem ersten Oktober dieses Jahres beginnende Besoldung von fünfhundert Talern jährlich aus Unserer Hauptkasse gnädigst bewilligt haben; worüber demselben gegenwärtiges mit Unserer Höchsteigenhändigen Namensunterschrift und unserem Großherzoglichen Siegel versehenes Dekret ausgefertigt worden ist.

Weimar, am 27. Dezember 1860

(L. s.) Carl Alexander.

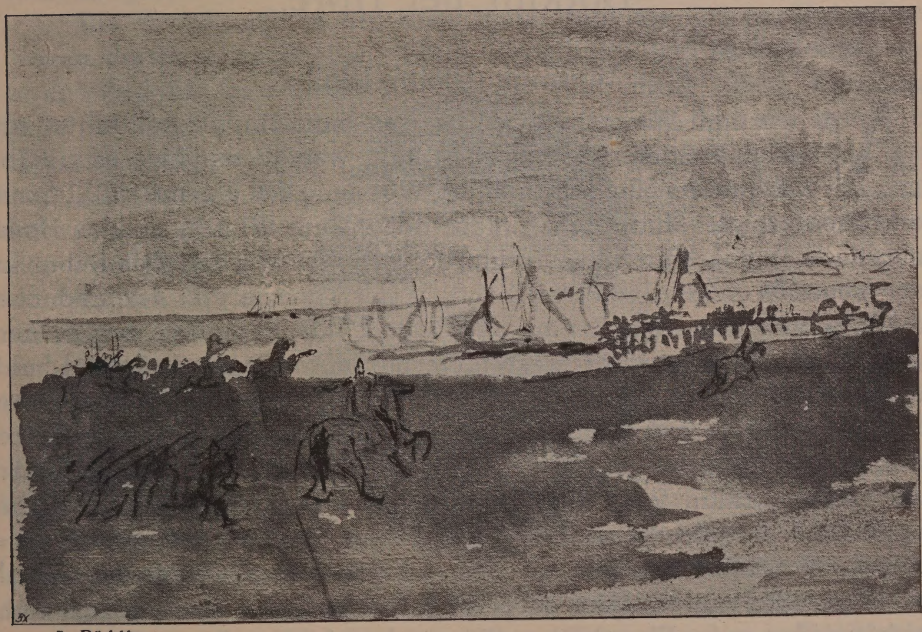
Dekret
für den Großherzoglich
Sächsischen Professor der
Malerei Herrn Böcklin,
Hier.

v. Watzdorf.
collat.

Im Juli wurde meinem Gatten dann auch das Bürgerrecht von Weimar erteilt.

Urkundlich
wird hierdurch bezeugt, daß dem Herrn Profeſſor Arnold Böcklin das volle Bürgerrecht in hieſiger Reſidenzſtadt heute ertheilt worden iſt.

Weimar, den 12. Juli 1861.
Der Gemeindevorſtand
der Großherzoglichen Reſidenzſtadt
(L. S.) W. Schumann



A. Böcklin:
Feder-Tuſchskizze zu „Abfahrt einer Kriegsflotte".
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Union, München.)

Theaterplatz in Weimar.

VI.

Böcklin bei Hofe.

⊙

Weimar 1860—1862.

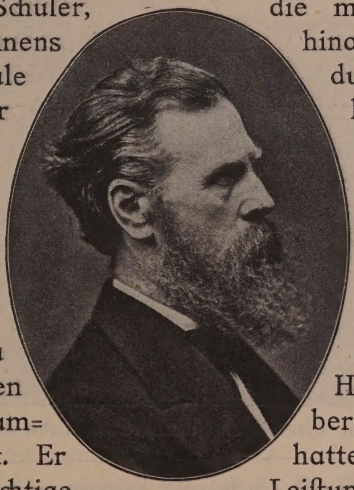
Als wir nach Weimar kamen, war es, trotzdem wir erst mitten im Herbst standen, schon ziemlich kalt, wenigstens schien es mir so. Wir fanden eine sehr hübsche Wohnung bei einem Dr. Ullmann am Theaterplatz, ahnten aber nicht, daß sie im Winter, da das Haus nur aus Lehm gebaut war, fürchterlich kalt sein würde. Das Debüt in der neuen Wohnung war ein Diebstahl des Tapezierers, der, noch ehe die Wohnung eingerichtet war, alles weggeschleppt hatte, was er nur irgend wegschleppen konnte. Wir versuchten natürlich, möglichst bald unser Eigentum zurückzubekommen, und dadurch wurde die Sache bei der Behörde bekannt. Es kam ein Gendarm zu uns und fragte uns, ob wir Anklage gegen den Dieb erheben wollten. Ich war aber der Meinung, man sollte den Mann, der eine sehr kinderreiche Familie hatte und in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, nicht weiter verfolgen. Er sollte diesmal mit dem Schrecken davonkommen, zumal er schon alles um die Ecke gebracht hatte und eine Anklage uns doch nicht wieder unser Eigentum zurückgegeben hätte. Ich verlangte nur von dem Hauswirt, daß der Dieb niemals mehr das Haus betreten dürfe. Der freche Tapezierer erschien aber doch eines Tages bei uns, ich habe ihn jedoch sehr energisch hinausgejagt, so daß er sich später nicht mehr einfallen ließ, zu uns zu kommen. Auf alle Fälle hat er jede Gelegenheit benutzt, um über die Italiener und speziell über mich weidlich zu schimpfen.

Nicht lange nach dieser Episode war ich einmal allein zu Hause, weil ich mich nicht recht wohlfühlte. Mein Gatte war mit den Kindern

ſpazieren gegangen, und ich hatte mich zu Bett gelegt. Auf einmal hörte ich an der Haustüre arbeiten ... trick ... track ... trick ... track. Ich ſpringe auf und ſehe nach, da öffnet ſich langſam die Tür und eine Hand ſchiebt ſich vorſichtig herein. Ich faſſe zu und ſchreie um Hilfe. Aber die Hand wird plötzlich zurückgezogen, ſo daß mir nur das Diebshandwerkzeug in den Fingern bleibt. Als ich die Tür aufriß und hinausſah, entdeckte ich einen jungen Burſchen, der eilig Ferſengeld gab.

Wie ich ſchon geſagt habe, war der nun einſetzende Winter recht kalt, und trotzdem wir ein halbes Klafter Holz verbrannt hatten, konnten wir doch keine erträgliche Temperatur in den Zimmern erzeugen. Die Außenwände waren nicht dicht, und infolgedeſſen hatten wir faſt überall von dem Eindringen des Schnees zu leiden, an den Wänden fror das Eis. Unſer kleiner Ralph, der im Januar 1860 in München geboren war, erkältete ſich in der ungeſunden Wohnung, bekam Lungenentzündung und ſtarb uns im November desſelben Jahres.

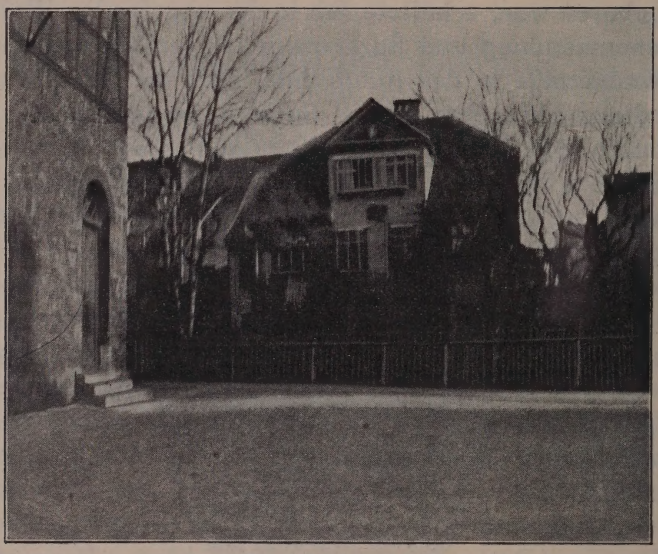
Die Verhältniſſe in der Kunſtſchule, auch die Art des Unterrichts waren durchaus angenehm. Mein Gatte hatte ſein Atelier dort, und er unterrichtete ſeine Schüler, die meiſt ſchon über das erſte Stadium des Könnens hinaus waren, indem er täglich mehrere Male durch die Ateliers ging und korrigierte. Wir hatten ſehr viel Verkehr, beſonders im Hauſe des Direktors der Kunſtſchule, des Grafen Stanislaus von Kalckreuth, mit deſſen Familie ich allmählich eine recht herzliche Freundſchaft anbahnte. Natürlich wurden wir ſehr viel eingeladen. So kamen wir in das Haus des Barons von Schlicht, zu den Kollegen meines Mannes, dem Grafen Harrach, Franz Lenbach und dem Baron von Ramberg. Der letztere galt als ein großes Talent. Er hatte ja auch in früheren Jahren einige ſehr tüchtige Leiſtungen vollbracht, ſo ſeine Zwergenhochzeit und ſein Kaiſer Heinrich im Kampf mit den Ungarn. Aber ſeit dem Jahre 1850 hatte man außer kleinen Genrebildern und Illuſtrationen nichts mehr von ihm geſehen. In Weimar hieß es immer: Ja, wenn der nur wollte, der könnte ſchon etwas Bedeutendes hervorbringen. Aber Ramberg wollte nie. Nur höchſt ſelten ließ er ſich herab ein ganz kleines Genrebildchen zu malen. Mein Gatte pflegte zu ſagen: „Wenn der Ramberg ein ſo rieſiges Talent hat, wie die Leute alle ſagen, ſo ſoll er es doch einmal beweiſen.“



Graf Kalckreuth.

In der Geſellſchaft ging es immer ſehr zimperlich zu. Man verſuchte den Hofton nachzuahmen, gab ein wenig Tee, ein wenig kalten

Aufſchnitt, und zwar ſo wenig, daß man ſich gar nicht getraute, etwas zu nehmen. Eine beſondere Delikateſſe waren Kartöffelchen in Aſche gebraten. Nur bei Kalckreuth hatten die Geſellſchaften Stil, zumal an großen Feſten, wo ſich der Großherzog perſönlich anſagte. Sehr komiſch war, daß der Fürſt ſtets den Kuchen für die Geſellſchaft ſelbſt mitbrachte und ihn von den Lakaien herumreichen ließ. Gewöhnlich blieb er nur eine Stunde da, und ſolange er anweſend war, ging es ungeheuer ſteif zu. Bald ſtand er und hielt Cercle, bald ſprach er mit dieſem und jenem, bald ſchritt er durch die Salons, um eine oder die andere Dame der Künſtlergeſellſchaft anzuſprechen. Bei dieſen Geſellſchaften war auch ſtets der alte Genelli zugegen, den der Groß=herzog zu freier Tätigkeit nach Weimar berufen hatte, wo er eine Anzahl ſeiner früheren Kompoſitionen für den Grafen Schack in Öl



Eingang zur alten Kunſtſchule und Haus Martenſteig.

ausführte. Mein Gatte iſt auch mit ihm in näheren Verkehr getreten, und ſie haben beide aneinander Gefallen gefunden. Beide fanden ſich in der Schwärmerei für die Antike und hatten ſo eine Fülle von Berührungs=punkten, die zu ſtarker gegenſeitiger Anregung Veranlaſſung gaben.

Wenn der Großherzog die Geſellſchaft verlaſſen hatte, löſte es ſich von der Bruſt aller wie ein Alp. Nun konnte man luſtig ſein, nun rückten die Maler ihre Staffeleien in den Saal und begannen Geſellſchaftsbilder zu ſkizzieren. Dieſe großen Feſtlichkeiten bei dem Grafen Kalckreuth hatten vor allem den Zweck, die Damen der Profeſſoren mit dem Großherzog bekannt zu machen, denn zu Hof wurden nur diejenigen eingeladen, die adelig waren. Hoffähig waren

nur die Profeſſoren ſelbſt, nicht ihre Frauen. Ich empfand dies als ein perſönliche Zurückſetzung und habe aus dieſer meiner Meinung niemals ein Hehl gemacht. Mein Gatte mußte ſehr oft zu Hof gehen, denn häufig war Empfang mit Tee, zu dem auch die Profeſſoren Einladungen erhielten. Bei großen Feſtlichkeiten erſchienen die Herren in Uniform, die meinen Mann überall einengte, es war furchtbar für ihn, der ſo ſehr an Freiheit gewöhnt war, ſich in Kniehoſen zu ſtecken, Schnallenſchuhe anzuziehen und den goldgeſtickten Frack mit goldenen Knöpfen und Kragen anzulegen, dazu gehörte dann noch ein Degen. Er ſtand oft vor dem Spiegel, ehe er zu Hofe ging und verwünſchte die Uniform. Trotzdem ſah er mit ſeiner militäriſchen Haltung in Uniform ſehr ſchmuck aus, und er machte eine entſchieden gute Figur bei Hofe. Aber es war ihm wie geſagt ſchrecklich, und das Hofleben und die Gebundenheit ſind hauptſächlich ſchuld daran gewesen, daß ihm der Aufenthalt in Weimar mit der Zeit unerträglich wurde. Man kann ſich denken, wie unangenehm es ihm war, wenn mitten in der Arbeit der Kammerhuſar erſchien und den Herrn Profeſſor zu Seiner Königlichen Hoheit beſchied. Da durfte dann keinen Augenblick gezögert werden, die Arbeit mußte liegen bleiben, denn der hohe Herr pflegte nicht lange zu warten. Im Grunde genommen war der Großherzog außerordentlich liebenswürdig und nett, nur ſehr adelsſtolz und zeremoniell. Er ſprach vortrefflich Italieniſch und bediente ſich der Sprache ſtets, wenn er ſich einmal herabließ, mich anzureden. Er verſuchte auch mir den Verluſt der Heimat auf alle mögliche Art zu erſetzen. Er ſandte mir immer Photographien von Italien, Mappen von Rom, und als unſer kleiner Ralph an der Lungenentzündung daniederlag, ſchickte er täglich den Kammerhuſaren, um ſich zu erkundigen, wie es dem Kleinen ginge. Auch ſonſt erwies er ſich ſtets als der „gnädige Herr“. Nicht ſelten bekam ich Theaterbilletts, und lebhaft erinnere ich mich der Ristori, die in einigen Schillerſchen und Shakeſpeareſchen Stücken auftrat. Es war eine feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, mich gerade zu den Vorſtellungen meiner großen Landsmännin einzuladen.

Trotzdem ich ſehr wenig ausgehen, meine Arbeit allein auf die Kinder und die Wirtſchaft konzentrieren wollte, kam doch während des Winters faſt jede Woche eine Einladung. Bald war es ein Teeabend, bald ein Souper, bald ein großer Ball. So erinnere ich mich noch eines beſonders großartigen Ballfeſtes bei Kalckreuth, zu dem ich in einer Sänfte getragen wurde. Ich war in Weiß mit grünen Bändern, und ganz Weimar hatte ſich eingefunden, weil das Erſcheinen des Großherzogs zu erwarten war, der auch in der Tat auf zehn Minuten kam, Cercle hielt und dann wieder verſchwand. Franz Liszt

Baron Gerſtenberg.

ſaß in einem großen Kreis von Damen, die ihn völlig verwöhnten, auch ſeine Tochter Cosima wurde ſehr gefeiert, desgleichen die ſchöne Prinzeſſin von Wittgenſtein, auch Hans von Bülow war anweſend und entzückte die Geſellſchaft durch ſein meiſterhaftes Klavierſpiel.

Eine viel beachtete Perſönlichkeit an diesen Abenden war ein ruſſiſcher General, der auf Beſuch in Weimar war. Er hatte sich im Feldzug 1812 in Rußland die Naſe derart erfroren, daß sie durch eine künſtliche aus Hühnerfleiſch erſetzt werden mußte. So war ein unförmlicher, dunkelgefärbter Kloben entſtanden, und mein Gatte bemerkte oft ſcherzhaft, man müſſe Achtung geben, denn bald würden Federn auf der Naſe wachſen.

Im Sommer flaute das Geſellſchaftsleben etwas ab, der Höhepunkt war der 18. Juni, der Geburtstag des Großherzogs. Das war immer ein großes Feſt, das mit einem Fackelzug der Jenenſer Studenten ſchloß. Ich erinnere mich dieſes glänzenden Schauſpiels, worin Bülow und Liszt Fackeln tragend voranſchritten.

Künſtleriſch war Weimar für meinen Gatten nicht ſehr fruchtbringend. Es fehlte ihm das italieniſche Milieu. Er pflegte ja auch ſtets zu ſagen, wenn er von Italien weg ſei, fiele ihm nichts ein.

„Und wenn ich nichts zu eſſen hätte," ging immer ſeine Rede, „ſo möchte ich doch nirgendwo anders ſein, als in Italien."

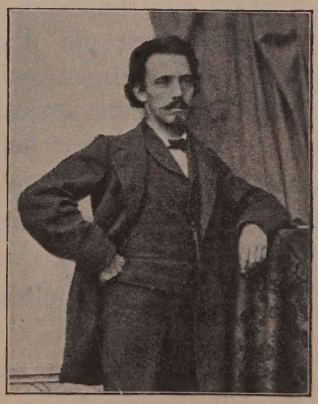
So klagte er auch, daß ihm in Weimar die Ideen fehlten, daß er hier förmlich verkomme. Der Verkehr, den er hatte, war an ſich ſehr anregend. Zugleich mit ihm war Franz Lenbach nach Weimar berufen worden, und ſehr bald bemühte ſich mein Gatte um die Anſtellung von Reinhold Begas. Er meinte, es ſei doch dringend notwendig, daß ein Bildhauer berufen würde. Der Großherzog ſah das auch ein, und ſo kam die Berufung zuſtande. Mein Gatte hatte 1861 mit Begas eine Studienreiſe nach Genua gemacht, im Jahre 1862 überſiedelte dann der Bildhauer nach Weimar und übernahm ſein Lehramt.

Mein Gatte, Lenbach und Begas machten damals eine intereſſante Arbeit. Sie malten mein Porträt in Tempera und Lenbach hat da die Temperatechnik im Atelier von meinem Gatten gelernt. Die Studie meines Gatten iſt leider ſchon in Weimar verſchwunden, das Len-

bachsche Porträt, das sehr schlicht war, kaufte der Baron Gerstenberg, ein Freund des Grafen von Kalckreuth. Er besaß in der Nähe von Weimar ein Gut, wo wir öfters an schönen Sommertagen zu Besuch weilten. Außerdem malte mein Gatte auf Bestellung der Großherzogin eine schwebende Fee im Walde. Einen Titel hatte mein Gatte dem Bild nicht gegeben. Er betitelte überhaupt nie seine Bilder. Das machten immer seine Freunde oder die Kunsthändler. Sein Wunsch war, daß der Beschauer sich von dem Werke das vorstellen sollte, was in seiner Seele lebendig gewesen war, als er das Bild malte. Der Großherzog hat sich auch für den Verkauf der „Villa am Meer", die, wie ich schon erzählte, in München beendet war, bemüht. Mein Gatte hatte sie ja auf die Ausstellung nach Zürich geschickt. Sein Freund Koller aber, der treffliche Tiermaler, der mit in der Kommission saß, schrieb ihm, daß die Kommission sein Bild nicht angenommen, weil sie es zu „wenig studiert" gefunden hätte. Da riet der Groß=herzog meinem Gatten, er möge doch das Bild auf die Ausstellung nach Berlin schicken. Dort kaufte es dann auf Empfehlung Karl Alexanders der Großherzog von Oldenburg.

Die weimarische Landschaft, so schön und groß sie auch war, zog meinen Gatten gar nicht an. Er hatte daher auch während der zwei Jahre nicht eine einzige Studie draußen in der Natur gemacht. Da=gegen sind einige sehr interessante Porträts entstanden. Er machte dort die Bekanntschaft des Bassisten Wallenreuther und der berühmten Fanny Janauschek. Beider Porträts hatte er gemalt und den be=treffenden Persönlichkeiten zum Geschenk gemacht. Dann malte er auf Bestellung des Baseler Museums „Die Jagd der Diana". Sein starkes Interesse für die Plastik fand in dem Verkehr mit Begas leb=hafte Anregung. Und so kam es, daß er noch in letzter Stunde für das St. Jakobsdenkmal in Basel eine Skizze entwarf und einsandte.

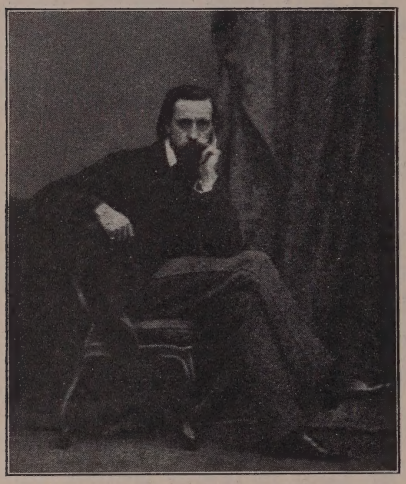
Trotzdem er sich in diesem engen Kreis ganz wohl fühlte, so drückten doch das philiströse Leben und die strenge Hofetikette furchtbar auf sein Gemüt. Er konnte sich nicht bewegen und fühlte sich in seiner Frei=heit beengt. Wenn er abends einmal mit seinen Freunden kneipen gegangen war, so wußte es am andern Morgen die ganze Stadt. Aus diesem Grunde strebte er danach, einen Ort zu finden, wo er nicht beobachtet wurde und nicht unter der Kontrolle der Weimarer Klatschbasen stand. Er sagte oft, die Luft sei ihm zu eng in der schönen



Wallenreuther.

Reſidenz. So geriet er eines Tages nach Erfurt in eine ganz kleine Kneipe und fragte den Wirt, ob er wohl anſtändigen Wein in ſeinem Keller habe. Da ſchmunzelte der Wirt und meinte, er habe nur einige ganz alte Flaſchen La Roſe im Keller, die aber niemand trinken wolle. Mein Gatte antwortete, er ſolle nur mal einige Flaſchen herauf holen, damit man ſie probieren könne. Und nun ſtellte es ſich heraus, daß der Wirt einen herrlichen alten Bordeaux in ſeinem Keller hatte. Leider waren es nur dreißig Flaſchen, und da im Laufe der nächſten Zeit Böcklin, Begas und noch einige Freunde häufig nach Erfurt hinausfuhren, war die edle Quelle bald verſiegt, und auch dieſe Poeſie zu Ende.

Das graue Alltagsleben, die unangenehme Bevormundung und Überwachung beeinträchtigten den weit über die Grenzen hinausſtrebenden Geiſt meines Mannes. Trotzdem der Großherzog ihn ſehr bevorzugte und alle Gäſte, die ihn am weimariſchen Hofe beſuchten zu ihm ins Atelier führte oder ſie veranlaßte zu ihm zu gehen, ſtand es bei meinem Gatten doch feſt, Weimar je eher deſto lieber zu verlaſſen. Einmal überraſchte uns der Großherzog im Atelier durch einen ganz hohen Beſuch. Er kam mit König Wilhelm, dem nachmaligen Deutſchen Kaiſer, zu uns herauf. Er beſah ſich die Bilder, vor allen Dingen die Venus in Oleanderblüten, die ſpäter mein Vetter Augusto Fratelli zum Geſchenk erhielt und das Porträt der Fanny Janauſchek. Ich ſehe noch die ſtraffe militäriſche Geſtalt des rüſtigen Sechzigers vor meinen Augen, wie er mich zuerſt deutſch und als er bemerkte, daß ich ſchlecht verſtand, franzöſiſch anredete. Er fragte mich, ob es mir in Weimar gefiele, und ich konnte natürlich nichts anderes antworten, als es gefalle mir hier ſehr gut.



Reinhold Begas in Weimar.

„Natürlich gefällt Ihnen Italien beſſer," warf der Großherzog dazwiſchen.

„Gewiß, Königliche Hoheit, aber Sie intereſſieren ſich doch auch ſehr für Italien."

Ein Jahr lang waren wir in dem Hauſe am Theaterplatz bei Dr. Ullmann wohnen geblieben, dann zogen wir in ein Haus an der

Amalienſtraße *). Dort wohnte ein Lehrer, mit deſſen Kindern unſer kleiner Arnold viel verkehrte. Im Hausflur ſah er eine Zeichnung, die eine Hinrichtung darſtellte und war ſehr entzückt von dem grauſigen Schauſpiel. Das Bild regte ſeine Phantaſie mächtig an, und er erzählte dem Lehrer, ſolch ein Kopfabſchlagen habe er ſchon in Wirklichkeit geſehen. „So," meinte der Mann, „da biſt du wohl mit deinem Vater ſchon bei einer Hinrichtnng geweſen?" „Nein, als wir noch in Rom wohnten, hatte ſich einmal ein Mann unterm Bett verſteckt, Papa aber zog ihn hervor und ſchnitt ihm den Kopf ab." Der Lehrer fragte darauf Arnold, wo ſie denn die Leiche hingebracht hätten, darauf aber wußte Arnold natürlich keine Antwort. Er hatte

Haus Amalienſtraße 19 in Weimar mit Gedenktafel.

jedoch durch ſeine Erzählung erreicht, daß der Schulmeiſter immer mit höchſtem Mißtrauen um meinen Gatten herumſchlich. Er war übrigens kein ſehr angenehmer Herr, prügelte Frau und Kinder, ſo daß wir öfter einſchreiten mußten. Im Sommer ſpielte Arnold mit ſeiner Schweſter Klara und den Kindern des Schauſpielers Lehfeld hinter dem Theaterplatz. Dort ſtanden immer Jauchetonnen. Und als ich eines Mittags zum Eſſen rief, antwortete eine gedämpfte Kinderſtimme aus der Tiefe der Tonne. Arnold und Klara hatten ſich mit den Lehfeldſchen Kindern dorthin verkrochen, und als ſie herauskamen, verbreiteten ſie einen entſetzlichen Duft, der tagelang nicht aus ihren Kleidern und Händen zu bringen war.

*) An dem Hauſe iſt heute eine Gedenktafel angebracht: „Hier wohnten Arnold Böcklin und Franz von Lenbach."

Endlich waren die zwei Jahr um, zu denen ſich mein Gatte verpflichtet hatte. Er trat nunmehr an den Großherzog heran und teilte ihm mit, daß er nicht länger in Weimar bleiben wolle. Der Großherzog war ſehr aufgebracht und genehmigte die Demiſſion nicht. Endlich nach langem Reden und ſchwierigen Verhandlungen ließ ſich Karl Alexander dazu herbei, meinem Gatten einen Urlaub für die Dauer eines Jahres nach Italien zu gewähren. Dabei machte er ihm große Verſprechungen und deutete an, daß er ihn zum Direktor der Kunſtſchule machen wollte, wenn er zurückkäme. Er war überhaupt ſehr freundlich gegen meinen Mann, ſeine Empörung richtete ſich ausſchließlich gegen mich. Bei einem Gartenfeſte, das er kurz vor unſerer Abreiſe gab — zu Gartenfeſten wurden auch die nicht hoffähigen Damen eingeladen — ſtellte er mich direkt und nun entlud ſich über meinem Haupte ſeine ganze Ungnade.

„Gehen Sie nur nach Italien! Sie ſind nur daran ſchuld, daß er nicht bleiben will, wären Sie nicht Italienerin, ich glaube ſicher, er wäre nicht fortgegangen.“

„Im Gegenteil, wenn ich nicht geweſen wäre, wäre er gar nicht hierher gekommen.“

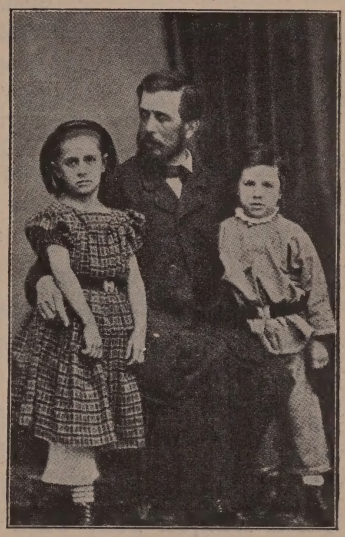
Der Großherzog ſchüttelte unwillig den Kopf und beharrte bei ſeiner Meinung. Meinem Gatten blieb er nach wie vor wohlwollend und freundlich geſinnt und hat ihn auch ſpäter, als wir in Florenz am Viale Principé Amadeo wohnten, beſucht.

Kurz bevor wir Weimar verließen, ſchenkten wir unſern Pudel Ali dem Herrn Wallenreuther, er gewöhnte ſich aber ſehr ſchlecht an ſeinen neuen Herrn. Manchmal beſuchte uns Herr Wallenreuther, und beim Fortgang ſah der Hund dann immer meinen Gatten an, als ob er fragen wollte, ſoll ich denn wirklich ſchon wieder fort? Auf ein gebieteriſches „Geh“ ſchloß er ſich dann Herrn Wallenreuther an. Es war ein kluges Tier, unſer Ali, jeden Morgen ging er mit der Magd zum Bäcker und blieb dort ſo lange ſtehen, bis ihm der Bäcker eine Semmel zuwarf, gehorſam brachte er ſie nach Hauſe und lieferte ſie ab. Wenn er aber ſeinen Morgenſpaziergang noch etwas ausdehnen wollte, legte er ſie vor die Haustür und verſchwand.

Endlich kam der Tag der Abreiſe heran. Es war der 1. Oktober 1862. In Weimar war es ſchon kalt und kahl. Wir reiſten zunächſt nach Baſel. Dort trafen wir freundliches warmes Wetter, faſt wie im Sommer. Drei Wochen blieben wir bei den Eltern, dann fuhren wir mit der Poſt über den St. Gotthard, und ſowohl meinen Gatten wie mich ergriff, je höher wir ins Gebirge kamen, deſto mehr die Sehnſucht nach dem Süden. Er war ganz glücklich und reckte die Arme, als ob er zeigen wollte, daß er jetzt frei und ledig des gräßlichen

Zwanges sei. Er jubelte Italien entgegen, als wir den Südabhang der Alpen erreicht hatten. Wir benutzten denselben Weg, den wir vor fünf Jahren in wesentlich anderer Stimmung zurückgelegt hatten.

Der Dampfer, den wir in Genua bestiegen, war besser und viel eleganter als der, mit dem wir hergereist waren, aber sehr stark besetzt. Als wir aus dem Hafen heraus waren, empfing uns eine ziemlich rauhe See, so daß viele der Passagiere seekrank wurden, uns aber und den Kindern, selbst der kleinen Lucie, die noch in Weimar im September 1861 geboren war, tat das Wetter nichts. An Bord war eine sehr interessante Persönlichkeit, eine Principessa, mit ihrem ganzen Gefolge, das sich sehr schmeichelnd und unterwürfig um sie zu schaffen machte. Man nannte sie an Bord nur die Principessa Eroika, weil sie in tiefe Pelze eingehüllt, in Sturm und Wetter auf Deck aushalten wollte. Sie scherzte und lachte mit ihrer Umgebung und zeigte deutlich, daß das Wetter und die Wogen ihr nichts anhaben konnten. Plötzlich aber, als der Dampfer seine Nase etwas zu tief in den Golf steckte und ein Sprühregen über Deck kam, wurde ihr mächtig übel. Sie sprang auf und all ihre Principessenwürde vergessend, eilte sie hinunter in die Kajüte. Wir haben sie erst in Civita Vecchia wiedergesehen, wo sie aus der Kajüte ans Land getragen werden mußte. Von Civita Vecchia fuhren wir mit der Bahn nach Rom, und ich fühlte einen eigentümlichen Glücksschauer, als ich nach fünfjähriger Abwesenheit die ehrwürdige Kuppel der Peterskirche wieder vor mir auftauchen sah.



Auf der Reise von Weimar nach Rom.

* * *

Arnold Böcklin war gleich an einem der ersten Abende nachdem er auf der Durchreise in Basel angekommen war, zu seinen Freunden in den Leimsutt gegangen. Dort hatten die freien Schweizer die Weimarer Hofverhältnisse durchgehechelt. Böcklin mußte erzählen, und er tat es in der drastischen und witzigen Art, die ihm eigen war. Es schien so, als ob er sich nicht an der Unterhaltung beteiligte, er saß ruhig an seiner Tischecke, trank gelegentlich und warf nur ab und zu eine Bemerkung in das Gespräch, auf die seine Freunde unbändig zu lachen anfingen.

Professor Fritz Burckhardt in Basel erinnert sich noch, wie er damals im Leimsutt erzählte, während seiner Weimarer Zeit sei dort ein Prinz geboren worden, und zur Feier dieses Ereignisses habe ein Höfling einen Trinkspruch ausgebracht. Alle Verse hatte er nicht mehr im Gedächtnis, aber was er noch weiß, möge auch der Nachwelt bewahrt bleiben. Der Spruch lautet:

Lieb Kindchen ist geboren
Hat nichts dabei verloren
Großmama in der Ferne
Hat Lieb Kindchen gerne
Schickt ihm schöne Sachen
Muß Lieb Kindchen lachen
Denn was die bringt dar
Das ist echt führwahr
Hurra! Ruft die Armee
Zu Land und auch zur See
Und daß ichs noch erzähle
Die alten Generäle
die rufen laut vor Freude
Welch schöner Tag ist heute!

Böcklin erzählte weiter, daß die Anstellung in Weimar ihm absolut keine Freude gemacht habe. Erst als es ihm gelungen war, Reinhold Begas einen Ruf nach der thüringischen Residenz zu verschaffen, konnte er sich in der Gesellschaft dieses Freundes über die Öde und das anregungslose Kleinstadtleben hinwegsetzen. Beide arbeiteten in eigentümlicher Weise zusammen. Bald fand man im Maleratelier einen Haufen Ton, bald im Bildhaueratelier Staffeleien und andere Malergeräte. Aber es war ihm gräßlich, wenig fähige oder ganz unfähige, aber dafür hochgestellte und reiche junge Leute in „Kunst einzutauchen".

Während der drei Wochen in Basel vor der Abreise nach Rom kam Begas auch einmal zu Besuch. Professor Burckhardt erinnert sich noch eines schönen Herbstabends — auch Frau Böcklin weiß ja von den sommerlich schönen Tagen im Oktober 1862 zu erzählen — an dem er mit Böcklin und Begas einen Spaziergang um die Stadt machte und wo sie über alle möglichen künstlerischen Fragen plauderten, besonders über das für Basel nicht unbedeutende Unternehmen, die Schöpfung eines Denkmals für die Helden, die bei St. Jakob an der Birs am 26. August 1444 im Kampf gegen die französischen Söldnerhorden, die Armagnacs, gefallen waren. Ein kleines und bescheidenes Denkmal in der Gestalt eines gotischen Pfeilers war schon in den zwanziger Jahren gesetzt worden, sollte aber nun einem großen Monumente Platz machen. Die Stadt Basel hatte eine Konkurrenz ausgeschrieben,

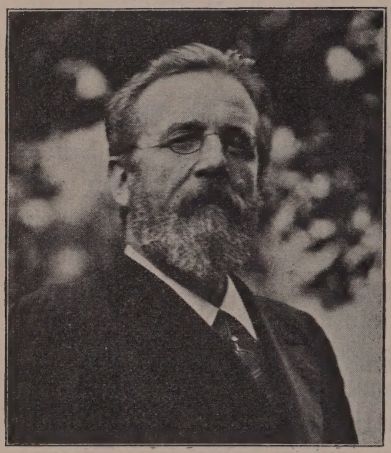
und es waren auch mehrere Modelle und Zeichnungen eingegangen, aber dem Preisgericht hatte keiner der Entwürfe genügt. Sie wollten etwas Besonderes, und was die Konkurrenz ergeben hatte, war nichts als reicher ausgestattete gotische Pfeiler, Kriegstrophäen, besiegte Tiger unter den Tatzen eines Löwen und allerlei anderes, aber etwas, das dem Preisgericht originell und dem großen Ereignis der Geschichte würdig gewesen wäre, fand sich nicht. Der Termin der Ausschreibung war schon beinahe abgelaufen, da erfuhr Arnold Böcklin von der Sache und fragte die Preisrichter, da er gerade mit Basel in Verbindung stand wegen des Verkaufes der „Jagd der Diana", ob er noch einen Entwurf einsenden könne. Die Antwort fiel bejahend aus, und so machte er sich in Weimar mit Hilfe seines Freundes Begas daran und entwarf eine Gruppe, die manchem in Basel durch die Großartigkeit ihrer Konzeption imponierte, von den Baseler Philistern aber verhöhnt wurde.

Das ganze Denkmal stellte sich als Schmuck eines Grabhügels dar. Auf einer abgestumpften Pyramide loderte auf einer Schale eine Flamme. An den vier Ecken auf einigen Stufen hüteten vier mächtige Gestalten das Grab. Böcklin hatte sich die Ausführung in gewaltigen, dem Platz angemessenen Dimensionen gedacht. Zwei Figuren hatte Begas, zwei er selbst entworfen, aber alle vier stimmten in der Linienführung überein. Das Modell war einige Zeit zur Besichtigung des Publikums ausgestellt und war, wie gesagt, sehr verschieden aufgefaßt worden. Eine auffällig schlechte Beurteilung erfuhr es in einem Zeitungsartikel, der mit W. W. unterzeichnet war. Professor Burckhardt meint, daß der Verfasser Wilhelm Wackernagel gewesen sei. Es war dies um so auffälliger, als Wackernagel ein Lehrer Böcklins gewesen war und sich früher stets als sein wohlwollender Freund gezeigt hatte, sowohl gegen die Familie, als besonders gegen den Künstler. Dieser Artikel war auch wieder ein Beweis, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt. Das allgemeine Urteil über Böcklins Entwurf war also ablehnend.

Da aber nun kein Projekt volle Billigung des Preisgerichtes und des Publikums fand, so arbeitete Franz Schlöth wahrscheinlich mit Wissen und im Auftrag des Preisrichterkollegiums einen neuen Entwurf aus. Er vereinigte einen Gedanken Ernst Stückelbergs, der eine Helvetia darstellte, die einem sterbenden Krieger einen Kranz reicht, mit den vier Eckgestalten Böcklins, die aber nicht mehr Grabhüter, sondern sterbende und kämpfende Krieger waren. Das Ganze machte einen Eindruck von etwas Zusammengeleimtem. Hans Burckhardt, der Bruder Fritzens, hat das Modell in einer Kammer des Stadthauses aufbewahrt, und als Böcklin später einmal seine vier Eckgestalten zu

Geſicht bekam, nannte er ſie „fürchterliche vorſintflutliche Kerle“. Nachher iſt das Modell verſchwunden, und niemand weiß, wo es geblieben iſt.

Im Jahre 1876 hatte der neue Direktor der Weimarer Kunſtſchule, Theodor Hagen, der ausgezeichnete Landſchafter, noch einmal den Verſuch gemacht, Arnold Böcklin zurückzugewinnen. Er war jung und unternehmend, und als ihn der Großherzog nach dem Rücktritt Kalckreuths zum Direktor machte, hatte er den lebhaften Wunſch, die Weimarer Akademie in die Höhe zu bringen und etwas Sichtbares zu leiſten. Mit dem Scharfblick des wirklichen Künſtlers hatte er Böcklins Bedeutung etwas früher erkannt als ſo viele andere, beſonders früher als Berlin, das ihn in jenen Tagen völlig ablehnte. Er ging zum Großherzog, um ihm nahe zu legen, Böcklin von neuem zu berufen. Hagen verfolgte nicht den Plan, Böcklin an ein Lehramt zu binden, es lag ihm in erſter Linie daran, den bedeutenden Meiſter an Weimar zu feſſeln, damit ſich um ihn eine Gruppe bildete, die für die künſtleriſche Sache Weimars von Bedeutung ſein ſollte.



Theodor Hagen.

Der Großherzog war im Anfang nicht ſehr begeiſtert von Hagens Plan. „Mein Gott,“ ſagte er, „Böcklin iſt ein ſo eigentümlicher Menſch, aber ich habe Ihnen nun einmal mein Vertrauen geſchenkt, Sie ſind mein Direktor, und darum mögen Sie die Schritte tun, die Ihnen geraten erſcheinen.“

In Weimar war, wie Hagen ſich erinnert, noch nach Jahren das Geſpräch verbreitet, es hätten Reibungen zwiſchen dem Großherzog und den drei Künſtlern Böcklin, Begas und Lenbach gegeben. Wir wiſſen, daß Böcklin lediglich ſeiner inneren Natur folgte, als er Weimar verließ. Begas ging nach Berlin aus ähnlichen Gründen, und nun erfahren wir durch Theodor Hagen, daß auch Lenbach Weimar verlaſſen hat, weil es ihn nach Italien zog. Er meinte, er müſſe ſeinen Wohnſitz da haben, wo ſich eine Galerie in der Stadt befände.

Hagen hat, nachdem er das Einverſtändnis des Großherzogs eingeholt hatte, an Böcklin folgenden intereſſanten Brief gerichtet:

Geehrter Herr Böcklin!

Seit dem vor Kurzen erfolgten Abgang des Grafen Kalckreuth wegen Krankheit ſeiner Gattin, habe ich die Direktion der Kunſt-

ſchule übernommen und bin, ſo viel es in meinen ſchwachen Kräften liegt, bemüht dieſes Ehrenamt zu Nutzen der Anſtalt möglichſt zu verwalten. Der Hauptſchwerpunkt der Direktion liegt wohl in der Wahl geeigneter Kräfte für die Lehrſtellen und daß dabei heutzutage vor allem das Prinzip vorſchweben muß, ſolche Perſönlichkeiten zu gewinnen, von deren allgemeinem Wirken einen Aufſchwung der Kunſt erwarten kann iſt das einzig richtige unzweifelhaft. Daß ich bei ſolcher Veranlaſſung dieſe Zeilen zuerſt an Sie richte, erklärt die große Verehrung und Begeiſterung meinerſeits als auch meiner Freunde für Ihre grandiöſen Arbeiten, vor Allem aber der Wunſch, daß auch in unſerm Vaterlande die Kunſt eine höhere wird von konventionellen freien Standpunkt einnehmen möge. Ihre Bedeutung als angeſehener und großer Künſtler iſt wohl ſchon längſt anerkannt und hochgeſchätzt, um ſomehr meine Anrede keine loſe Frage; ich bin mir wohl bewußt, worin die meiſten Mängel akademiſcher Schulen beſtehen und wenn ich mich an Sie mit der Frage wende, ob es nicht möglich ſei, daß Sie für unſere Schule zu gewinnen wären, zeige ich wohl am deutlichſten, was man will und wie ernſtlich man es will. Ich weiß, daß Sie ein großes Opfer bringen würden, Florenz mit Weimar zu vertauſchen, aber die Genugthuung in einem regen Kreiſe zum Beſten des Ganzen Großen zu wirken, und dankbare Anerkennung zu finden, iſt doch einigermaßen Entſchädigung. Wir würden ja gewiß alles mögliche thun, um Ihnen den Aufenthalt unter uns angenehm zu machen und da Sie ja Ihre meiſten Kunſtwerke doch nach Deutſchland ſchicken, ſo darf man Sie doch gewiſſermaßen zu den deutſchen Künſtlern rechnen und es müßte uns nicht bloß zur Ehre gereichen, ſondern ſogar als eine Pflicht erſcheinen, Ihr Wollen mit allen der Schule zu Gebot ſtehenden Mitteln Anerkennung zu verſchaffen. Ich weiß nicht, ob Sie mit den jetzigen Verhältniſſen der Weimarer Kunſtſchule bekannt ſind, jedenfalls haben ſich dieſelben ſehr geändert ſeit Ihrem Hierſein und ich erlaube mir Ihnen einige Notizen beizufügen: Die Künſtlerſchaft iſt ziemlich groß geworden, es haben wohl zirka 100 Maler hier, unter denen ſich viele ſtrebſame, meiſt jüngere Leute befinden.

Außer den Ihnen von damals bekannten Kunſtſchulgebäuden iſt noch ein ganz neues größres aufgeführt worden, ſodann das Alte durch Anbau um die doppelte Anzahl der Ateliers vermehrt worden; ferner iſt ein großer Theil eines der Stadt zugehörigen Hauſes in der Nähe der Kunſtſchule zu Ateliers eingerichtet worden, welche die Schule beſetzt hat. Augenblicklich projektiert die Schule

wegen Überfüllung und wegen Mangel an Raum noch ein neues Kunſtſchulengebäude.

Außerdem haben ſehr viele Künſtler, teils übergeſiedelte Fremde, theils frühere Schüler, Privatateliers in der Stadt.

Wir haben einen viel beſuchten Künſtlerverein, der mit dem Plane umgeht, ſich ein eignes Künſtlerhaus nächſtens zu bauen, zu dem der Großherzog bereits den Platz geſchenkt.

Bei dieſer Vergrößerung haben ſich auch natürlich all die anderen Verhältniſſe geändert ſowohl bezüglich der Beſchaffung unſerer Bedürfniſſe, als auch bezüglich des Kunſthandels, der durch ofte und regelmäßige Beſuche von Berliner, Düſſeldorfer und Wiener ſtark floriert.

Im Übrigen kann ich nicht anders ſagen, als daß man hier frei und ungebunden, wie nur möglich jetzt leben kann. Ich glaube, daß Sie ſehr viele Veränderungen zum Vortheil finden würden gegen frühere Zeiten und Verhältniſſe hierſelbſt. Nachdem ich Ihnen blos um Sie einigermaßen zu orientieren, kann ich nicht umhin Ihnen nochmals zu ſagen, wie ſehr man Sie gerade hier verehrt, beſonders verehrt, und welche Hoffnungen ich mir von Ihrem etwaigen Hierwirken verſprechen kann; durch Reiſen und Studien der alten Gallerie fühlten wir alle das Bedürfniß auch Schritte zu thun, die andere Völker im allgemeinen ſchon gethan, und ich meine, es würde Ihnen gewiß eine lebendige Freude werden, einen großen Kreis von Verehrern zu neuem Aufſchwung der ganzen Kunſt anzuregen. In dieſer Intention thue ich meine Frage, mehr als um Sie zum einſeitigen Lehrer eines ſpeziellen Faches vorſchlagen zu wollen. Ich füge bereits die etwaigen materiellen Anerbietungen bei, welche ſich innerhalb unſeres Budgets bewegen. Das Gehalt würde 3000 Mark betragen, dazu eine Wohnungsentſchädigung von 600 Mark, freies großes Atelier mit Heizung evtl. Vergütung Ihrer Umſiedelungskoſten. Die Verpflichtungen im allgemeinen wären Schüler anzunehmen und dieſelben nach eigenem Gutdünken zu unterrichten. Nach unſerem Statut hängt die Annahme von Schülern vom Lehrer ſelbſt ab. Alle bezüglichen Inſtruktionen ſind ſo frei wie nur irgend möglich. Ich bitte Sie, mir doch baldmöglichſt zu antworten, wie Sie darüber denken und ob Hoffnung vorhanden; einſtweilen bitte ich um Diskretion, da ja alles natürlich vorbehaltlich der Genehmigung des Großherzogs iſt. Mit der aufrichtigſten Verehrung zeichnet ganz ergebenſt

Weimar, den 8. April 1876. Ihr Th. Hagen.

Meine Adreſſe: Theodor Hagen, Profeſſor in Weimar, Brauhausſtraße.

Auf dieſen Brief ging umgehend von Arnold Böcklin eine Depeſche ein: Iſt mir leider nicht möglich anzunehmen, Brief folgt. — Der Brief iſt aber nie eingetroffen. Doch hat Guſtav Flörke, der damalige Sekretär der Kunſtſchule und Zechgenoſſe Böcklins, Hagen mitgeteilt, Arnold Böcklin habe ſich ſehr über das Anerbieten gefreut, obwohl es ihm nicht möglich geweſen ſei, dem Rufe Folge zu leiſten.

Daß Großherzog Karl Alexander dem Meiſter trotz ſeiner Flucht noch ſehr gewogen blieb, wird bewieſen durch das nachfolgende Schreiben:

Montag, 22. October 94.

Euer Hochwohlgeboren,

Benachrichtige ich ſehr ergebenſt, daß S. K. H. Der Großherzog von Sachſen Ihnen heute Nachmittag um 2 Uhr (zwei Uhr) einen Beſuch in Ihrer Wohnung abſtatten will.

Mit vorzügl. Hochachtung

ergebenſt

Gr. Bylandt,
Flügel=Adjutant.

Frau Böcklin mit ihrer Tochter Lucie 1862.

VII.

Zum zweiten Male in Rom.

1862–1866.

Nun waren wir wieder in Rom und dachten mit einem Gefühl der Erleichterung an das kalte Weimar zurück. Es war recht undankbar von uns, denn dies Weimar, so sehr es sowohl dem Wesen meines Gatten, wie auch dem meinigen zuwider gewesen war, hatte doch einen stark fördernden Einfluß auf meinen Gatten ausgeübt Man darf die Werte nicht verkennen, und wenn man jung ist, ist man leicht geneigt, es zu tun, die von der Welt in einem kleinen Titel erblickt werden. Dank der Gnade des Großherzogs von Weimar war mein Mann jetzt wohlbestallter Professor. Außerdem war die Freundschaft mit dem Grafen Kalckreuth, deren wohlwollendes Wirken wir noch Jahre darnach empfinden konnten, nicht hoch genug anzuschlagen, und endlich, was mich betrifft, so muß ich sagen, daß die Sicherheit der wirtschaftlichen Lage in dem kleinen Weimar doch außerordentlich angenehm und beruhigend für die Mutter einer ihmmerhin schon recht zahlreichen Familie gewesen war. Weimar hat, das kann man wohl sagen, meinen Gatten, wenn auch noch nicht zum berühmten Mann gemacht, aber doch Deutschland, auf dessen Anerkennung er beinahe allein Wert legte, . . . die Franzosen haben ihn nie verstanden und auch er hat zu den Franzosen nie in geistige Beziehungen treten können . . . lernte auf den Namen Böcklin zu hören.

Damals hatte weder mein Mann noch ich die Lage in diesem Sinne aufgefaßt. Wir waren froh, daß wir das Ziel unserer Sehnsucht, Rom, wieder erreicht hatten und nachdem wir ein paar Tage in einem Gasthaus gewohnt, bezogen wir in der Via delle Vite einige möblierte Zimmer. Ein Atelier fand mein Gatte auf der Cappucini. Dort blieben wir nur so lange, bis wir uns von dem in Weimar erübrigten Gelde einige Möbel gekauft hatten, dann nahmen wir eine feste Wohnung in der Via del Babbuiono.

Von alten Bekannten waren nur noch die Ripettaleute da, aber der Kreis vergrößerte ſich ſchnell. Da war Anſelm Feuerbach, mit dem mein Gatte anfänglich ſehr gut ſtand. Allmählich aber verſchlechterten ſich die Beziehungen merklich. Feuerbach hatte eine leichte Ader. Er lebte damals in einem intimen Verhältnis zu einem Modell, namens Nana, einer Schuſtersfrau. Das freilich hätte man ihm nicht übel genommen, dazu war man ſchon zu ſehr an die Freiheit gewöhnt, die man dem Künſtler mit Recht oder Unrecht zubilligt. Aber ſonſt war noch manches an Feuerbach auszuſetzen. Er trug ſich ſelbſt für damalige Verhältniſſe ungemein auffallend. Lange Haare natürlich, einen reich verſchnürten Rock und darüber drapierte er ſich den maleriſchen römiſchen Radmantel. Geld hatte er nie und eines ſchönen Tages pumpte er meinen Mann an. Der, obwohl er ſelber nicht allzuviel hatte, gab ihm das Geld, das ſoeben vom Grafen Schack eingegangen war. Kaum hatte Feuerbach den Mammon in den Händen, ſahen wir ihn vierſpännig mit ſeinem Modell nach Frascati abfahren. Hier ſieht man wieder ſo recht, daß Geldleihen die Freundſchaft verdirbt, denn von dieſem Augenblick an ließ ſich Feuerbach nicht mehr bei uns ſehen, er ging meinem Mann aus dem Wege, wo er nur konnte, und alle Verſuche, unſer Geld wieder zu bekommen, waren vergeblich. Da blieb meinem Gatten nichts anderes übrig, als dem Kollegen morgens um ſieben Uhr auf die Bude zu rücken, um ſein Geld zu fordern. Es kam zu einem heftigen Wortwechſel, man kann ſogar ſagen „Krach," und damit hatte die Freundſchaft ein Ende. Wir aber hatten wenigſtens unſer Geld zurück. Später wurde meinem Gatten erzählt, Feuerbach habe einen ſolchen Groll gegen ihn, daß er ſtets eine Piſtole bei ſich trüge und ihm bei der nächſten Gelegenheit zu Leibe gehen würde. Mein Gatte kaufte ſich, als er dies gehört hatte, ein Meſſer, das er nun ſeinerſeits zur Verteidigung in die Taſche ſteckte. Um aber die Sache zum Abſchluß zu bringen, ging er eines Abends in das Café Greco, wo Feuerbach ſtets verkehrte, holte ihn heraus und ſagte dann zu ihm:

Via del Babbuiono.

„Nun komm her, wenn du was willſt!"

Glücklicherweiſe iſt es zu einer tätlichen Auseinanderſetzung

zwiſchen den beiden Künſtlern nicht gekommen, aber mein Gatte war ſo aufgeregt über den Streit, daß er die ganze Nacht laut davon redete; und erſt auf dieſe Weiſe erfuhr ich von dem ſchlimmen Handel. Das komiſchſte an der Sache war, daß Feuerbach, als er ſpäter einmal gefragt wurde, warum er denn nicht mehr mit Böcklins verkehre, ſchlankweg antwortete, die Frau ſei ihm nicht ſympathiſch. Außer Feuerbach war noch damals in Rom Ludwig Passini, den mein Gatte ſchon von früherher kannte, die Bildhauer Joſef Kopf und der Belgier Fabri, die häufig zu uns ins Haus kamen. Fabris künſtleriſcher Grundſatz war in den von ihm häufig gebrauchten Worten enthalten: „Il faut faire tout tel que c'est.“ Dann verkehrten noch mit uns Graf Zeppelin und der Monsignore Graf von Lichnowsky, der eine Zeitlang in der Villa d'Este in Tivoli wohnte. Graf Zeppelin ging damals viel auf die Jagd und ſchickte uns öfter ein ſchönes Stück Wild für die Mittagstafel. Meiſt aber jagte er nur Füchſe in der Campagna. Graf Lichnowsky hatte die Abſicht, der Prinzeſſin d'Este, deren Gaſt er war, ein Geſchenk zu machen, und wandte ſich deshalb an meinen Gatten. Dieſer machte ſich auf, ging nach Tivoli und malte ganz flott die Prinzeſſin, als ſie in einer der Alleen der Villa ritt. Es war eine kleine, aber ſehr friſche Skizze und ſie gefiel dem Grafen Lichnowsky ausnehmend, ſo daß er ihm als Honorar dafür vier Flaſchen Lacrimae Chriſti ſchenkte. Es iſt dies ein Wein, der auf dem Veſuv in einem Weinberge wächſt, der dem Papſt gehört, daher unverkäuflich, und man kann ihn nur vom Papſt ſelbſt als Geſchenk erhalten. Außerdem war noch Ludwig da, den die Freunde den Petroleumludwig nannten, wegen ſeiner Verſuche mit Petroleumfarben. Auch Weſendonk war damals in Rom und kaufte das Doppelporträt, meinen Gatten und mich darſtellend. Zu dem Kreis der Freunde gehörten ferner noch der Bildhauer Schubert, der jetzt in Dresden als Profeſſor lebt.

Später kamen dann Hans von Marées und Rudolf Schick, der Schatten Böcklins, in die ewige Stadt. Schick machte ſich immer Notizen, ſobald mein Mann irgend etwas ſagte. Eine Zeitlang ſah er ſich das Gebaren des jungen Künſtlers ruhig und geduldig an, dann aber begann er ſich zu ärgern. Weil er aber Schick ganz gut leiden mochte, ſo wollte er ihm keine Vorhaltungen machen. Er rächte ſich nur dadurch, daß er häufig etwas Falſches ſagte, das dann Schick wie eine getreue Leimform aufzeichnete.

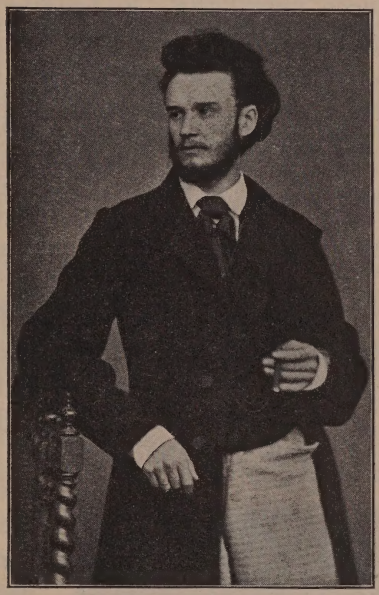
In jener Zeit, am 2. Auguſt 1863, wurde uns ein kleiner Knabe, der den Namen Hans erhielt, geboren. Sein Pate wurde Hans Kugler zuſammen mit dem Maler Penther. Später erzählte mir Fritz Burckhardt, der gleichfalls als Pate eingetragen war, daß er keine Ahnung gehabt hätte, zur Ehre der Gevatterſchaft berufen worden zu ſein.

Er erfuhr erſt davon im Jahre 1865, als die theologiſche Fakultät der Univerſität Baſel Hermann von der Goltz als Profeſſor berief, der von 1861 an Geſandtſchaftsprediger in Rom geweſen war. Als ſich ihm Fritz Burckhardt im Sprechzimmer der Univerſität mit deutlicher Betonung ſeines Vornamens, der vielen anders benannten Burckhardts wegen, vorſtellte, fiel dem Theologen dieſer Name auf und er bemerkte, daß er ihm ſchon einmal und zwar in Rom begegnet ſei. Nach kurzer Zeit des Beſinnens fragte Goltz:

„Kennen Sie vielleicht Böcklin, den Maler, in Rom?“

„O ja,“ antwortete Fritz Burckhardt gutgelaunt, und nun Goltz:

Frau Penther.



Herr Penther.

„Dann habe ich Sie als Pate ſeines Sohnes Hans eingeſchrieben.“

Fritz Burckhardt war ſehr erſtannt über die etwas ſpäte und formloſe Notifikation ſeiner Patenſchaft, aber er hat die Übernahme ſpäter doch freudig beſtätigt. Penther hatte ſich in Rom verheiratet und war mit ſeiner Frau nach Neapel gereiſt. Er ſchrieb von dort an Arnold, er möchte ihm in Rom eine billige Wohnung ſuchen. Mein Gatte lief Straße auf und Straße ab, aber nichts Paſſendes fand ſich für Penthers. Als ſie ankamen, konnte man ſie auch nicht gut in irgendein Gaſthaus ſtecken, denn die Frau befand ſich in einem Zuſtand, der ſehr bald Mutterfreuden erwarten ließ. Wir beſchloſſen, ihnen ein Zimmer in unſerer Wohnung einzuräumen, bis ſie ein paſſendes Quartier gefunden hatten. Wie es aber immer geht, wenn einem der vorläufige Zuſtand zuſagt, läßt man es dabei, und die

Nachsuche verzögert sich immer länger und länger. So ging es mit unserem Logierbesuch. Es war ja auch ganz gemütlich und darum wurde gar nicht ernstlich nach einer passenden Wohnung geforscht. Auf einmal erblickte Penthers Bimbo in unserem Hause das Licht der Welt.

Ausflüge wurden jetzt sehr häufig in die Umgebung von Rom gemacht, obgleich mein Gatte draußen nicht mehr studierte. Er verließ sich von nun an fast vollständig auf sein Gedächtnis. Was er draußen gesehen, verarbeitete er derartig in seinem Geiste, daß er oft, ohne sich die geringste Skizze zu machen, aus der Erinnerung zu reproduzieren vermochte. Er tauchte förmlich unter in der römischen Landschaft, und hatte sozusagen Hunger nach der Natur. Alle Sehnsucht nach Sonne, Felsen, Zypressen und dem farbigen Himmel Roms, die während der Zeit, die wir in Deutschland zugebracht hatten, aufgespart war, löste sich jetzt aus in immer erneuter Wanderung.

So fuhr er eines Tages mit Schick und Augusto Fratelli nach Formello in einem kleinen Wagen, der mit einem Esel bespannt war. Nachdem sie genug Natur gekneipt hatten, gingen sie in eine Osteria, um sich dort zu stärken. Das Essen war nicht besonders, aber der Wein, wie überall in der römischen Campagna, vorzüglich. Sie bemerkten infolge der Wirkung des Weines nicht, daß Banditen den Keil an der Radachse entfernt hatten. Die Banditen hatten beabsichtigt, daß der Wagen nach einer bestimmten Zeit umfallen sollte, und sie hätten dann die ahnungslosen Ausflügler überfallen, um sie umzubringen und zu berauben. Glücklicherweise bemerkte Fratelli an dem eigentümlichen Schwanken des Wagens noch rechtzeitig die Gefahr, er beseitigte sie dadurch, daß er einen Nagel aus dem Wagen zog und dadurch den Keil ersetzte. Im Weiterfahren begegneten die Ausflügler einem Zug von Fuhrleuten, Carrettieri, die gleichfalls nach Rom wollten. Diesen schlossen sie sich an. So wurden die Banditen abgehalten. Am komischsten benahm sich bei der Sache Schick. Er lachte von dem Augenblick an, als er erfuhr, daß Banditen einen Anschlag auf die Gesellschaft planten. Fratelli meinte, Schick e Prussiano, e no ha mai paura. — Schick, der Preuße, hat überhaupt keine Furcht. —

Bimbo Penther.

Diese Empfindung der Italiener, daß die Preußen ein so mutiges Volk seien, hatte sich damals schon festgesetzt, wurde aber noch verstärkt nach den glücklichen Kriegen von 1864 und 1866, die Preußen geführt hatte. Dann verband sich damit noch eine Sympathie, denn die Preußen hatten ja die Österreicher, die Erbfeinde der Italiener entschieden aufs Haupt geschlagen und so zur Einigung des Königreiches wesentlich mitgewirkt. Später nach den großen Schlachten des Krieges von 1866 kam einmal mein Gatte mit Schick in eine Osteria und beide setzten sich zu einer italienischen Arbeitergesellschaft an den Tisch. Man kam ins Gespräch, denn Arnold liebte es sehr, sich beim Wein mit Leuten aus allen Berufsklassen zu unterhalten und die Italiener fragten bald, ob sie Deutsche seien. Mein Gatte antwortete: „Ja, und dieser Herr da," er deutete dabei auf Schick, „ist sogar ein Preuße". Schick war nun aber klein und schmächtig, da betrachteten die Italiener ihn mit zweifelnden Blicken und kamen schließlich mit der Bemerkung heraus: „Wer hätte das für möglich gehalten, daß so ein kleiner Mensch ein Preuße sein kann."

Ein Brief meines Vetters Augusto Fratelli aus Rom vom 14. Februar 1867 spricht von der Fahrt nach Formello. Nach einigen Bemerkungen familiärer Natur heißt es:

„. . . Vielleicht weißt Du, daß Kaupert, der Bildhauer von Ripetta, zum Professor ernannt worden ist in München, und so wird er bald abreisen, obgleich es ihm sehr leid tut, Rom zu verlassen. Ludwig sehe ich ab und zu beim Essen; es geht ihm gut, auch sagte er mir, daß er einen Brief von Dir erwarte. Die Übrigen sehe ich nur, wenn ich sie antreffe.

Was Clara und Arnold betrifft, so wirst Du ihnen sagen, daß es mir scheint, sie könnten schreiben; sie könnten also ein paar Zeilen im Brief ausfüllen. Ich glaube, daß drei halbe Blättchen noch keinen Doppelbrief ausmachen. Sage Arnoldchen, daß die Zeit der Capanne heranrückt (papazio=papazio) und daß er sich keine zu engen Stiefelchen zulegen soll, weil ich ihn dann von den Capanne nach Hause ‚in cavachecco', d. h. auf dem Rücken tragen muß. Mit dem Tabak, den Du mir geschickt, habe ich mir eine schöne ‚fumata' geleistet in der Pfeife, die ich vor Porta del Popolo gekauft am Morgen, als wir nach Formello fuhren. Erinnerst Du Dich daran? Und so in Gedanken an jenen Tag und an andere, die vielleicht in ähnlicher Weise folgen werden, rauche ich mir jetzt den Tabak auf. Lachend frage ich Dich, ob Du Dich entsinnst, wie viel ich nach Tisch in jener Osteria in Formello schwatzte, und wie uns das Rad auf dem Boden lag und wir Schick fragten, ob er sicher sei, Abends nach Rom zurückkehren zu können, ob er ganz sicher sei. Ganz sicher, sagte er.

Die Venus, die Du mir geschenkt, haben wir auf einen Keilrahmen gespannt, Schick hat sie restauriert und ich habe sie in meinem Zimmer aufgehängt. Ich zeige sie jeder ‚Ragazza', die mich besucht."

Augusto unterbrach sein Schreiben und fuhr erst am Sonntag den 17. Februar fort.

„Ich weiß nicht, was Du heute getrieben hast, ich aber will Dir sagen, was ich heute Morgen gemacht habe. Ich bin $9^1/_4$ aufgestanden, weil ich gestern sehr spät in's Bett gekommen bin. Um 11 Uhr ging ich zu Schick, der mein Portrait malt, wie Du weißt, und blieb bis um 1 Uhr; dann ging ich essen mit Ludwig, mit dem ich mich verabredet; dann gingen wir zu dritt in die Thermen des Caracalla, hernach tranken wir eine Foglietta in der Osteria del Carciofolo (er war nicht gerade gut). Wir haben Dich oft erwähnt, weil der Tag schön und die Aussichten wunderbar waren. Um 7 Uhr habe ich die Thermen verlassen und ging zu alten Bekannten, die bei der Chiesa nuova wohnen, und blieb dort bis Mitternacht, und jetzt 1 Uhr schreibe ich Dir . . ."

Wieder ein anderes Mal waren sie weit draußen vor der Porta del Popolo, es war fürchterlich heiß. Da entdeckten sie in einem von Hügeln eingeschlossenen Kessel einen spiegelklaren See. Sofort wurde beschlossen, ein Bad zu nehmen. Die beiden waren gerade im besten Schwimmen und Tauchen, als von oben herab plötzlich ein Stein ins Wasser geworfen wurde, und als mein Mann der Ursache nachforschte, entdeckte er bewaffnete Kerle, die oben hinter einem Gebüsch kauerten.

„Ziehen Sie sich schnell an, Schick, dort oben sind Banditen."

Man kann sich denken, wie rasch die beiden in die Kleider kamen, ohne sich erst abzutrocknen und dann auf dem entgegengesetzten Wege den Berg hinaufrannten, um den Räubern zu entgehen. Ehe sie aber die Straße erreichen konnten, mußten sie noch ein kleines Zypressenwäldchen passieren, und da traten ihnen die Kerle entgegen. Einer fragte: „Habt Ihr keine Jäger gesehen?" Mein Gatte antwortete kurz entschlossen: „Jawohl, dort drüben auf dem Hügel." Darauf murmelten die Banditen etwas untereinander und zogen sich in das Dunkel des Waldes zurück. Schick und mein Mann beeilten sich, aus ihrem Bereich zu kommen und trafen wirklich in der Nähe der Straße Jäger mit Hunden. Die Banditen hatten offenbar gewußt, daß diese in der Nähe seien.

Schick war in dieser Zeit stets um meinen Gatten, er arbeitete bei ihm im Atelier, begleitete ihn auf allen seinen Ausflügen und war ihm, wo er nur konnte, behilflich. Dabei von einer wirklich rührenden Anhänglichkeit. Trotzdem hatte mein Mann recht oft ein abfälliges Urteil über ihn laut werden lassen. Er sagte zum Beispiel:

„Schick verſteht alles, aber alles falſch.“ Sicherlich war dies nicht ſo gemeint, und nur der witzigen Redensart zuliebe ausgeſprochen.

An einem ſchönen Sommertage machte mein Mann mit Schick und einem dritten Freunde, deſſen Namen ich vergeſſen habe, einen Ausflug nach der Val d'Egeria. Sie mußten dort über eine Brücke, die auf einen von beiden Seiten eingezäunten Weg führte. Dort graſten zehn Pferde, die ſehr bösartig waren und plötzlich die Wanderer attackierten. Fremde, die vorher vorübergegangen waren, hatten die Pferde mit Knütteln verjagt. Sie waren dann weggelaufen und kamen nun wieder und verſuchten die drei Künſtler mit den Hufen zu ſchlagen. Mein Gatte nahm ſeinen derben Stock und hieb die angreifenden Pferde über die Schnauze, ſo daß ſie ſchließlich kehrt machten und fortgalloppierten. Als er ſich nach ſeinen Freunden umſah, ſteckten ſie bis an den Hals in einem Bach. Glücklicherweiſe hatte ihnen das unfreiwillige Bad nichts geſchadet, da es heißer Sommer war.

Im Jahre 1866, noch kurz vor unſerer zweiten Überſiedelung nach Baſel, verloren wir unſer Söhnchen Maurizio, das im Jahre 1865 geboren war. Es litt infolge der Hitze und des im Sommer immer ſehr ungeſunden Roms an heftiger Ruhr. All unſere Bemühungen und die ſorgſamſte Pflege eines deutſchen Arztes Dr. Erhardt nützten nichts. Das Kind wurde immer weniger. So empfahl Dr. Ehrhardt als letzte Hilfe Bergluft, und ich fuhr hinauf nach Rocca di Papa, weil der Bildhauer Kopf zu jener Zeit dort oben weilte und ich doch dann nicht ganz verlaſſen war. Bei einem Schuſter fand ich bequeme Wohnung und Bedienung. Mein Quartierwirt war ein Allerweltskerl, der nicht nur Schuhe machen, ſondern auch trefflich kochen konnte.

Zu meinem Leidweſen half die Bergluft, die ſonſt bei unſeren und den Krankheiten der Kinder Wunder getan hatte, bei dem kleinen Maurizio gar nichts. Er wurde im Laufe von acht Tagen ſo krank, daß ich mich entſchloß, nach Rom zurückzureiſen. Zumal auch der Arzt von Rocca di Papa erklärt hatte, das Kind ſei nicht mehr zu retten, ſo ſollte das arme Weſen nicht in einer fremden Wohnung, ſondern im eignen Hauſe ſterben.

Ich ſchrieb deshalb an meinen Gatten, er möge ſofort kommen und mich abholen, weil ich doch außer dem ſterbenden Kinde noch den zweijährigen Hans bei mir hatte und ohne Unterſtützung ſchwer die Reiſe nach Rom antreten konnte. Ich wartete und wartete, aber es kam weder Antwort auf meinen Brief noch Arnold ſelbſt. Als der Arzt in der Morgenfrühe vorſprach und das Kind unterſuchte, erklärte er, dasſelbe würde unbedingt in der Nacht ſterben.

Was ſollte ich nun machen? Zu der großen Schwierigkeit, die

ich in der möblierten Wohnung gehabt hätte, kam noch dazu, daß Maurizio proteſtantiſch getauft war, und uns außerordentliche Unannehmlichkeiten entſtanden wären, wenn das Kind von einem katholiſchen Geiſtlichen auf einem katholiſchen Friedhof hätte beerdigt werden müſſen. Ich mußte mich alſo entſchließen, ohne meinen Mann die beſchwerliche Reiſe nach Rom anzutreten.

Nachmittags um fünf Uhr ging ein einziger Zug von Frascati nach Rom. Es war eine furchtbare Hitze und ein entſetzlicher Weg, wenn er auch nicht weiter als eine deutſche Meile war. Ich hatte mir einen Bauer mitgenommen, der mir meinen Koffer trug und Hans ſollte auf einem gemieteten Eſel reiten. Er weigerte ſich aber unter heftigen Tränen und ſo mußte ich, das ſterbende, ſich in Krämpfen windende Kind auf dem Arm, den heulenden Hans an der Hand, in fürchterlicher Sommerhitze nach Frascati wandern. Schließlich wurde Hans müde und es war an ein Vorwärtskommen nicht mehr zu denken. Erneutes Zureden und Bitten, den Eſel zu beſteigen und den Reitersmann zu machen, verfingen bei dem Jungen nicht. Dabei ſchritt die Zeit immer weiter vor, und wenn wir den einzigen Zug in Frascati nicht erreichten, mußten wir unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit dem ſterbenden Kind die Nacht dort zubringen. Glücklicherweiſe trafen wir unterwegs eine Albaner Bäuerin, die, gefällig wie alle Bäuerinnen, ſich ſofort bereit erklärte, den kleinen Hans zu tragen. Trotz alledem wäre es nicht möglich geweſen, den Zug noch rechtzeitig zu erreichen, wenn nicht im Augenblick der tiefſten Erſchöpfung unten auf der Landſtraße ein herrſchaftliches Break vorübergefahren wäre. Der Beſitzer, ein Marcheſe, bemerkte den Zug auf dem ſteinigen Feldweg vom Gebirge herunterkommen und ſchickte ſeinen Diener, um fragen zu laſſen, ob er auf irgendeine Weiſe behilflich ſein könnte. Als er von meiner Verzweiflung hörte, weil ich mit meinem ſterbenden Kind unter den obwaltenden Umſtänden den Zug nicht erreichen könne, trat er mir ritterlich den Wagen ab, und ſo kamen wir noch am Bahnhof an, als eben der Zug in die Halle eingefahren war.

In unſerer Wohnung in der Via del Babbuino war kein Menſch zu Hauſe. Ich klingelte und klopfte, aber es öffnete niemand. Ich hörte nur ein Wimmern und ein Stöhnen und endlich vernahm ich die Worte: „Non posso! Non posso!“ Es war unſere Magd, die ſchwer fieberkrank im Bett lag und nicht aufſtehen konnte. Man kann ſich die Situation denken. Den heulenden Hans an meinem Rock, das ſterbende Kind auf meinem Arm, ſtand ich draußen auf dem Treppenpodeſt und konnte nicht in meine Wohnung. Es blieb mir nichts weiter übrig, als ſo ſchnell wie möglich einen Schloſſer zu holen und die Tür aufbrechen zu laſſen.

Nun war ich endlich zu Haus, aber wiederunm ganz hilflos und erſchöpft von der Anſtrengung der Reiſe. Mein Gatte war mit den Kindern Arnold, Clara und Lucie ſpazieren gegangen und Stunde auf Stunde harrte ich am Fenſter, ob er nicht bald zurückkommen würde. Endlich kam er, aber er plauderte mit einem Freunde unten vor der Haustür, ohne zu ahnen, daß ich oben ſei. Mein Brief hatte ihn noch nicht erreicht, er lag eben angekommen im Briefkaſten. Ich war verzweifelt, und um die Unterhaltung zu unterbrechen und meinen Gatten doch nicht gleich zu erſchrecken, rief ich zum Fenſter hinaus Clara. Mein Gatte mußte über den Zuſtand des kleinen Maurizio erſt ganz vorſichtig unterrichtet werden, denn ich wußte ganz genau, er würde ſich furchtbar aufregen. Noch einmal rief ich Clara, aber ſtatt des Kindes ſtürzte mein Gatte die Treppe herauf. Da er mich ſo unvermutet von Rocca di Papa zurückgekommen ſah, ahnte er ſchließlich das Unglück, und ehe er ins Zimmer kam, fiel er vor Schreck auf dem Flur in Ohnmacht.

Nun wußte ich wirklich nicht mehr, was ich machen ſollte. Ich ſelber war durch die Reiſe und die Aufregungen halb tot, der ſchwere große Mann lag ohnmächtig auf dem Boden, das Kind im Sterben, die Magd fieberkrank im Bett, und die andern Kinder umſtanden mich tränenden Auges. In dieſer Not kam mir unſere Nachbarin aus dem unteren Stock zu Hilfe. Sie ſchickte zu Dr. Ehrhardt und half ſelber in dieſer ſchweren Lage. Mit allen möglichen Mitteln, kalten Umſchlägen und Eſſig, brachten wir meinen armen Mann wieder zum Bewußtſein. Endlich kam auch Dr. Ehrhardt, aber er konnte nicht mehr helfen, eine Stunde ſpäter war unſer kleiner Maurizio von ſeinen Leiden erlöſt*).

Ich beſitze noch den letzten Brief meines Gatten nach Rocca di Papa, der mir aber erſt nach meiner Ankunft in die Hände kam, er hatte ſich mit dem meinigen gekreuzt. Er lautet:

Roma li 23 Luglio 1866.

Carissima mia!

Noi stiamo tutti bene e aspettiamo con ansietà le notizie tue. Jo spero nel miglioramento ma dimmi sinceramente la verità! Bisogna saper sopportare tutto. Basta che tu non la prendi troppo a cuore. La tua salute e il tuo animo non ci deve soffrire, tu fai il possibile, la sorte o come si chiama, il destino

*) Nach Schick, Tagebuchaufzeichnungen, ſtarb Maurizio in der Nacht zum 28. Juli 1866. Die Eintragung für dieſen Tag lautet: Böcklins jüngſtes Kind in der Nacht geſtorben. Den Tag über habe ich mit Böcklins Freund Ludwig die Begräbnisangelegenheiten beſorgt. Frau Angelas Reiſe von Rocca di Papa nach Rom fand alſo am 27. Juli ſtatt. Maurizio wurde am 30. Juli früh um 8 Uhr begraben.

sia poi come vuole. — Ma perchè queste idee, ancora tutto può andare benissimo. — La sera della tua partenza i piccoli piangevano al letto. Domenica li portai a spasso e parlamo sempre di voi. Dicevamo: forse adesso Mamma pure pranza, adesso pure va a spasso, o cena, o va al letto, o pensa a noi. La notte Lucia dorme con me. Questa sera andiamo in quel giardino Piazza S. Silvestro. Dunque vedi che va in ordine e puoi star tranquilla riguardo a noi.

Dà mille baci a Nanni che mi manca tanto e al nostro Moriz

Tanti saluti di Chiara, Arnold e Lucia e altrettanti saluti e baci dal tuo povero vecchio.

Arnoldo.

Salutami la Signora Kopf e lui.

Zu Deutſch:

Rom 23. Juli 1866.

Meine Liebſte!

Wir ſind alle wohlauf und warten auf Deine Nachrichten. Ich hoffe auf Beſſerung, doch ſage mir aufrichtig die Wahrheit. Man muß alles ertragen können. Genug wenn Du Dir's nicht zu ſehr zu Herzen nimmſt. Deine Geſundheit und Dein Gemüt dürfen nicht darunter leiden, Du tuſt Dein Möglichſtes, das Loos, oder wie man's nennt, das Geſchick ſei dann, wie es will. — Aber wozu dieſe Gedanken, Noch kann alles ſehr gut gehen. — Am Abend Deiner Abreiſe weinten die Kleinen im Bett. Sonntag ging ich mit ihnen ſpazieren und haben wir immer von Euch geſprochen. Wir ſagten: Vielleicht ſpeiſt Mama jetzt auch zu Mittag, jetzt geht ſie auch ſpazieren, oder ſpeiſt zu Abend, oder geht ſchlafen, oder denkt an uns. In der Nacht ſchlief Lucie mit mir. Heute gehen wir in jenen Garten Piazza S. Silvestro. Du ſiehſt alſo, daß es in Ordnung iſt und kannſt ruhig ſein, was uns betrifft.

Küſſe tauſendmal Hans, der mir ſo ſehr fehlt und unſeren Moritz.

Viele Grüße von Clara, Arnold und Lucie und ebenso viel Grüße und Küſſe von Deinem armen alten

Arnold.

Grüße mir auch Frau Kopf und ihn.

Nach alledem reifte in uns der Entſchluß, Rom zu verlaſſen. Die Geſchäfte lagen ſehr danieder. Es war der Sommer 1866, die Schlacht von Königgrätz war geſchlagen und die italieniſchen Truppen

ſtanden, nachdem ſie am 24. Juni in der Schlacht bei Custozza von den Öſterreichern beſiegt waren, immer noch im Felde. Sie bemühten ſich, ihr Heer wieder in kriegsfähigen Zuſtand zu ſetzen. Zur See hatte Italien in der unglücklichen Seeſchlacht bei Liſſa gegen den öſterreichiſchen Vizeadmiral Tegetthoff ſchwere Verluſte erlitten, und die Patrioten betrachteten dieſe beiden Niederlagen als ein nationales Unglück des jungen Königreiches. Kein Menſch dachte in jener Zeit daran, Bilder zu kaufen. Da unſere Baſeler Freunde ſchrieben, ſie würden ſich für Arnold verwenden, wenn er nur hinkommen wollte, ſo war unſer Entſchluß gefaßt, zum zweiten Male nach Baſel zu reiſen, um ſo mehr, als die Kinder, die ja doch eine deutſche Bildung erhalten ſollten, notwendigerweiſe eine geordnete Schule beſuchen mußten. Bisher hatten ſie bei einem deutſchen Lehrer Privatſtunden gehabt. Er hieß Stengel, und da ihn mein Mann nicht bezahlen konnte, ſo gab er ihm die zuerſt in Rom gemalte „Villa am Meer". Ich habe ſie im Jahre 1905 von dem Maler Frank zurückgekauft.

Im September*) traten wir über Ancona die Reiſe nach Baſel an. Im Hafen lagen noch die Trümmer der bei Liſſa vernichteten italieniſchen Flotte. Wir beſichtigten dort das Kriegsſchiff „San Martino", das völlig zerſchoſſen war. Von dem „Affondatore", der im Hafen geſunken, ragten noch die Spitzen der Maſten in die Höhe. Die Stimmung war ſehr gereizt gegen den Admiral Persano, der die Niederlage verſchuldet hatte. Von Ancona reiſten wir mit der Bahn weiter bis zum St. Gotthard. Vorher aber wurde eine große Salami gekauft, die als Reiſeproviant bis Baſel ausreichen mußte.

Auf dem Gotthardpaß war es ſehr kalt, es lag bereits Schnee, und in der Poſt froren wir heftig. Mit uns fuhren zwei Engländer, die die Reiſe über die Alpen ohne Mantel und Decken aus dem warmen Italien angetreten hatten. Sie riefen immer nur: „Very cold!" Wir hatten Mitleid mit ihnen und liehen ihnen über Nacht einige Decken, damit ſie ſich beruhigten und uns auf unſerm engen Platz in der Poſt ſchlafen ließen. Aber nein, bei jedem Haus, das in Sicht kam, ſprangen ſie auf und brüllten: „Coffee! Coffee!" Es war eine ſehr unangenehme Nacht.

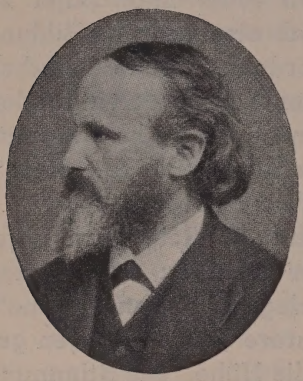
Als endlich die Morgenſonne über Göſchenen aufging, ſtiegen die beiden Engländer aus, rollten unſere Decken zu einem wüſten Knäuel zuſammen, warfen ſie in die Ecke und entfernten ſich ohne ein Wort des Dankes.

*) Nach Schick am 2. September früh halb ſieben Uhr.

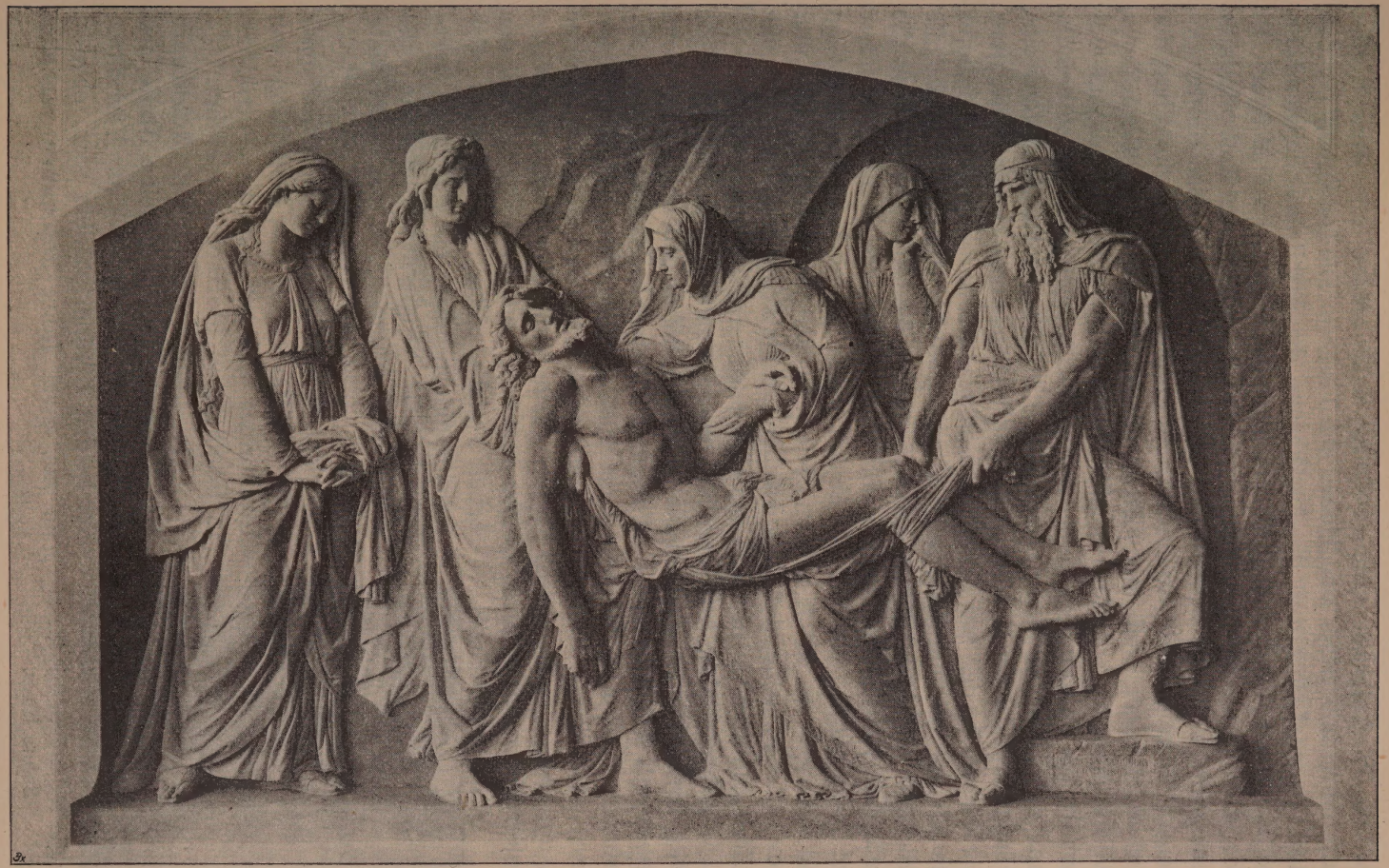
* * *

Arnold Böcklin verkehrte in jenen Tagen, wie uns auch die Memoiren seiner Gattin berichten, mit einem jungen Bildhauer namens Hermann Schubert, der im Jahre 1831 in Dessau geboren war. Er hatte in München von 1849—1852 studiert und war 1857 nach Rom gekommen, wo er sich bis zum Jahre 1873 aufhielt. Er hat eine Anzahl größerer Werke geschaffen und lebt zurzeit als Professor in Dresden.

Überall in Böcklins Lebensarbeit tritt uns die Neigung entgegen, sich nicht allein mit der Malerei zu begnügen, sondern seine Gedanken plastisch darzustellen und möglichst die Plastik zu bemalen. Die Familie besitzt heute noch plastische Werke, die er in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn, dem Bildhauer Peter Bruckmann in Florenz, geschaffen und bemalt hat. Auch mit Hermann Schubert zusammen hat er ein polychromes Relief gemacht und zwar in der Zeit, wo er sich, wie wir aus den Aufzeichnungen von Schick wissen, sehr viel mit der enkaustischen Malerei beschäftigte. Schick beschreibt ein Portrait von Frau Böcklin in seinem Tagebuch am 1. Juli 1866, das in der enkaustischen Technik gemalt war und teilt mit, daß alle Farben sich über drei Jahre lang trefflich gehalten haben. Die enkaustischen Versuche fallen also in die erste Zeit nach der Übersiedlung von Weimar nach Rom. Hermann Schubert hatte im Jahre 1861 ein Hochrelief vollendet, das der Herzog Leopold von Anhalt bei ihm bestellt hatte. Es war eine Grablegung Christi für die Nikolaikirche in Zerbst. Ein Abguß davon ging nach der Londoner Weltindustrieausstellung, die im Mai 1862 eröffnet wurde, und als das Werk von dort zurückkam, kaufte es Lord Douglas, der Prior des Redomptoristen-Klosters Sant Alfonso in Rom, für den Vorbereitungsaltar der Sakristei in der Klosterkirche. Lord Douglas verlangte aber die Bemalung des Gipses, damit sich das Relief stimmungsvoll in die polychrome Architektur und Plastik der Kirche einfüge. Hermann Schubert fragte nun seinen Freund Arnold Böcklin um Rat, der nach dem Studium der pompejanischen Wandmalereien eine gewisse Erfahrung in der Enkaustik hatte. Böcklin war begeistert von der Idee, stellte sich dem Bildhauer sofort zur Verfügung und übernahm die Leitung der Arbeit. Noch andere Freunde, darunter der Architekt Barbitius, ein Maler Wüger und der Bildhauer Peter Lenz aus Württemberg machten sich gemeinschaftlich mit Schubert und Böcklin an die Arbeit, die mehrere



Professor Schubert.



Grablegung Chriſti.

Von Hermann Schubert modelliert und von Arnold Böcklin enkauſtiſch bemalt.

Monate in Anſpruch nahm. Einige Laienbrüder aus dem Kloſter halfen bei dem Stuck und rieben die Farben. Die Zeichnung für den Altar entwarf Barbitius, die Ausführung der Architektur leitete Lenz, die Bemalung des Reliefs beſorgte unter Böcklins Leitung Wüger. Er war aus der Schweiz gebürtig und kurz vorher zum Katholizismus übergetreten, ſpäter iſt er dann mit Lenz zuſammen ins Kloſter gegangen. Arnold Böcklin beſtimmte nicht nur die techniſche Behandlung der Farben, ſondern auch die Farbentönung, die in langen Beratungen zwiſchen ihm und Schubert beſchloſſen wurde. Die Behandlung war verhältnismäßig einfach. Der Gips wurde zuerſt mit Tempera bemalt, dann mit flüſſigem Wachs überzogen. Das Wachs wurde darauf eingebrannt, und zwar bediente ſich Böcklin dazu eines kleinen Handofens aus Eiſenblech, der mit Holzkohlen geheizt wurde. Vom Deckel dieſes Ofens ging ein knieförmiges Rohr aus, durch das die Hitze in alle Teile des Hochreliefs ſicher geleitet werden konnte. Die Farben, die anfänglich matt geblieben waren, wurden nach der Erhitzung friſcher und leuchtender. Das Wachs drang durch ſie hindurch in den Gips und erzeugte ſo einen glatten, feſten Schutz gegen Feuchtigkeit und Staub. Bis zum heutigen Tage haben ſich die Farben in unveränderter Friſche gehalten.

Während der Arbeit führte die kleine Künſtlergeſellſchaft als Gäſte der Redemptoriſten im Kloſter ein herrliches Leben. Frühmorgens ging es an die Arbeit. Dann kam, nachdem die Mönche das Refektorium verlaſſen hatten, ein vorzügliches Mittageſſen, wobei ſtets ein Pater anweſend war, um die Honneurs zu machen und die Künſtler zu unterhalten. Nach dem Kaffee wurde in dem herrlichen ſchattigen Kloſtergarten eine kurze Sieſta gehalten und nachmittags bei der Arbeit ſpielte öfter zur Freude der arbeitenden Künſtler ein Pater die herrliche Orgel. Außerdem bezahlte das Kloſter ſehr anſtändig für das intereſſante Werk.

Gräfin Kalckreuth mit ihrem Sohne Hans.

Hermann Schubert hat ſpäter übrigens dasſelbe Relief auf Beſtellung von Hamburger Damen für die Petrikirche in Hamburg in Marmor ausgeführt.

Ein Brief der Gräfin Kalckreuth aus Weimar finde hier ſeine Stelle, um zu beweiſen, wie innig das Verhältnis der beiden Künſtlerfamilien war, obwohl ſie nur zwei Jahre zuſammen verkehrt hatten:

Liebe Frau Böcklin!

Wie lange habe ich nichts von Ihnen gehört, und wie oft hatten wir den Wunsch, zu wissen, wie Sie sich in Ihrem schönen Rom befinden! Ich hoffe es geht Ihnen, so wie dem Professor, und den lieben Kindern recht gut, und da ich jetzt weiß, wie weh es tut den Mann krank, und die Kinder leidend zu haben, bin ich doppelt bekümmert dasselbe von Anderen zu erfahren. Kalckreuth ist seit Ihr lieber Mann fort ist, schon leidend am Magen, der Zustand hatte sich immer gesteigert, und ihn zuletzt so elend gemacht, daß er ganz aufhören mußte zu malen, und in Cöln zu Doctor Fischer in die Cur zu gehen.

Der Arme litt unsäglich, aber er hat Hoffnung im October her zu kommen, u. hergestellt zu sein, um zu arbeiten. Wie geht's oft trüb im Leben, die Hoffnung auf bessere Zeit, u. das feste Vertrauen zu Gottes Güte, halten uns allein rüstig. Für ihre lieben Kinder habe ich noch immer viel Zärtlichkeit bewahrt, und auch die Kinder verlangen oft nach Clara.

Sie erhalten diese Zeilen durch liebe Bekannte von uns, den Maler Thumann u. seine Frau, die sich ihr schönes Roma auch ansehen wollen, von ihnen werden sie viel über Weimar und unser Leben erfahren können, und ich bitte Sie ihnen freundlich zu sein, wie Sie es stets für uns waren liebe Professorin! Unsre Kinder die körperlich schon erwachsen werden, bitten ihre Grüße einzufügen, und wenn mein Mann (wüßte) daß ich Ihnen schreibe, würde er mir viel Liebes an Sie auftragen. Grüßen Sie Ihren lieben Mann herzlichst von mir, und bleiben Sie ein wenig gut Ihrer sehr eiligen, Sie innig liebend

Anna Kalckreuth.

Frau Thumann reist heut Nacht fort, deshalb schließe ich so eilig. An Ralphs Grab bringen die Kinder am Allerseelen Tag stets Kränze, und ich habe den engelgleichen Knaben in gutem Gedächtnis behalten.

Gott hat ihn zu sich genommen!

Weimar den 9ten Mai 65.

VIII.

Der Prophet im Vaterland.

⊙

Basel 1866–1871.

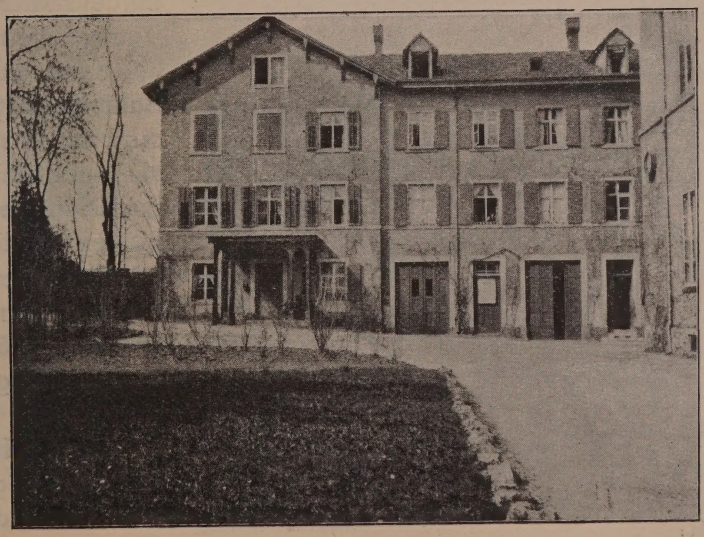
Nach Basel war ich in Erinnerung der schweren Tage und der schlechten Aufnahme von seiten der Verwandten meines Gatten mit sehr gemischten Gefühlen gekommen, aber es sollte anfänglich besser gehen, als wir gehofft hatten. Mein Gatte ging ins vierzigste Lebensjahr und hatte in der mühevollen und entbehrungsreichen Zeit der verflossenen zwanzig Jahre seinen Stil vollständig eigenartig und unabhängig herausgebildet. Außerdem war er, und das wirkte bei meinen Verwandten in Basel ganz außerordentlich, der „Herr Professor". Gleich nach unserer Ankunft scharten sich die alten Freunde um ihn, in erster Linie der treue Fritz Burckhardt, Vest*), der Advokat Wieland und der Kaufmann Im Hof-Ruesch**), der ein sehr reicher Mann und Ratsherr von Basel war. Dieser sagte stets, als später die Stimmung zu unsern Ungunsten umschlug infolge von Streitigkeiten mit Jakob Burckhardt, zu meinem Gatten das tröstende Wort: „Du weißt ja doch, ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande."

Anfänglich ging es, wie gesagt, recht gut. Wir wohnten vierzehn Tage im Elternhaus zu St. Jacob, mieteten uns dann eine Wohnung in Klein-Basel in der Nähe der Klingentalkaserne, wo mein Gatte sich ein Atelier einrichtete. Etwa nach einem halben Jahr zogen wir nach der Missionsstraße am Spalentor in ein kleines Häuschen, das wir

*) Hieronymus Vest, 1828—1882; er hatte ursprünglich Theologie studiert und war dann Lehrer an der Realschule, die etwa einer deutschen Volksschule entspricht, geworden. Dort hatte er in verschiedenen Fächern unterrichtet. Vest war ungemein musikalisch, hatte eine sehr drollige Art und galt als vorzüglicher Gesellschafter.

**) J. J. Im Hof war Ratsherr und Besitzer einer großen Gerberei und Lederhandlung in Basel. Er war es, der hauptsächlich den Bau der Kunsthalle betrieb und dafür sorgte, daß Arnold Böcklin den Auftrag zu den Fresken im Treppenhaus erhielt.

Böcklins Wohnung zu St. Johann in Baſel.



Wohnung Böcklins in St. Jacob in Baſel.

ganz allein bewohnten. In Klein-Baſel wurde uns am 28. Januar 1867 unſere Tochter Angela geboren. Dort hatten wir kein Atelier, es wurde vielmehr ein Manſardenzimmer eingerichtet, das hübſch hell war und ſich zum Malen eignete. Mein Gatte hat in dieſem Raum ſehr viel gemalt, vor allen Dingen die Porträts zweier verſtorbener Kinder.

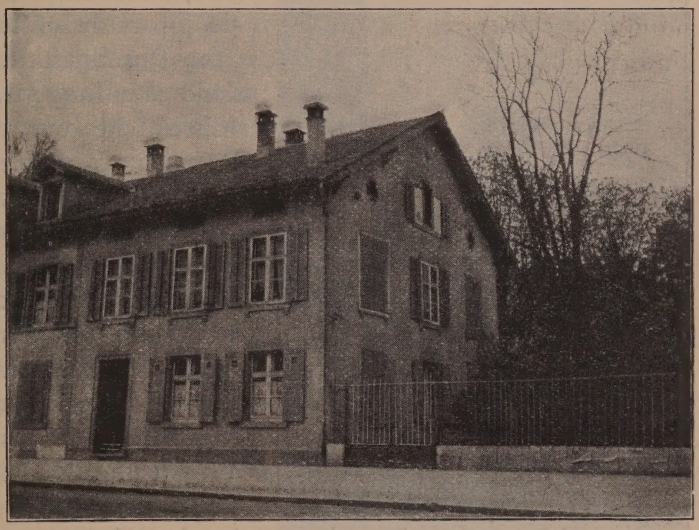
Ein Jahr nach unſerer Überſiedelung zogen wir zu einem Baumeiſter Hübſcher-Lichtenhahn nach dem St. Johannistor. Es war ein ſeltſames Haus, ein früheres Johanniterkloſter, das vorn hinaus eine, nach hinten aber zwei Etagen hatte, da es auf einer Anhöhe ſtand, die in den Rhein abfiel. Als ſpäter die Einnahmen ſpärlicher wurden, fiſchte mein Gatte mit Arnold immer im Rhein und böſe Zungen behaupteten, Böcklins müßten Fiſche fangen, um nur leben zu können. Und die böſen Zungen hatten leider recht.

In dem Kloſter verloren wir unſere ſüße Lucie, und gleichſam, um den Verluſt wieder auszugleichen, wurde uns am 18. Januar 1870 Carlo geſchenkt. Am dritten Tag, nachdem wir in das Hübſcherſche Haus eingezogen waren, geſchah das entſetzliche Unglück. Vor dem Hauſe hatte Hübſcher einen Bauplatz, auf dem das Holz in hohen Stößen aufgeſchichtet war. Damit dieſe nicht umfielen, waren ſie durch Balken geſtützt. Während nun Arnold, Lucie und der kleine Carl Hübſcher um die Balken und Stützen herumſpielten, faßten ſie, wie Kinder das tun, die Stützbalken an. Plötzlich gab einer nach, der Holzſtoß ſtürzte in ſich zuſammen und begrub Arnold und Carl Hübſcher. Lucie rannte im Schreck weg,

A. Böcklin:
Lucie Böcklin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

wurde aber von einem herabstürzenden Balken im Rücken getroffen. Während Arnold mit einigen leichten Abschürfungen am Schienbein davon kam und der kleine Hübscher einen Beinbruch zu beklagen hatte, zeigte sich bei Lucie keine äußere Verletzung. Sie klagte immer nur über Schmerzen und im Verlaufe von acht Tagen war sie von ihrem Leiden erlöst. Die Sektion ergab, daß durch den stürzenden Balken dem Kinde die Gallenblase geplatzt war.

Wir hatten damals eine unheimliche schwäbische Magd, Katharina hieß sie, und sie paßte so recht in die Stimmung des Hauses, von dem man in Basel sich die wunderbarsten Geschichten erzählte. Es galt als Spukhaus und die Wohnungen waren deshalb sehr billig, was uns vor allem veranlaßt hatte dort einzuziehen. Außer uns wohnte nur noch der Hausherr mit seiner Familie nebenan. Später zog meinSchwiegervater zu uns, nachdem er als Direktor der Seidenbandfabrik von de Bary pensioniert worden war und das Haus in St. Jacob hatte aufgeben müssen, da es seinem Chef gehörte. Er bezog zwei Zimmer, die nach dem Wasser zu lagen und blieb etwa ein und ein halbes Jahr bei uns. Dann siedelte er zu meiner Schwägerin über, die mit einem Eisenwarenhändler namens Gottlieb Strahm verheiratet war, der sein Geschäft nach seiner Wohnung in der Greifengasse zu Klein-Basel verlegt hatte. Dort blieb er bis zu seinem Tode *).



Am Spalentor an der Missionsstraße (Böcklins Wohnung).

Die unheimliche Magd also erzählte immer, bei ihrer vorigen

*) Er erfolgte im Jahre 1880. Wir besitzen den Brief von Arnold Böcklins Schwester Mathilde Strahm:

Den 19. August 1880.

Lieber Arnold!

Vater ist heute morgen 9 Uhr ruhig verschieden. Deine Mathilde.

Sei so gut, u. benachrichtige uns sogleich den Empfang. Greifengasse 38.

Herrschaft sei ein Kind in dem Brunnen ertrunken und sie könne dieses Ereignis nicht vergessen. Nachts käme das kleine Mädchen stets zu ihr, hielt sie an der Schürze fest und schrie. Wir kamen bald auf den Gedanken, daß die Magd das Kind umgebracht habe und nun von ihrem bösen Gewissen verfolgt werde. Die kranke Lucie wollte sie nicht im Zimmer haben und wurde sehr aufgeregt, sobald Katharina hereintrat. Dabei war sie nur mit großer Mühe vom Krankenzimmer fernzuhalten. Sie drängte sich förmlich dazu. Sogar als die Ärzte die Sektion machten, schlich sie sich herein, um mit großen, neugierigen, aber dabei entsetzlich unheimlichen Augen zuzuschauen, so daß die Ärzte nicht anders konnten, als die Person hinauszujagen. Sie rieten, sie sofort zu entlassen.

Böcklins Schwester Mathilde Strahm.

Das Spukhaus hatte uns während der langen Zeit, beinahe drei Jahre, die wir dort wohnten, die Stimmung nicht viel verdorben, wenngleich Dinge vorkamen, die ich mir heute noch nicht erklären kann. So in der Nacht, als Lucie im Sterben lag, war mein Gatte zwischen neun und zehn Uhr zur Apotheke gegangen. Es war ein schöner milder Oktoberabend und der volle Mond stand hell am Himmel. Das arme Wesen lag in seinem Bettchen und jammerte, daß einem das Herz brechen konnte. Ich versuchte das Kind zu beruhigen, tat alles, was man in solchen Fällen nur tun kann, und in sehnsüchtiger Erwartung ging ich jeden Augenblick ans Fenster, um nachzusehen, ob mein Gatte noch nicht aus der Apotheke zurückkäme. In dem Augenblick, da eine dunkle Wolke den hellen Mond beschattete, sah ich einen Mann durch das offene Gatter über den Bauplatz auf das Haus zukommen. Der Bauplatz war vor Zeiten der Friedhof des Johanniterklosters gewesen.

Die Wolke zog langsam und schwer vorüber und das helle glimmernde Licht fiel auf den Mann, der ohne sich zu beeilen und bedächtig über den Hof schritt und, wie ich dachte, zu dem Baumeister gehen wollte. Er bog aber ab und wandte sich nach der Säge zu, die in einem Schuppen untergebracht war. Infolgedessen bekümmerte

ich mich nicht weiter um ihn, ging zu meinem Kinde, um ihm in der Todesqual beizustehen und Beruhigung zu schaffen, wie sie eben nur eine Mutter schaffen kann. Plötzlich hörte ich vor dem Hause ein Geräusch, und in der freudigen Hoffnung, daß mein Gatte zurückgekommen sei, eilte ich ans Fenster und sah hinaus. Da starrte mich ein gräßliches Gesicht an, das einer Totenmaske glich. Es war der Mann, der im hellen Mondschein über den Hof gegangen war. Ich fuhr entsetzt zurück und schlug die Läden zu. Als ich nun wieder Schritte hörte, entschloß ich mich halb die Läden zu öffnen und bemerkte nun, wie sich der Mann dem Zaun zuwandte. Dicht an der Tür kreuzte er meinen Gatten und zwar so, daß sie sich am Ärmel streifen mußten. In meiner Aufregung rief ich dem Heimkommenden zu. Er kam im Laufschritt und ich fragte ihn, wer denn der Mann gewesen sei, der eben hinausgegangen. Er aber hatte niemand gesehen. Trotzdem lief er noch einmal zurück, konnte jedoch weder auf dem Bauplatz noch auf der Straße irgendein menschliches Wesen entdecken. Lange Jahre nachher ist mir noch das Totengesicht des Mannes im Traum erschienen.

Ein anderes Mal stand ich mit meinem Gatten auf dem Treppenpodest, um Abschied von ihm zu nehmen, da er ausgehen wollte. Noch ehe er wegging, sprang ich in die Mansarde, um ihm etwas zu holen, was er vergessen hatte. Dann gingen wir beide hinunter nach dem Waschhaus. Plötzlich rollte von oben herunter ein dickes, schwarzes Bündel zwischen uns durch und sprang über den Podest nach dem Waschhaus zu. Arnold eilte in langen Sätzen nach, aber vor der verschlossenen eisernen Tür im Waschhaus endigte die Erscheinung. Von dem Bündel war nichts mehr zu sehen.

Auch in unserm Schlafzimmer hörten wir oft in der Nacht Geräusche wie von tanzenden Gummibällen, oft stand mein Mann dann auf, um nachzusehen, aber niemals war auch nur irgend etwas zu entdecken. Dabei war es sicher, daß weder Ratten noch Mäuse im Hause waren. Als wir einmal beim Nachtessen waren, trat mein Mann ins Zimmer und alle Kinder sprangen zu gleicher Zeit auf und riefen:

„Che bel canino!“

„Was für ein Hund?“ fragte der Vater.

„Nun den kleinen, weißen Hund, den du mitgebracht hast.“

Das Zimmer wurde aufs genaueste untersucht, aber nirgends war ein Hund zu sehen.

Mein Schwiegervater hörte des Nachts gleichfalls immer allerlei verdächtige Geräusche, so daß er beschloß, sich einen tüchtigen Knüppel ans Bett zu stellen. Immer glaubte er, es seien Leute auf dem Gang

und er hörte sie sogar durch das Zimmer huschen. Eines Nachmittags wurde an der Ateliertür geklopft, mein Gatte rief: herein, es kam aber niemand, und als er nachsah, war auch niemand zu sehen. Wir glaubten natürlich, Hübschers trieben den Spuk und sie hatten uns im Verdacht, daß wir als Gespenster lärmten und umgingen.

Auf dem Bauplatz vor der Haustür spielten gegen Abend einmal die Kinder. Plötzlich kamen sie schreiend zu mir gelaufen und erzählten, eine alte Frau in einen schwarzen Mantel gehüllt sei zu ihnen gekommen und habe die Hand bettelnd nach ihnen ausgestreckt. Ich ging sofort mit, um nachzusehen, habe die alte Frau aber nicht finden können. Dabei war der Bauplatz sehr groß und es konnte nicht gut jemand ohne weiteres davon schleichen.

Wenn nur wir die seltsamen Dinge wahrgenommen hätten, die sich im Hause und auf dem Bauplatz zutrugen, so hätte man annehmen können, die Familie Böcklin sei besonders halluzinatorisch veranlagt gewesen, aber nicht bloß wir, sondern auch Hübschers bemerkten eigenartige Geschehnisse. Frau Baumeister erzählte uns eines Morgens, sie habe in der Nacht ein Geräusch vernommen, als wenn Pferde los wären und herumliefen. Sie sei infolgedessen auf die Terrasse hinausgetreten und habe einen Ritter bemerkt, der in voller Rüstung mit gezogenem Schwert auf dem Hof umhergaloppierte. In ihrer ersten Bestürzung habe sie ihren Mann gerufen, als der aber auf die Terrasse herauskam, sei die Erscheinung verschwunden gewesen.

Nun kam das Jahr 1870 heran und mit ihm der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, der auch die schweizerische Grenzstadt in große Aufregung versetzte. Wir konnten ziemlich deutlich den Donner der Geschütze von der Festung Belfort herüber hören. Häufig kamen Trupps von Flüchtlingen zu uns, und die Verwundeten, die in Wagen über die Grenze geschafft wurden, bivakierten auf dem Bauplatz. Infolgedessen war überall der Schreckensruf zu hören, „die Prüße komme“. Im Winter 1870 war mein Mann zum Militär eingezogen, um die auf Schweizerisches Gebiet übergetretenen Truppen Bourbakis zu überwachen. Dabei holte er sich den sogenannten bourbakischen Husten und lag drei Wochen fiebernd im Bett. Sein Hals war feuerrot. Als er endlich wiederhergestellt war, ging er aus und begegnete einem ehemaligen Klassenkameraden, dem ehrsamen Metzgermeister Pinz, der behäbig vor seinem Laden stand und seine Hände in den Hosentaschen wärmte. Der kurze Dialog, dessen ich mich noch ganz genau erinnere, ist bezeichnend für die damalige Stimmung, die gegen meinen Gatten herrschte. Als der Metzger Arnold herankommen sah, machte er sich etwas zu tun, nahm ein großes Stück Fleisch auf den Rücken und trug es in den Laden.

Mein Gatte grüßte: „Gute Morge, Herr Pinz, so fleißig schon in aller Herrgottsfrühe?“

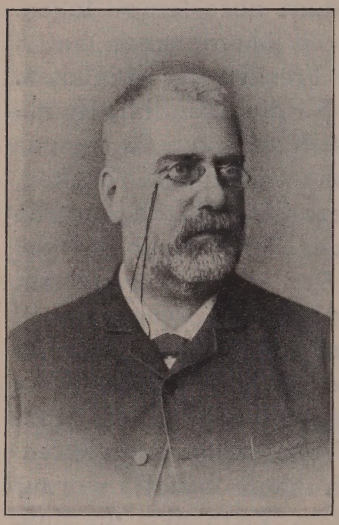
Die Antwort war sehr kurz und treffend:

„Ja, das isch nit anders als mit dem Pämseli, da heißt's tüchtig schaffe.“

Diese übelwollende Stimmung war zurückzuführen auf die Gegnerschaft des berühmten Kunsthistorikers Jakob Burckhardt, der anfänglich recht freundschaftlich mit meinem Gatten gestanden hatte. Die ersten Streitigkeiten der beiden bezogen sich auf künstlerische Fragen. Jakob Burckhardt faßte die Kunst anders auf als mein Gatte. Beide waren von der Berechtigung ihrer Auffassung so durchdrungen, daß sie nicht zusammenkommen konnten. Das wäre an und für sich kein Grund gewesen, um die Verstimmung in eine Feindschaft ausarten zu lassen. Dazu kam es erst, als mein Gatte den Auftrag übernommen hatte, das Treppenhaus des Baseler Museums mit Fresken zu schmücken. Der Auftrag wurde ihm von der Kommission für die öffentliche Kunstsammlung unter dem Vorsitz von Eduard His-Häusler am 26. Januar 1869 erteilt, und zwar gegen ein Honorar von zwölftausend Franken. Dafür mußte er alle Handwerkerarbeiten bezahlen, als da sind die Herstellung der Gerüste, die Vorbereitung der Wände zur Freskomalerei und alle Vor- und Hilfsarbeiten. Der Vorschlag, meinem Mann die Fresken zu übertragen, war von seinen Freunden Fritz Burckhardt dem Kupferstecher Weber und Im Hof ausgegangen. Er setzte sich, nachdem er den Auftrag erhalten hatte, mit den Stukkateuren Pigneul und Graffe in Metz in Verbindung, die ihm am 13. April einen Voranschlag für die Vorarbeiten einreichten, der sich auf sechshundertvierundneunzig Franken belief, worauf ihnen der Zuschlag erteilt wurde. Von dem Zeitpunkt an nun, wo mein Mann die Kartons zeichnete und die Fresken ausführte, begannen die Streitigkeiten mit Jakob Burckhardt ernsthaft zu werden. Der Kunsthistoriker wollte absolut meinem Gatten seine Motive aufdrängen, aber Arnold ließ sich nach keiner Richtung hin beeinflussen, im Gegenteil er antwortete ihm ganz kurz: „Mal ich oder du, ich mische mich ja auch nicht in die Sachen, die du schreiben willst.“ Seit dieser Zeit waren die beiden Todfeinde, und nach unserer Abreise von Basel haben sich die beiden Gegner nur ein einziges Mal wiedergesehen. Das war kurz vor dem Tode Burckhardts in Florenz. Als ihn mein Mann eines Tages auf der Straße sah, fiel ihm auf, daß der Gelehrte so auffallend schlecht aussah. Und in dem Gefühl der alten Jugendfreundschaft ging er auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Burckhardt aber winkte schroff mit der Hand und sagte: „Bleibst weg.“

In Basel entfremdete ihm Jakob Burckhardt nicht nur die

Kommission der öffentlichen Kunstsammlung, sondern auch die näheren und fernen Bekannten. Er brachte die Kommission so weit, daß sie während der Arbeit über die Fresken schimpfte und meinen Mann so reizte, daß er den Männern einmal drohte, er werde mit den Farbentöpfen nach ihnen werfen. Von da an ließen sich die Herren nicht mehr blicken. Es kam schließlich so weit, daß sich fast alle Freunde von meinem Gatten abwandten. Wenn er ins Wirtshaus kam und an den Tisch trat, so rückten sie zusammen und drehten ihm den Rücken zu. Unverbrüchlich treu hielten zu ihm die Brüder Fritz und Hans Burckhardt, Karl Burckhardt-Iselin, der nicht mit ihnen verwandt ist, der Advokat Wieland und ein Baseler Pfarrer, dessen Namen ich vergessen habe. Mein Gatte fühlte sich schließlich sehr einsam und wurde von Tag zu Tag trauriger. Niemand wollte etwas von ihm wissen. Sogar gegen die köstlichen Sandsteinmasken machte Jakob Burckhardt Stimmung bei den Bildhauern, die sich nun auch gegen meinen Mann erklärten. Die Masken befanden sich an der Baseler Kunsthalle, und Basel war schon so weit beeinflußt, daß es die Masken, die mein Mann ganz umsonst gemacht hatte, abreißen lassen wollte. Da erklärte sich das Straßburger Museum sofort bereit, sie anzukaufen, und so unterblieb die Barbarei.



Carl Burckhardt-Iselin.

Das Allerschlimmste aber war, daß uns Burckhardt die Lebensbedingungen völlig unterband. Mit seiner ungeheuren Autorität, die er als Gelehrter von Weltruf in Basel besaß, bearbeitete er die Leute derart, daß eine ganze Anzahl von Porträtbestellungen rückgängig gemacht wurden. Es war daher meinem Gatten nicht möglich, so viel zu verdienen, daß er die Familie ernähren konnte. „Dieser eitle Kerl muß zugrunde gehen," hatte er gesagt, und er hatte die Mittel und die Gewalt dazu, die Drohung wahr zu machen.

Heute, wo ich mir nach vierzig Jahren die Situation so recht überlege, glaube ich, daß damals ein gutes Wort von beiden Seiten genügt hätte, um den Streit zwischen den beiden Freunden wieder auszugleichen. Burckhardt hatte gewiß nicht im Sinne, das im Unmut hervorgestoßene Wort vom Zugrundegehen wahr zu machen. Er ist wohl, ohne daß er es wollte, in diese Gegnerschaft weiter hineingetrieben worden, und es sind auch Zeichen vorhanden, daß er die

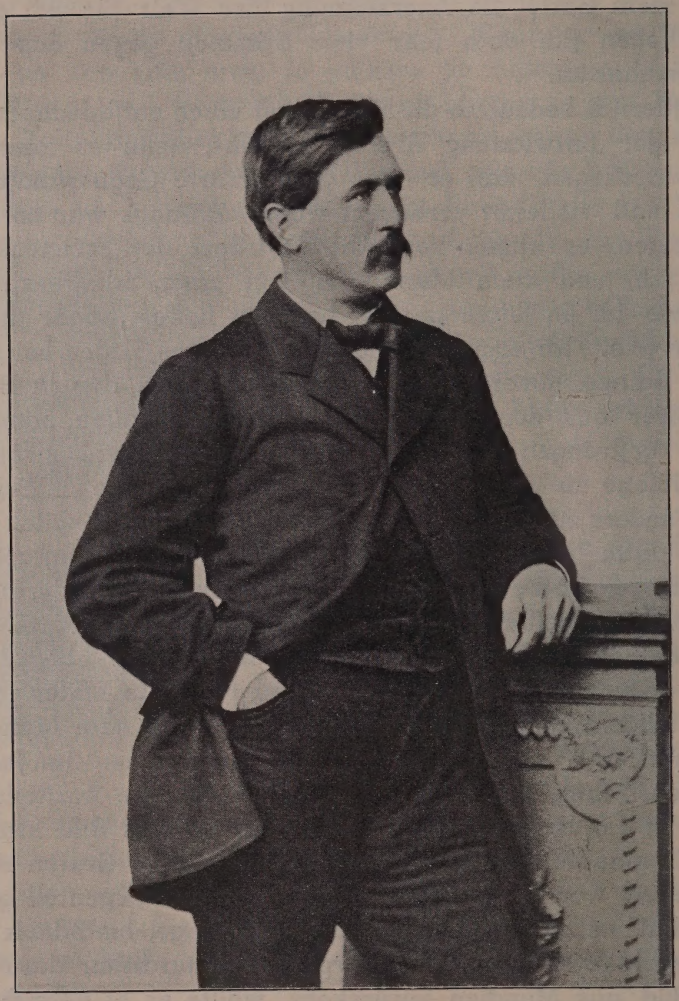
Absicht gehabt hatte, eine Versöhnung herbeizuführen. Er kam vor unserer Abreise zu meinem Mann ins Atelier und wollte ihn sprechen, der aber machte die Tür auf und rief: „Geh weg, ich will dich nicht sehen." Kurz darauf kam er zu mir und sagte mit einem unleugbaren Bedauern im Ton: „Er ist immer derselbe stolze Kerl." Späterhin, als mein Gatte die Anerkennung der Welt für sich gewonnen hatte, erhoben sich doch sehr viele Stimmen gegen das Vorgehen Jakob Burckhardts.

Künstlerisch bedeutete die Feindschaft einen entschiedenen Wendepunkt in der Entwicklung Arnold Böcklins, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er ohne diese scharfe Gegnerschaft in Basel geblieben und vielleicht verbauert wäre. Anfangs war es uns recht gut gegangen, es kamen reichliche Aufträge, der Freundeskreis erweiterte sich, und mein Mann war von einer Schaffensfreudigkeit beseelt, wie ich sie selten an ihm bemerkt habe. Sogar ausgelassen konnte er sein. Ich erinnere mich, als er eines Tages bei frisch gefallenem Schnee seinen Freund Fritz Burckhardt, der in Begleitung seiner Lehrer aus der Schule kam, mit Schneeballen bombardierte und den gestrengen Herrn Gymnasialdirektor dazu zwang, seine eigenen Gesetze zu übertreten. Burckhardt und seine Lehrer wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie ebenfalls Schneeballen machten, und nun kam eine regelrechte Schneeballschlacht zustande. Der Humor an der Sache ist eben, daß Fritz Burckhardt durch strenges Edikt das Schneeballwerfen seinen Schülern verboten hatte.

Die Feindschaft mit Jakob Burckhardt bewirkte also, daß mein Mann in seiner Vaterstadt keinen Absatz für seine Bilder fand, daß er seinen Blick nach auswärts richtete, und zwar nach München, wo Graf Schack lebte, der viele Bilder von ihm kaufte. Im Jahre 1867 sandte mein Mann sein Bild „Die Quelle" auf die Ausstellung nach München, in der Hoffnung, daß sich Schack für das Bild interessieren werde. Er glaubte, daß sein Freund Lenbach dem Grafen zum Verkauf zureden werde. Lenbach hatte aber das Gegenteil getan, er zog das Bild ins Lächerliche und redete so lange, bis Schack auf den Ankauf verzichtete. Mein Gatte ärgerte sich furchtbar darüber, und als das Bild aus München zurückkam, wollte er es vernichten. Ich kam gerade noch dazu, um es zu verstecken und so zu retten.

Kurz vor unserer Abreise aus Basel hatte Schack noch vier Bilder gekauft, wofür wir etwa siebentausend Franken erhielten. So konnten wir nun in aller Ruhe und ohne Not Anfang April 1871*) unsere Übersiedelung nach München ins Werk setzen. Als wir abreisten, war

*) Vergleiche den Brief des Grafen Schack vom 8. Mai 1871.



Böcklin in Baſel Ende der 60er Jahre.

niemand auf dem Bahnhof als mein Schwiegervater. Das war so recht bezeichnend für die Stimmung in Basel.

* * *

Das bedeutsamste Ereignis in der Baseler Zeit, die für Arnold Böcklin so ungemein fruchtbar gewesen, war der Bruch mit Jakob Burckhardt. Man kann es verstehen, daß der große Baseler Kunsthistoriker in der Beurteilung Frau Angelas nicht gut wegkommt. Immerhin verlangt es die Gerechtigkeit, auch von anderer Seite etwas Authentisches über den Streit zu hören.

Adolf Frey sucht in seinem Buche „Arnold Böcklin nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde" den beiden großen Gegnern mit außerordentlicher Objektivität gerecht zu werden, und es klingt etwas durch wie eine Parteinahme für den großen Künstler gegen den Gelehrten.

Frau Böcklin im Jahre 1868.

„Eine so kleine Stadt wie Basel", schreibt Frey, „konnte zwei so stark ausgeprägte Träger ihrer Art und ihres Geistes fast gleichzeitig hervorbringen. Aber sie vermochte sie auf die Dauer in dem engen Zwinger nicht friedlich beisammen zu behalten. Für eine anhaltende Eintracht waren einige Eigenschaften der zwei Männer zu ähnlich, Eigenschaften, die die Freundschaft auch sonst bedrohen. Beide waren eigenwillig bis zur Hartköpfigkeit, das ihnen Widerstrebende schroff ablehnend, von einem fast unbändigen Unabhängigkeitsgeist erfüllt und äußerst reizbar, Burckhardt überdies so unberechenbar, daß er sich jeden Augenblick verstimmt und verletzt abkehren konnte. Die ungeheure Subjektivität, die der eine in die Kunst, der andere in die Kunstbetrachtung gelegt hatte, forderte ihr Recht natürlich auch in persönlichen Dingen. Es ist betrübend, aber lehrreich: der alte Widerstreit zwischen Künstler und Kunstgelehrten hat die beiden entzweit. Nicht theoretische Meinungsverschiedenheiten und Erörterungen haben sie geschieden, auch nicht die für Böcklin unangenehme Wahrnehmung, daß Burckhardt zu viel verneine, sondern der Wunsch des Gelehrten, dem Maler ein bischen die Hand zu führen und ein wenig in seinem Heft zu korrigieren. Die Fresken im Treppenhaus des Baseler Museums brachten sie auseinander. Burckhardt wünschte

dieſes und jenes anders und Böcklin widerſetzte ſich, der es immer bereut hat und damals ſchon bereute, daß er ſich durch das gewichtige Zureden des Freundes vom urſprünglichen Entwurf des Bildes „Magdalenens Trauer“ hatte abbringen laſſen; Burckhardt hatte Muſter im Kopfe. Auch dieſer erlauchte Geiſt war nicht frei von der Erbſünde der Literarhiſtoriker und Kunſthiſtoriker — das ſei der Gerechtigkeit und Wahrheit halber zugeſetzt — ſo ziemlich aller, die ſich um Kunſt kümmern, daß er nämlich die künſtleriſchen Tugenden der Produktion ſeines Mitlebenden in einer gewiſſen Reproduktion großer Vorbilder ſucht. Das Neue an Böcklin befremdete ihn, es war ihm mehr Fehler als Vorzug. Böcklin aber wollte den großen Vorgängern nicht ähnlich ſein. Burckhardt hatte damals die Größe der Böcklinſchen Begabung nicht erkannt, zu einer Zeit, wo ſie ſchon einer ganzen Reihe von Künſtlern und Laien aufgegangen war, ſoweit die ſpäte Entwicklung des Meiſters dies geſtattete. Es iſt glaublich, was erzählt wird, daß Böcklin mehr als das Urteil das perſönliche Benehmen Burckhardts in der Freskenfrage vergrämte. Er hatte das entſchiedene und wohl in erſter Linie das entſcheidende Fürwort des Freundes erwartet, und erlebte ſtatt deſſen die laue, zaudernde Haltung des Kunſtrichters. Burckhardt bezauberte durch ſeinen eminenten Geiſt, aber niemals riß ſein perſönliches Weſen fort. Ihm fehlte die Wärme, und unverſehens entſchlüpfte er, wenn einer die Freundeshand zu faſſen gedachte. Sein durchdringender, unabhängiger Geiſt trotzte innerlich dem Zeitgeiſt und der öffentlichen Meinung. Allein, es lag in ihm etwas von der unmännlichen Behutſamkeit des Erasmus von Rotterdam, was ihm mit dem Urteil über Lebende auf den Markt zu treten verbot. Seine Art behütete ihn vor Streit, aber ſie hinderte ihn auch an warmer Parteinahme. Er, der über unendlich vieles tief, urſprünglich und geiſtvoll zu reden wußte, er hat über Böcklin niemals einen Vortrag gehalten und anſcheinend niemals eine Zeile über ihn veröffentlicht. Er hielt auch ihm gegenüber unweigerlich daran feſt, nicht über Lebende zu reden und zu ſchreiben.“

Bedeutungsvoller für die Beleuchtung des Streitfalles iſt die Aufklärung, die uns Böcklins älteſter Jugendfreund Fritz Burckhardt gibt. Sie wirft ein überraſchendes Licht auf die Empfindung des großen Kunſthiſtorikers in bezug auf ſein Verhältnis zu Arnold Böcklin. Nach dem, was uns Fritz Burckhardt mitteilt, ſcheiterte die Verſöhnung nicht an Jakob, ſondern an Arnold Böcklin. Fritz Burckhardt ſchreibt uns darüber:

„Die für die Freunde Böcklins peinliche Spannung im Verhältnis zu Jakob Burckhardt war dieſem auch ſehr empfindlich; er fand die Worte nicht zur Wiederannäherung, ſprach aber oft den Wunſch aus,

daß eine Versöhnung einträte. Daß das schwierig sei, sah er ein. Als er nun von mir hörte, daß ich im Herbst 1872 zu meinem Freunde nach München reisen würde, sprach er mir den Wunsch aus, ich möchte eine Annäherung herbeizuführen trachten. Als wir nun einmal von der Theresienwiese nach der Stadt zurückkehrten, äußerte ich, es sei den Freunden allen so unangenehm, daß dieses Verhältnis sich nicht gebessert habe, es sollten sich doch Wege finden, dies zu erreichen. Darauf äußerte sich Böcklin, der die Sache durchschaute: ‚Hat er dir vielleicht einen Auftrag gegeben?' damit war der Faden statt angeknüpft, abgeschnitten. Hierbei mußte ich aber, entgegen verschiedenen, auch durch die Presse verbreiteten Gerüchten mit Bestimmtheit aussagen, daß Burckhardts Beurteilung der Leistungen Böcklins stets ebenso günstig war, wie zu der Zeit im Anfang der fünfziger Jahre, da er mir sagte: ‚Wartet nur, Euer Freund wird ein Meister ersten Ranges.' (Wir sprachen miteinander per Ihr.) Noch wenige Wochen vor seinem Tode hat Jakob Burckhardt gern und mit Bewunderung von Böcklin gesprochen."

Dies ist ein überaus wichtiges Zeugnis und erklärt die schroffe Ablehnung Burckhardts, als Böcklin in Florenz ihm entgegentrat. Der Baseler Kunstgelehrte war sich wohl in seinem Innern voll bewußt, alles getan zu haben, um eine Versöhnung herbeizuführen. Mehr als die guten Dienste vom besten Freunde in Anspruch zu nehmen, wie Burckhardt es getan hat, glaubte er nicht tun zu können. Er hatte damit wohl doch nicht richtig in der Seele Arnold Böcklins gelesen. Was er in Basel gegen ihn gewirkt, muß, wie wir aus dem Munde von Frau Angela erfahren haben, von furchtbarem Eindruck auf Böcklin gewesen sein, da er so schroff jede Versöhnung ablehnte. Die übereinstimmenden Zeugnisse aller Freunde und Bekannten charakterisieren Arnold Böcklin als eine im Grunde seines Herzens gütige Natur. Aufbrausend und eigenwillig und zähe festhaltend an dem Geiste seiner Kunst, aber lenksam wie ein Kind und weichen Herzens, wo es sich um Dinge des täglichen Lebens handelte. Es hatte, wie es scheint, beiden berühmten Baseler Kindern unter allen Freunden der richtige gefehlt, der mit vorsichtiger Beachtung ihrer Eigenart taktvoll den Konflikt zur Lösung geführt hätte.

Arnold Böcklin hatte in den Baseler Jahren ein sehr interessantes Porträt seines Freundes Fritz Burckhardt gemalt. Das kam so: eines Tages war der Baseler Schulmann bei seinem Freunde im Atelier, Böcklin sagte plötzlich, er hätte Lust, ein neues Bindemittel, ein Öl, zu probieren, ob Burckhardt ihm dazu sitzen wolle. Als er bejaht hatte, nahm Böcklin einen Rahmen, auf dem er den Kopf eines Römers skizzenhaft untermalt hatte, überstrich diesen und begann

die Arbeit, die er in zwei Sitzungen fertig machte. Während des Malens sagte er plötzlich: „Warum hast du eine schwarze Kravatte um, ich brauche doch hierzu eine rote."

Das Bild, das er viele Jahre in seinem Zimmer hängen hatte, hat er seinem Freunde bei einem späteren Besuch in Zürich geschenkt.

Über dieses Porträt sagt Arnold Salis in dem Baseler Jahrbuch: Ebenso bewunderte ich Böcklins Gedankenarbeit, als er mir ein Porträt von Professor Fritz Burckhardt zeigte. Der Kopf ist im Profil gegeben und sehr ähnlich. Den lebhaften Zug der Aufmerksamkeit, der für Fritz Burckhardt charakteristisch ist, hat Böcklin völlig getroffen. Der Maler deutete den Moment des Bildes treffend: „Er wird sogleich antworten." Darum habe er den Kopf im Profil gegeben, da er, von vorne gesehen, zu breit wäre und gerade diejenigen Züge hervortreten würden, die nicht so genau das Wesen des Originals bezeichneten. Die Art, wie Böcklin zu seinem Ziele kommt, ist bezeichnend. Er hieß Fritz Burckhardt hinstehen, und ihm das Profil zukehren, dann begann er, während er skizzierte, ein Gespräch über einen Gegenstand aus der Mechanik, der jenen interessieren mußte. Wenn Fritz Burckhardt aber in seine Aufmerksamkeit allzu sehr versunken war und dadurch einen harten Zug anzunehmen drohte, so lenkte Böcklin unmerklich auf ein anderes modifiziertes Thema über, das denjenigen Ausdruck beim Original wieder hervorrief, den der Maler wünschte und anfangs bereits hervorgelockt hatte. Er brauchte dabei ein treffendes Bild: „Es sei mit dem menschlichen Ausdruck des Gesichtes wie mit dem das Gestade bespülenden Meer; hier kehre zuweilen nach der siebenten anbrausenden Woge dieselbe Wogenform wieder, wenn dieselben Bedingungen der Wellenbewegung eintreten. So beim Menschen: ein gleicher Affekt des Gemütes, es braucht nicht dasselbe Thema ihn zu bewirken, äußert sich in derselben Formbildung der Züge."

In derselben Zeit malte Böcklin noch drei kleine Portäts für seinen Freund, die zwischen 1869 und 1870 entstanden. Zuerst das von Fritz Burckhardt und zwar als Weihnachtsgeschenk für seine Frau, der Arnold Böcklin stets freundschaftlich zugetan war. Das Atelier, in dem das Porträt, das Weihnachten 1869 unter dem Christbaum der Frau Professor Burckhardt stand, gemalt wurde, befand sich in der Malzgasse und gehörte dem Dekorationsmaler Thommer. Im Jahre darauf malte Böcklin hinter dem Rücken von Fritz Burckhardt das Porträt seiner Frau und schenkte es ihm zu Weihnachten. Im Sommer 1870 wurde der zehnjährige Sohn des Professor Burckhardt krank und starb nach wenigen Tagen. Die Eltern waren um so trostloser, als sie nur ein ganz kleines Bildchen von ihm hatten. Da malte

Das Poussintal (Rom). Tuschzeichnung von Carlo Böcklin.

Böcklin das verſtorbene Kind ganz aus dem Gedächtnis, nur ſchwach unterſtützt durch das kleine Bild und zwar mit einer ſo intenſiven Ähnlichkeit, daß die Eltern ſich nachmals das Kind nur nach dieſem Bilde vorzuſtellen vermochten.

Arnold Böcklin war nach dem Bruch mit Jakob Burckhardt, wie auch Frau Angela erzählt, ziemlich vereinſamt. Nur wenige Freunde waren ihm treu geblieben, er verkehrte meiſt im Leimſutt oder ſuchte eine einſame Kneipe in der Umgebung von Baſel auf. Gern machte er nach getaner Arbeit einen Spaziergang und häufig begleitete ihn Fritz Burckhardt, dem er ja von allen ſeinen Freunden das meiſte Vertrauen ſchenkte. Auch in finanzieller Beziehung ließ er ſich völlig von ihm beraten. In den ſechziger Jahren, als die Einnahmen begannen die Ausgaben zu überſteigen, dachte Böcklin daran, etwas zurückzulegen, aber eine eigentliche Sorge für die Zukunft plagte ihn nicht ſonderlich. Er und ſeine tapfere Gattin konnten ihre Bedürfniſſe in jeder Beziehung den Einnahmen anpaſſen. Weil nun Fritz Burckhardt das Vertrauen ſeines Freundes genoß, riet er ihm, ſich doch in eine Lebensverſicherung einzukaufen, wie es der Kupferſtecher Fritz Weber getan hatte.

„Was wäre das für ein Los, wenn du deiner zahlreichen und noch mittelloſen Familie wegſtirbſt," meinte Burckhardt.

„Das wäre Pech," war die Antwort Böcklins.

Trotzdem wurde die Lebensverſicherung abgeſchloſſen*) und Böcklin gab nun einen beſtimmten Teil von dem Gelde, das einging, Burckhardt zur Verwaltung. Bei der Überſiedelung nach München iſt das auf dieſe Weiſe geſparte Geld verausgabt worden.

Bei den vielen Spaziergängen nun, die Arnold Böcklin mit Fritz Burckhardt machte, wurde ſehr häufig die Lehre von der Farbe beſprochen. Beide Freunde faßten das vollkommen naturgemäß von verſchiedenen Seiten auf. Böcklin mehr pſychiſch-phyſiologiſch, vom Maleriſchen, vom Farbeneindruck im menſchlichen Gemüte; Burckhardt mehr vom Phyſikaliſchen, vom Weſen des Lichts und der Farbe. Beide mußten ſich natürlich auf dem Gebiet der Farbenempfindung und der Einwirkung einer Farbe auf die andere ſowie auf dem Gebiet der ſubjektiven Farbe begegnen.

Fritz Burckhardt erklärt: So gut nach Helmholtz Licht erſt Licht wird, wenn es ein ſehendes Auge trifft, ſo wird auch unter gleichen Umſtänden Farbe erſt Farbe. Dieſer paradox klingende Satz findet ſeine Begründung darin, daß dieſelbe Bewegung des Äthers, die im Auge die Empfindung des Lichtes hervorruft, auf der Haut als Wärme

*) Der Agent, der die Verſicherung beſorgte, hieß Peter.

empfunden wird, und daß ein Druck, der auf der Hand eine Taſtempfindung hervorruft, auf dem Auge eine Lichtempfindung veranlaßt. Die Wirkung einer Farbe auf die benachbarte kann von zwiefacher Art ſein, entweder, bei einiger Intenſität eine Überſtrahlung, ſo daß ſich eine teilweiſe Miſchung der Farben wahrnehmen läßt. Dieſe Miſchung wird verſtärkt durch die Beſchaffenheit des Auges, oder aber ein Kontraſt, die Forderung der Gegenfarbe, wodurch eine die andere hebt. Da Böcklin wußte, daß ſich Burckhardt wiederholt mit Unterſuchung Farbenblinder beſchäftigt hatte, gab auch dieſe ſo ſehr verbreitete Abnormität Gelegenheit zu Erörterungen, zumal viele Leute, denen die Kraft und die Stimmung Böcklinſcher Bilder ungewohnt und fremd war, glaubten ſich damit abgefunden zu haben, wenn ſie meinten, der Maler ſei farbenblind; vorſichtige Beobachter kamen eher zu dem Schluß, die meiſten Leute ſeien etwas zu farbenſtumpf, Böcklin aber farbenfroh, farbenreich, farbenkräftig. Übrigens hat Burckhardt ſich davon überzeugt, daß in der Feinheit der Farbenempfindung und des Unterſcheidungsvermögens ſolche Abſtufungen beſtehen, daß man eher zu dem Schluß kommt, jedes Auge habe ſeine eigene Skala. Fritz Burckhardt hat gefunden und iſt anderen Meinungen ſtets entgegengetreten, daß bei Böcklin das Charakteriſtiſche eine geſteigerte Farbenempfindung und Farbenunterſcheidung ſei. Man konnte das namentlich auch im Freien, nicht nur im Atelier beobachten. Hier war es geradezu wunderbar, was Böcklin alles ſah, Farbe und Form. Aber er ſah nicht nur alles, er behielt es auch im Gedächtnis und konnte es jederzeit reproduzieren, ſeien es farbige Schatten, klares Waſſer, Farbe des Himmels, Nähe und Ferne, alles haftete bei ihm und nicht weniger die Form alles Umgebenden, die Veräſtlung der Bäume und Sträucher, der Bau der Blätter nach Umriß und Aderung, der flatternde, ſchwebende Flug der Vögel, kurz alles prägte ſich ihm feſt ein.

Etwas ganz Ähnliches erzählt Waldecker im Hof von der Art, wie Böcklin das ergreifend ſchöne Porträt ſeiner Gattin mit ihrem Kinde in Florenz malte. Die Sitzung war außerordentlich legère. Frau Waldecker ging mit ihrem Kinde auf dem Arm im Atelier herum, der Maler desgleichen, plauderte mit ihr über alle möglichen Dinge, beobachtete ſie aber ſo ſcharf und durchdringend, daß ihm nichts entging. Typiſch dafür iſt ein kleiner gelber Fleck im Auge, den ſelbſt der Gatte nur in ganz ſeltenen Fällen und bei beſonders guter Beleuchtung bemerken konnte. Böcklin hatte dieſen Fleck als äußerſt charakteriſtiſch für dies Geſicht erkannt und auf dem Bild, das auf Kupfer gemalt iſt, zur Wirkung gebracht.

Im folgenden geben wir einige Briefe an und von Arnold Böcklin, die sich organisch an die Baseler Zeit angliedern.

Adolf Friedrich Graf von Schack an Arnold Böcklin:

Die ersten vier Briefe sind nach Rom gerichtet, von wo Böcklin am 2. September 1866 abreiste, die andern nach Basel.

Geehrtester Herr Böcklin!

Dem, in Ihrem eben erhaltenen Briefe mit ausgesprochenen Wunsche gemäß, sende ich Ihnen beifolgend einen Vorschuß von 250 fl. Die beiden fertigen Gemälde bitte ich mir zu senden, muß mir aber die Entschließung darüber, ob ich sie behalte, noch freilassen, bis ich sie gesehen habe. Nach der Vollendung schicken Sie mir dann auch das andere größere Bild!

Ihre „Villa am Meer" ist nach meinem Urtheil vorzüglich gelungen und findet allgemeinen Beifall. Auch die „altrömische Weinschenke" gefällt mir sehr gut.

München den 12. Dec. 1865.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

A. F. v. Schack.

Ich bitte mir den Empfang des Wechsels sogleich anzuzeigen.

Die „beiden fertigen" und das „größere Bild" werden von Schack abgelehnt. Um welche Werke es sich handelte, ist kaum festzustellen. Auf der Rückseite des Briefes findet sich eine Notiz von Arnold Böcklins Hand:

„Den 8ten Jan. 1866 beantwortet nebst Preisangabe.

Kopf:	250 fl
Faun:	350 fl
Abend im Herbst:	500 fl
	1050 fl—420 Scudi

Mit „Kopf" ist vielleicht der Kopf eines Römers, 63 in Rom gemalt, und mit dem Faun die Wiederholung von „Faun einer Amsel zupfeifend", 64/65 entstanden, gemeint. Was Böcklin als „Abend im Herbst" bezeichnet, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln.

Geehrtester Herr Böcklin!

Nachdem ich gestern Ihr Schreiben vom 27. März erhalten, sende ich Ihnen beifolgend weitere 500 Gulden, deren Empfang mir anzuzeigen ich bitte. — Da mir die „Götter Griechenlands" besonders für eine größere Ausführung geeignet scheinen, so

Casale Crescenza im Poussintal (Rom). Tuschzeichnung von Carlo Böcklin.

wünſche ich, daß Sie daß Format mindeſtens neun Fuß hoch wählen, ſollten Sie es aber gern noch größer machen wollen, ſo habe ich nichts dagegen. Ausdrücklich muß ich auch ausbedingen, daß ſie das Bild (auch bei der Untermalung) ganz in Ölfarben ausführen.

München den 4. März 1866.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener
A. F. v. Schack.

Schack hatte die erſte Faſſung der für ihn gemalten „Villa am Meer" nicht bezahlen wollen, weil ſie nicht in Öl gemalt war. Lenbach ſoll ihm abgeraten haben. Das Bild blieb längere Zeit bei Schack auf der Manſarde ſtehen. Er hat jedoch nachher, wie aus einem undatierten Zettel und dem Brief vom 29. September 1870 hervorgeht, fünfhundert Gulden dafür in Anrechnung gebracht.

München den 29. März 1866.

Geehrteſter Böcklin!

Ihre Zeichnung, „die Götter Griechenlands", welche ſich photographiert in der Prachtausgabe von Schillers Gedichten befindet, hat mir den Wunſch erregt, ſie als Ölgemälde ausgeführt zu beſitzen, und zwar in ziemlich beträchtlicher Größe, etwa 8 bis 9 Fuß hoch. Wenn Sie das Bild in dieſer Größe für mich malen wollen, ſo biete ich Ihnen für dasſelbe und die Amaryllis zuſammen die Summe von dreitauſend Gulden. Da ich indeſſen die Amaryllis nicht geſehen habe, auch garnichts Näheres über ſie gehört habe, ſo muß ich mir ausbedingen, daß ich ſie, wenn ſie mir mißfällt, nicht zu behalten brauche und in dieſem Falle für die „Götter Griechenlands" allein zweitauſend Gulden zahle. Sobald Sie mir ſchreiben, daß Sie auf dieſen Vorſchlag eingehen, werde ich Ihnen einen weiteren Vorſchuß ſchicken. Sie werden dann zuerſt die Amaryllis vollenden und mir zuſenden, und hierauf „die Götter Griechenlands" beginnen, welche wie ich hoffe Ihr ſchönſtes Gemälde werden ſollen. Ich wünſche, daß Sie ſich im Weſentlichen genau an die Zeichnung halten, wenn Sie dieſelbe nicht mehr haben und es für nötig halten, werde ich ſuchen, Ihnen die Photographie zu ſchicken.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter
A. F. v. Schack.

Geehrteſter H. Böcklin!

Indem ich Ihnen, Ihrem Wunſche gemäß, beifolgend einen Wechſel auf tauſend Gulden ſende, bitte ich, mir den Empfang gefälligſt anzuzeigen. Ihre Amaryllis gefällt mir ungemein, und ich hoffe, daß die Götter Griechenlands, die Sie wohl erſt in Baſel vollenden, derſelben nicht nachſtehen werden.

München den 20. Aug. 1866.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener
A. F. v. Schack.

Aus dieſem Schreiben geht hervor, daß Böcklin die „Götter Griechenlands“ ſchon in Rom begonnen hatte. Wahrſcheinlich iſt aber, daß er Schack nur ſchrieb, er habe das Bild begonnen, daß es aber bei der Abſicht blieb. Frau Angela kennt ein ſolches Bild überhaupt nicht. Die Zeichnung dazu war ſchon 1859 entſtanden. Das Bild iſt jedoch, wie es ſcheint, nie begonnen worden, oder der Meiſter hat es untermalt und dann wieder abgewaſchen, was er gelegentlich tat. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß Schacks Vorſchrift, das Gemälde auch in der Untermalung in Öl auszuführen, Böcklin, der Tempera bevorzugte, die ganze Arbeit verleidet hat.

Verehrteſter Herr Böcklin!

In der Hoffnung, daß es Ihnen angenehm ſein werde, dieſelben zu beſitzen, ſende ich Ihnen beifolgend zwei Photographien nach Ihren Gemälden „Villa am Meer“ und „Amaryllis. Ich habe nämlich nach einigen der intereſſanteſten Bilder meiner Sammlung Photographien aufnehmen laſſen, um dieſelben als Geſchenke an meine Freunde zu vertheilen. Im Handel ſind ſie natürlich nicht zu haben. Zugleich lege ich einen Catalog meiner Gallerie bei.

Sie werden ſehen, daß in dieſem Verzeichnis unter Nr. 109 ſchon Ihr Gemälde „Die Quelle des Frühlings“ angeführt iſt. Da ich dieſes Gemälde ſchon ſeit dem Herbſte erwartet habe und Frau v. Bülow es bereits im Auguſt vorigen Jahres faſt vollendet bei Ihnen geſehen hat, ſo wundert es mich, daß es noch immer nicht bei mir angelangt iſt. Ich bitte Sie daher, mir gütigſt ſagen zu wollen, wann ich der Ankunft dieſes Bildes entgegenſehen darf.

In der geſtrigen Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung iſt mit hoher Anerkennung von Ihren, in meiner Gallerie befindlichen Gemälden die Rede.

München den 17. Febr. 1869.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenſter
A. F. v. Schack.

Auf Veranlaſſung des Malers Ludwig in Rom, der mir ſchrieb, Herr Böcklin ſei dadurch, daß er die „Villa am Meer“ zweimal habe malen müſſen, in bedrängte Lage geraten, entſchloß ich mich, eine weitere Beſtellung im Betrage von 3000 Gulden bei ihm zu machen. Herr Böcklin nahm dieſe Beſtellung an und machte ſich anheiſchig, die Amaryllis für 1000 fl., die Götter Griechenlands für 2000 fl. zu malen. Der Preis für letzteres Bild wurde ſo hoch von mir angeſetzt, weil ich die Entſchädigung für die doppelt gemalte Villa darin einbegriff. Nachdem ich die Amaryllis erhalten, bezahlte ich ſie mit 1000 fl. und machte ſodann Herrn Böcklin im Auguſt 1866 einen Vorſchuß von 1000 Gulden, welche Vorauszahlung ausdrücklich für das zu malende Bild „Die Götter Griechenlands“ gemacht und angenommen ward. Von einem früheren Vorſchuß von 500 fl. ſind auch noch 100 fl. übrig, indem ich dafür nur die „altrömiſche Vigne“ im Werth von 400 fl. erhalten habe. Herr Böcklin hat alſo für die Götter Griechenlands, welche Beſtellung er ausdrücklich angenommen hat, 1000 Gulden Vorausbezahlung erhalten und ich erwarte, daß er dies Bild demnächſt vollende.

Dieſe Erklärung iſt auf ein kleines Quartblatt geſchrieben, ohne Anrede und ohne Unterſchrift, aber unleugbar von der Hand des Grafen Schack, und dürfte vor dem September 1870 abgegeben ſein, da Schack in dem folgenden Briefe vom 29. September 1870 ſchon nicht mehr mit den „Göttern Griechenlands“ rechnet, während er hier noch energiſch ihre Vollendung verlangt.

Geehrter Herr Böcklin!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erſt jetzt den Empfang Ihres Gemäldes anzeige, aber ich war bei deſſen Ankunft nicht hier. Dasſelbe iſt ſehr gelungen und ich danke Ihnen für die ſorgfältige Ausführung der ſchönen landſchaftlichen Compoſition.

Die „Quelle des Frühlings“ ſende ich nun unter Ihrer Adreſſe nach Baſel zurück. Ich hatte Ihnen als Vorauszahlung für die „Götter Griechenlands“ zuerſt 1000 Gulden, dann nochmals 500 Gulden geſchickt und ferner für die „altrömiſche Vigne“ 100 Gulden mehr, als deren Preis war, was im Ganzen 1600 Gulden ausmacht. Zwar kann die viel kleinere Landſchaft „der Gang nach Emaus“ nicht als Äquivalent für „die Götter Griechenlands“ oder „die Quelle des Frühlings“ gelten, doch nehme ich ſie für die genannte Summe an; ſie iſt demnach, indem ich 500 Gulden

für das erſte Exemplar der Villa am Meer abrechne, mit 1100 Gulden bezahlt und unſere ganze Rechnung hiermit abgeſchloſſen.

München den 29. Sept. 1870.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter
A. F. v. Schack.

Verehrter Herr Böcklin!

Die Totalſumme, welche Sie für Ihre Gemälde verlangten, beträgt 3300 fl., nämlich

Landſchaft mit Furien	1500 fl.
Felſenlandſchaft	1000 fl.
Frühlingslandſchaft	800 fl.
	3300 fl.

Auf dieſe Summe von 3300 Gulden ſende ich Ihnen beifolgend einen Wechſel, welchen die Baſeler Handelsbank ſofort auszahlen wird. Wie mir der Banquier ſagt, iſt dieſe Art der Zahlung für Sie vorteilhafter, als wenn Sie bayriſche Banknoten umwechſeln müßten.

Ich freue mich, Sie bald hier zu ſehen.

München, den 8. Mai 1871.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter
A. F. v. Schack.

Ich bitte mir den Empfang des Geldes anzuzeigen.

Frau Angela hatte die Abreiſe von Baſel nach München in den Anfang des April 1871 verlegt. Sie ſcheint ſich hier in der Zeit zu irren, denn das Geld, das der Familie erſt die Ueberſiedelung ermöglichte, iſt das in dieſem Brief erwähnte. Außerdem beſitzen wir ein Telegramm von Lenbach: „Baſel von München No. 855 aufgegeben am 9. VI. 1871 um 4 Uhr, angekommen um 4 Uhr 40 Minuten:

Profeſſor Arola Bocklen, Maler Bale

Wohnung briennerſtraße 1ten Stock wäre gleich zu haben 5 Zimmer 3 Kammern 500 fl. Lenbach."

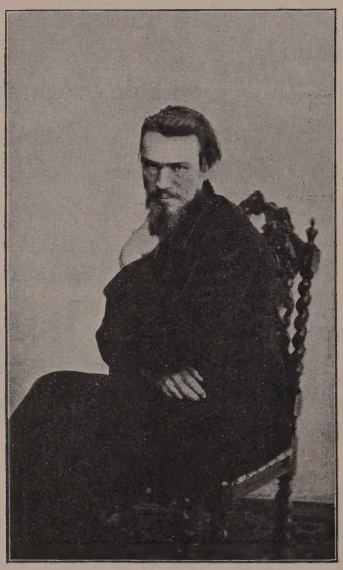
Die Reiſe nach München kann alſo früheſtens Mitte Juni erfolgt ſein.

Franz Lenbach an Arnold Böcklin:

München am 26. 8. 66.

Lieber Hr. Böcklin!

Im Auftrag des Bar. Schack ſoll ich Sie aufmerkſam machen, daß für Sie ein Wechſel bei Kolb liegen wird, (vielleicht haben Sie denſelben ſchon empfangen), und außerdem muß ich Ihnen mitteilen daß der Photograph Hanfſtängl die Gallerie Schack in Photographien herausgeben will, wozu Schack ihm die Erlaubnis ertheilt hat. Er hat ſchon einige Proben gemacht und damit bewieſen, daß er gut photographieren kann. Dieſer Hanfſtängl erſucht Sie, Sie möchten ſo freundlich ſein und ihm das photographiſche Vervielfältigungsrecht übertragen (womöglich über die Villa am Meer, über den Hirten, den paniſchen Schrecken, die ſich am meiſten dazu eignen) Hanfſtängl wird auch Ihnen 25 Proz. ſeiner Einnahme für jedes verkaufte Blatt zuſichern. Haben Sie keine Abneigung dagegen, ſo wird Hanfſtängl ſelbſt das Nähere Ihnen ſchreiben. —



Franz Lenbach.

Schack iſt auf 5 Wochen in ſeine Heimath, geſtern abgereiſt. Morgen gehe ich auf 2 Tage, da wir herrliches Wetter jetzt haben nach Tölz, wo ich die Heuchlerbande nebſt Heyſe finden werde.

Meinen Brief von voriger Woche werden Sie unterdeß erhalten haben. Schließlich wünſch ich Ihnen und Ihrer lieben Familie die glücklichſte Reiſe. Schreiben Sie mir doch recht bald. —

Mit herzlichem Gruß Ihnen u. Ihrer Frau Gemahlin

Ihr treu erg. Lenbach.

Werden Sie Florenz ſehen? verſäumen Sie es nicht, womöglich. Grüße v. Heyſe, Piloty, Volz*), Stephan.

München am 14. 1. 67.

Lieber Hr. Böcklin!

Ihr Brief kam ein wenig zu ſpät was die Ausſtellungsangelegenheit betrifft. Es wurde nemlich beſchloſſen, daß die

*) Volz war Tiermaler, der meiſt kleine Bilder malte, die er leicht und gut verkaufte. Er ſtarb als ſehr reicher Mann.

Bilder aus der Schackgallerie in Paris zuſammen ausgeſtellt werden und das hieſige Comité beſorgt für die auserwählten Bilder die Kiſten u. Transportkoſten (hin u. zurück) und übernimmt auch die Garantie. Zu Ihrer Villa „2“ und dem „Hirten“ ſind die Kiſten ſchon beſtellt und den Eremiten werden Sie auf ihren Wunſch mit Vergnügen auch beſorgen. Hr. v. Schack wird heute noch darüber mit Piloty (dem Vorſtande des Ausſtellungscomittes) ſprechen. Im Fall Sie nicht einverſtanden wären, daß Ihre Bilder unter den „Deutſchen“ figurieren ſollen, ſchreiben Sie mir umgehend, vielleicht wäre es noch rückgängig zu machen. —

Ich glaube, ich habe es noch nicht mitgetheilt, was Sie vielleicht intereſſiert. Nemlich ein Bindemittelrezept für Temperamal(erei), welches ich ausgezeichnet finde. 2 Theile Tragant, 1 Theil Hauſenblaſe u. 1 Theil Kirſchharz zuſammengekocht u. wenn man ſolange der Leim noch warm iſt, etwas Weingeiſt hinzuſetzt, ſo fault dieſes Bindemittel nie, und erhält ſich auch recht angenehm flüſſig. Ich male jetzt ſchon beinah' ein Jahr auf dieſe Art. — Doch iſt dergleichen Ihnen zu ſchreiben wahrſcheinlich überflüſſig, Sie haben darin gewiß ſelbſt die beſten Erfahrungen gemacht.

Sehen wir uns vielleicht in Paris? Ich gehe wahrſcheinlich im April hin, u. bleibe wahrſcheinlich bis zum Winter dorten. Mit herzlichem Gruß, Ihnen und Ihrer lieben Familie

Ihr treu ergebener Lenbach.

Hr. v. Schack läßt Sie grüßen, er hat ſich recht gefreut, daß Sie an dem Bilde, welches für denſelben beſtimmt iſt arbeiten.

München am 23. 1. 67.

Lieber Böcklin!

Meine Bemühungen waren umſonſt, die Sache iſt nicht mehr rückgängig zu machen, das hieſige Comite hat die Villa 2 und den „Hirten“ auch ſchon im Catalog, und die Kiſten dazu ſind von demſelben ſchon vor längerer Zeit beſtellt worden. Außerdem beſteht Hr. v. Schack darauf, daß die Bilder aus ſeiner Gallerie beiſammen bleiben. Auf meine, reſp. Ihre Veranlaſſung iſt nun auch der Einſiedler vom Ausſtellungscomité übernommen worden. — Für gute Plätze verſprechen die Leute zu ſorgen, und ſo haben Sie wenigſtens den einen Vortheil, daß Sie jeder weiteren Sorge enthoben ſind. —

Mit herzlichem Gruß Ihnen und Ihrer lieben Familie

Ihr treu ergebener Lenbach.

Viele Grüße von Hagn, Herrn v. Schack u. Piloty.

Arnold Böcklin:

Mutter und Kind.

Mit Genehmigung der Firma Fritz Gurlitt, Berlin.

München 18t Juni 67.

Lieber Böcklin!

Ich habe Ihnen recht erfreuliche Mittheilungen zu machen: Nachdem inzwiſchen Ihr Bild in der Sch'ſchen Gallerie ausgeſtellt war u. viel geſehen u. großentheils herunterkritiſiert wurde, beſteht Schack darauf dasſelbe nicht anzunehmen. Bei der gänzlichen Neuheit der Kunſtanſchauung die darin ausgeſprochen, iſt es kein Wunder, daß dieſes intereſſante Bild auf große Opoſition ſtößt. Hauptſächlich Laien überſehen das viele Schöne u. finden die Farbenzuſammenſtellung grell, die Compoſition für die aufgabe zu wenig ſtylvoll, die ganze Geſellſchaft die darauf vorkommt zu nahe auf den Leib gerückt, als humoriſtiſches Bild betrachtet zu pretenſiös u. ſ. w. die lächelnde „Quelle" griſettenartig. — — —

Nachdem ich Schack das ſchöne u. geniale was auch in dieſem Bilde zu finden iſt expliziert hatte, auch daß Sie ja nichts dafür können, wenn das Bild vielleicht mehr in ein Sommerhaus als in ſeine Gallerie paßt ſagte er mir einfach: ich möchte Ihnen ſchreiben in welcher Weiſe Sie dieſe „Quelle" anderweitig verwerthen wollen, u. Sie zu fragen was er zu erwarten hat.

Ob Sie dem Sch. ein anderes Bild was Sie vielleicht ſchon haben ſchicken, ob Sie ihm ein neues Bild malen, oder ihm die 1100 fl zurückgeben wollen. Falls Sie das Bild in die kommende Ausſtellung geben wollen, (ſie wird erſt am 1ten Auguſt eröffnet werden) iſt ein Rahmen nöthig, ſoll ich einen beſorgen? Ich hoffe daß Ihrem Bild dann eine mehr günſtige Beurtheilung zu Theil wird.

Für einen günſtigen Platz würde ich ſchon ſorgen.

Dieſen Brief zu ſchreiben iſt mir recht ſauer geworden, und ich hoffe Sie kommen zu unſerer großen internationalen Ausſtellung ſelbſt hierher, ſo könnten wir doch ſprechen.

Mit herzlichem Gruß Ihnen Ihrer Frau u. dem Arnold u. Clara

Ihr alter Lenbach.

Madrid 27t Nov. 67.

Theuerſter Freund!

Nachdem ich ſchon über 2 Monate hier ſo ziemlich einſam lebe, drängt es mich Ihnen zu ſchreiben — weniger um von mir Lebenszeichen u. Nachricht zu geben, als durch dieſen Brief, der am Schluß meine Adreſſe enthalten wird, in der Hoffnung leben zu können, von Ihnen u. Ihrer lieben Familie zu hören, zu erfahren wie es Ihnen geht.

Nach kurzem Aufenthalt in Paris wo ich mir den großen Jahrmarkt nochmal anſah, trafen wir hier gegen Ende Sept. mit den herrlichſten Eindrücken der Landſchaft van Biaritz bis zum Anfang der merkwürdigen Wüſte (die in Avila anfängt) in deren Mitte Madrid liegt, hier ein. Nachdem ich nun alles, was hier vorkommt, wenigſtens ſo von weitem kennen gelernt habe, ſah ich ſchon, daß es mir ſehr ſchwer werden wird, abermals abzureiſen. Die ſchönſte Menſchenraſſe, die ich bisher geſehen habe, ein durchaus ſüdliches Leben u. Treiben und vor allem das überreiche Muſeum machen jeden Tag zum Feſttag. Es iſt auch hier zu Lande mehr noch als in Italien, ein kräftiger Geſchmack; in den Coſtümen der Menſchen u. Thiere, als auch in der Architektur zu finden, — die Frauen und ſelbſt die Männer riskieren noch wirklichen Geſchmack. Da ich hier wenig zu reden habe, arbeite ich deſto mehr u. ich merke daß ein ſo abgelegener Winkel wie Madrid der rechte Platz iſt, um mich von allem Wuſt, den ich nach und nach in den Kopf bekomme, zu reinigen u. mich künſtleriſch ein wenig abzurunden. Ich mache mir von den wirkſamſten Bildern Skizzen, arbeite auch nach der Natur und trachte für die Zukunft ſo unabhängig, als möglich zu werden. Vom Tizian ſind einige über alle Maßen ſchöne Bilder hier: Eine Venus unter anderen, an derem Bett ein junger Mann Orgel ſpielt, von einer wunderbaren Hauptform und einem Reichthum der ganz unerſchöpflich iſt. Meine Zeichnung nebenan giebt freilich keinen Begriff. — Das hieſige Muſeum iſt ſchon das reichſte von allen, aber auch wie überall miſerabel eingerichtet. Tizian, Rubens, Synderes (über 40 Thierbilder von ihm) intereſſieren mich am meiſten, wenn man aber von den Spaniern (Velasquez, Murillo) beſonders eine geringere Meynung bekommen will, ſo iſt Madrid der rechte Platz. In Toledo war ich vor kurzem. Eine intereſſantere Stadt giebt es wohl kaum. Stiergefechte ſind noch ſehr im Schwung. Eines ſah ich mit Entſetzen an. — Herrliche Köpfe bekomme ich ins Atelier. Ich male gerade einen verbannten General Bosco, der einſtmals die neapolitaniſche Armée gegen die Piemontesen mit viel Pech commandirte. — Es iſt hier gerade doppelt ſo theuer zu exiſtieren, wie ſonſt überall, deshalb werde ich wohl ſchon Juni zurück nach Deutſchland gehen. Bis gegen April bleiben wir, ich und mein junger Leidensgefährte, in Madrid, dann nach u. nach über Sevilla u. Granada über die Grenze.

Mit der Bitte um Nachrichten und den herzlichſten Gruß Ihnen und Ihrer lieben Familie bleibe ich

Ihr treuergebener Lenbach.

Carrera san Geronimo 29.
Casa Nadela.
Bitte ja auch unfrankiert, es ist am sichersten. — — —

München 10/3. 69.

Liebster Böcklin!

Nachdem bei Heyse heute den ganzen Abend gejammert wurde, daß man garnichts mehr von Ihnen erfährt, nachdem ich vergeblich auch auf meinen letzten Brief, auch nur eine Zeile von Ihnen erwartet habe, drängt es mich heute wieder ganz besonders zu schreiben. Vielleicht denken Sie doch noch dann und wann an uns u. so möchte ich Sie bitten entweder an mich oder Heyse oder Wilbrandt oder an Kugler, einige Lebenszeichen zukommen zu lassen. Wie geht es Ihnen, Ihrer Frau u. den Kleinen? Die Clara und Arnold sind wohl schon fast erwachsen? Uns vieren geht es im Ganzen recht leidlich, Kugler befindet sich körperlich viel wohler, auch Wilbrandt ist jetzt ziemlich gesund, und äußerst produktiv: es werden an verschiedenen Theatern seine letzten Stücke mit viel Erfolg aufgeführt. Begas schrieb mir neulich, daß ein Hr. Dr. Strußberg, ein Berlinermillionär ein Bild von Ihnen wünscht; u. daß er hofft daß Sie darauf eingehen. Schack war neulich bei mir und erzählte, wie er Photographien an Sie geschickt hätte, u. wie er sich erkundigt hätte wie es Ihnen geht, und wie noch keine Antwort gekommen wäre.

Auch lamentiert er, daß er nun garnicht wüßte, wie es mit seinem Bilde stände. Schreiben Sie doch ihm einiges zur Beruhigung. Werden Sie zur großen Ausstellung, die im Juli hier beginnt, etwas schicken. Eine Einladung dazu habe ich bereit, aber Sie werden ohnehin schon eine bekommen haben.

Mit herzlichem Gruß Ihnen Ihrer Frau u. den Kindern

Ihr treuer Lenbach
Augustenstraße 10.

Viele Grüße von Heyse, Frau Kugler, Hans, Wilbrandt, Hagn u. Joneoffsky.

München am 21. Juli.

Lieber Böcklin!

Ihr Bild hängt vorläufig mit einer nicht gar zu schmalen Goldleiste versehen in der Ausstellung. Ein eigentlicher Rahmen scheint mir neben der ungeheuren Masse von Bildern u. Gold-

rahmen überflüſſig zu ſein. Wenn Sie jedoch wünſchen, kann ich einen beſtellen, bitte nur zu ſchreiben wie ohngefähr. —

Die Ausſtellung iſt ſehr vielſeitig von Gautier (ich weiß nicht wie mans ſchreibt) Ricard, de la Croix, Ingres, Curbet, ſind auch Bilder da, im ganzen über 500 aus Paris. Die Ausſtellung alter Bilder im Kunſtausſtellungsgebäude (dieſe dauert nur 2, die internationale 3 Monate) iſt in hohem Grade intereſſant, Holbein mit der Familie Mayer, Dürer mit ſeinem Holzſchuer ſind gut vertreten auch Ruisdal Rembrandt etc.

Wilbrandt iſt ziemlich wohl Kugler in Bad Liebenſtein, u. Heyſe im Gebirg.

Hoffentlich werden Sie recht bald hierher kommen, kommen Sie doch mit Frau, ich werde mit Vergnügen eine Wohnung beſorgen. Bitte ſchreiben Sie mir recht bald darüber.

Begas kommt auch.

Mit herzlichem Gruß Ihnen u. Ihrer Frau Gemahlin Clara Arnold

Ihr alter Lenbach.

Brief iſt undatiert, dürfte aber aus dem Jahre 1869 ſtammen. In Kopfs Erinnerungen S. 374 ſteht, daß er (Kopf) im Auguſt die Ausſtellung im Glaspalaſt zu München beſucht. Er ſchreibt: „Das Bild ‚Der Frühling' von Böcklin will mir dünn und leer erſcheinen, — Graf Schack hat es nicht angenommen . . . . . Lenbach gefiel mir am beſten, beſſer als alle übrigen die Franzoſen Gautier, Col und andere . . . . . Das vom Grafen Schack damals zurückgewieſene Bild ‚Der Frühling' von Böcklin habe ich ſpäter von dieſem ſelbſt erworben; nachdem er den Himmel heller übermalt hatte, war es viel wirkungsvoller geworden. Es iſt eine klaſſiſche Arbeit aus Böcklins beſter Zeit. Es befindet ſich jetzt in der modernen Galerie in Dresden." — ‚Der Frühling' iſt dasſelbe Bild, das Lenbach im folgenden Brief als die „Quelle" bezeichnet.

M. 30. Okt.

Lieber Böcklin!

Mit großem Bedauern las ich Ihren Brief, ich freute mich ſchon ſo auf Ihre Hierherkunft. Begas war hier, (er befindet ſich dieſen Winter in Rom), wir ſprachen falls das Thema auf Kunſt u. wirkliches Talent kam, faſt nur von Ihnen, er war nur darüber ſehr verdrießlich, daß Sie ihm auf ſeinen letzten Brief keine Antwort gaben. — Ihre Bilder haben dieſen Sommer, da auch die Schackgallerie ſehr beſucht war, gehörig von ſich ſprechen machen, u. mich wundert ſehr daß die Baſeler Ochſen nur auf

das vielfach nachtheilige was über die „Quelle“ gesagt wurde hingehört haben. Übrigens finden sich auch viele Verehrer von diesem Ihrem letzten Bild, dazu gehört z. B. Schwind. Bis jetzt scheint es noch nicht verkauft zu sein. Bleibt es bei letzterem Fall was soll damit geschehen? Morgen wird die Ausstellung geschlossen. Bitte schreiben Sie mir gleich darüber. Ihre Bilder bei Schack werden von allen Verständigen, mit für das echteste u. schönste gehalten was unser Jahrhundert zu Wege gebracht hat, diese Ansicht wird sich immer mehr Bahn brechen, davon bin ich überzeugt. Schack kann sehr zufrieden sein mit Ihnen, selbst wenn Sie ihm nichts mehr weiter geben. Er hat ohnehin beinah' alle Ihre Bilder geschenkt bekommen. Übrigens so taktlos Schack sein kann, u. Ihnen gegenüber oft war, er bleibt doch sehr begeistert für die meisten Ihrer Bilder, es thut mir so leid wenn Ihre Baseler Feinde Vortheile von dem vielen Geschwätz über die „Faune“ gezogen haben u. Ihnen wirklichen Schaden machen.

Sie werden sicher durch die Bilder die Sie noch malen werden zeigen, daß Sie noch der Alte sind! Hoffentlich wird Ihre Frau wieder recht wohl sein, bitte mich zu empfehlen die Clara u. Arnold recht herzlich zu grüßen.

Ihr
ergebener Lenbach

Ich war auf einige Wochen wieder in Norditalien.

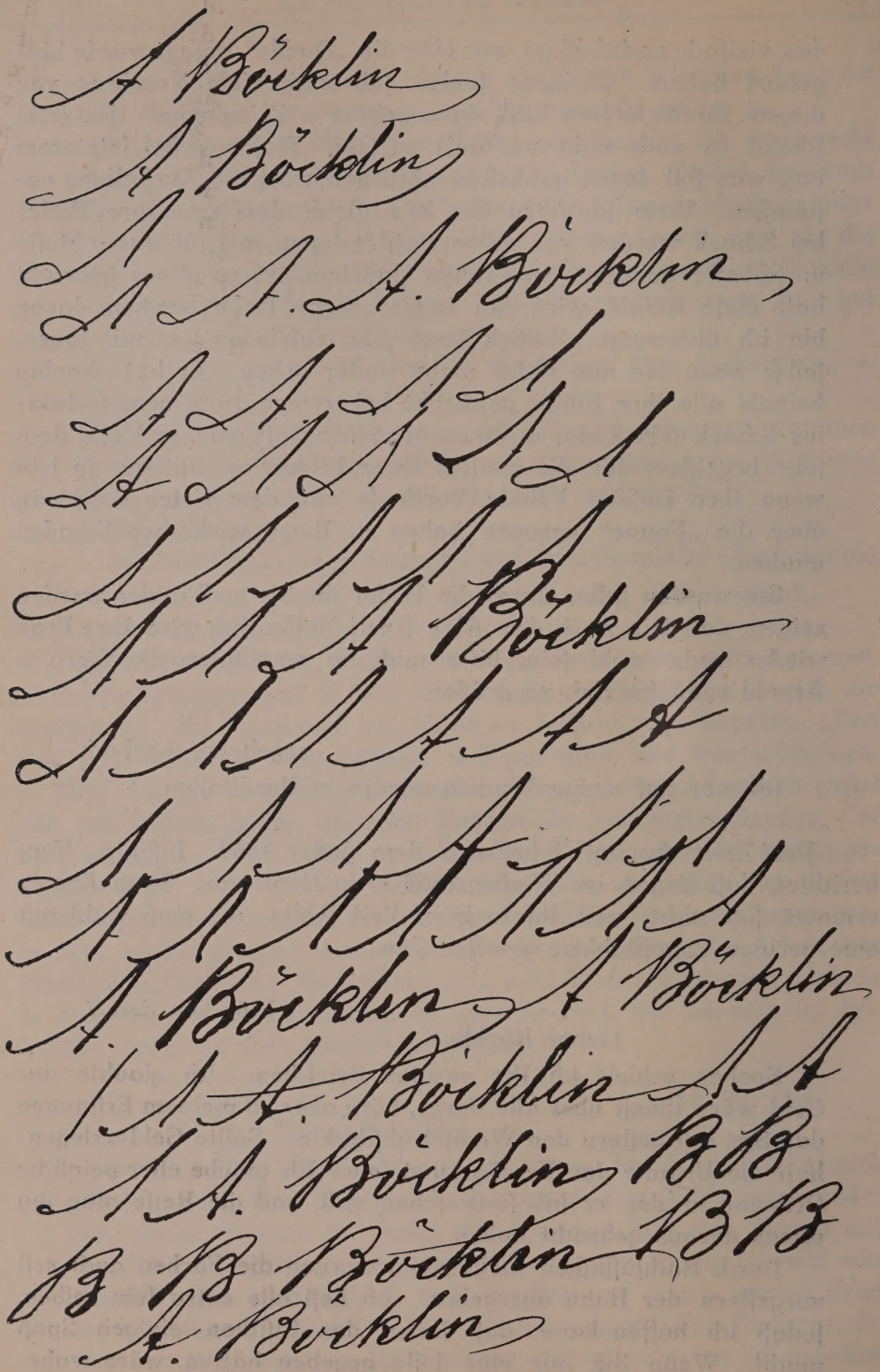
Der Brief stammt sicher aus dem Jahre 1869. Josef v. Kopf berichtet, daß Begas im Winter 1869/70 in Rom war. Frau Angela erinnert sich nicht, was ihr in jener Zeit fehlte. Es muß wohl nur eine geringe Unpäßlichkeit gewesen sein.

München den 7.

Lieber Böcklin!

Soeben erhielt ich Ihr zweites Briefchen. Ich glaubte das Geld wäre längst über alle Berge, höre aber zu meinem Erstaunen daß Sch. erst gestern den Wechsel abschickte. Sollte Geldverlegenheit die Ursache der Verzögerung sein? Ich glaube eher peinliche Ordnung in der er sich stets sehen will, und die Reise mag ihn etwas daraus gebracht haben.

Durch Nachlässigkeit meinerseits wurden die Farben auch erst vorgestern der Bahn übergeben. Ich ließ alle extra fein reiben, sodaß ich hoffen kann, daß Ihnen das Kistchen einigen Spaß macht. Wenn Sie mir eine Liste gegeben hätten, wäre wahr-



Übungen für Namensunterschriften Arnold Böcklins.

ſcheinlich Ihnen mehr gedient geweſen. Von Ultramarin Aſche nahm ich ein ganzes Loth um die 25 ℔ voll zu machen.

Kugler conſultiert eben in Tübingen einen Arzt. Heyſe iſt auf 14 Tage nach dem Main zur Auffriſchung gereiſt. Wilbrandt iſt ſo weit ſchon geneſen, daß er ein Luſtſpiel nach dem anderen fabriciert.

Letzterer, Frau Kugler, Schack u. Hagn ſchicken Ihnen u. Ihrer Frau viele Grüße.

In der Hoffnung daß ſich Ihre Frau Gemahlin erholt und ſich des bischen Lebens wieder erfreut empfiehlt ſich u. grüßt Sie herzlich

Ihr Lenbach.

Seit meinem Hierſein bin ich nicht recht wohl, es iſt die häßliche Race u. die ſcheußlichen Straßen, nicht allein die Urſache, wie Sie vielleicht vermuthen.

Die Bemerkung wegen der Geſundheit Frau Angelas deutet darauf hin, daß auch dieſer Brief 1869 geſchrieben iſt. Desgleichen die Bemerkung über die Farbenſendung: extra fein reiben, jedenfalls in Staub. Böcklin gebrauchte die Farben wohl zu ſeinen Treppenhausfresken in Baſel, die Anfang 1870 vollendet waren.

München 25. Apr.

Lieber Böcklin!

War wieder 2 Monate in Wien, bekam Ihren Brief leider viel zu ſpät. Schack iſt ſehr geſpannt auf Ihre Bilder (noch iſt nichts angekommen) ſie müſſen doch endlich ankommen!

Ich freue mich ſehr auf Ihr Hierherkommen, wenn ich Ihnen für irgendwas ſorgen kann, kennen Sie Ihren alten Freund.

Mit herzlichem Gruß Ihnen Ihrer Frau Gemahlin u. Clara u. Arnold.

Ihr Lenbach
Louiſenſtraße 17.

(Nächſtens müſſen Sie Bilder nach Wien ſchicken.)

Die Datierung iſt unleſerlich, es kann April oder Auguſt heißen. Wenn der Brief aus dem April ſtammt, iſt er wohl ins Jahr 1871 zu ſetzen.

Lieber Freund!

Anliegend die 1000 Gulden v. Frau v. Löwenthal, kommen Sie womöglich vor dem 10. (pr. Luftmaſchine) mit den anderen Bildern.

Am 10. muß ich auf 3 Tage nach Oeſt.
Mit 1000 Grüßen Ihnen u. Frau

Ihr Lenbach.

Wohnung: p. A. Graf Hoyos Colowratring No. 5. 2 Stiegen.
hier: Gaſthöfe: Erzherzog Carl, Hôtel Muntſch, 77.

Der Brief dürfte aus dem Jahre 1873 ſtammen. Lenbach ſchreibt aus Wien und ſpricht von anderen Bildern, die Böcklin ſchicken ſoll. Nun hat Böcklin 1872/73 an einem großen Bild für die Wiener Weltausſtellung gemalt. Es war dort auch ausgeſtellt der Basler „Kentaurenkampf“ und die Berliner „Pieta“.

Reinhold Begas an Arnold Böcklin.

Berlin d. 5t. Feb. 69.

Lieber Böcklin!

Ich freue mich ſehr Dir mittheilen zu können, daß der Dr. Strousberg der eine recht gute Gallerie beſitzt von Dir ein Bild haben will, ich habe drauf gedrungen daß er Dir ſelbſt es ſchriftlich zu erkennen giebt da ich von früher Deine Zweifel gegen ihn kannte. Du wirſt aus ſeinem Briefe ſehen was er ungefähr will und ich bitte Dich mir Deine Abſichten möglichſt bald wiſſen zu laſſen, für den Fall daß Du nicht noch Groll gegen mich im Herzen trägſt wie ich von Lenbach erfahren habe und an dem ich, ſei verſichert nicht Schuld habe. Vorläufig kann ich nur das ſagen, daß ich ein unwandelbares Freundſchaftsgefühl gegen Dich bewahrt habe und auch ſchwerlich jemand im Stande ſein wird, Dich bei mir herabzuſetzen. Mit großem Bedauern habe ich den Verluſt Deiner reizenden Lucia erfahren, aber auch ich habe in den letzten Wochen den Verluſt eines lieben Kindes mit meiner armen Frau zu beklagen gehabt. Indem ich mich Deiner Frau beſtens empfehle bleibe ich in treuer Freundſchaft

Dein

Reinhold Begas
Schöneberger Ufer No. 18.

Ps. Sei nicht zu ängſtlich mit der Forderung. Strousberg iſt jetzt ſehr vermögend und zahlt anſtändig und prompt.

Dr. Strousberg
Berlin.
Jäger=Straße No. 22.

Berlin d. 5. Februar 1869.

Lieber Herr Profeſſor!

Wie Sie wiſſen, habe ich es ſtets bedauert, vor acht oder zehn Jahren nicht das von dem Herrn Profeſſor Bechlin damals ausgeſtellte Bild „Raub an der italieniſchen Küſte“ gekauft zu haben. Ich kann mir zwar darüber keinen Vorwurf machen, weil meine Vermögensverhältniſſe es damals nicht geſtatteten, habe aber den Wunſch, dieſes oder etwas Ähnliches, wie es der Herr Profeſſor mit Rückſicht darauf, daß ein Maler nicht blos copiren ſoll, ausführen würde, zu beſitzen, und wenn Sie denſelben daher vermögen könnten, mir ein ſolches Bild zu malen, ſo kann er es mir ſchicken; ich werde ihm dafür zahlen, was er überhaupt für Bilder der Art fordert.

Hochachtungsvoll

Dr. Strousberg.

Herrn Profeſſor Begas
Hier.

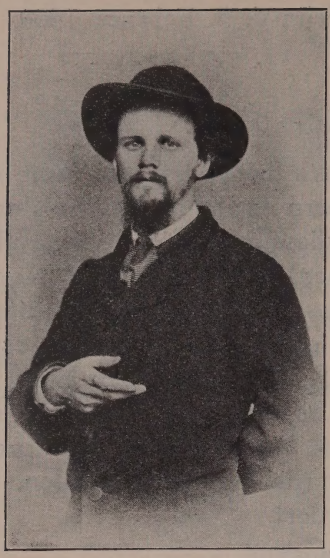
Hans Kugler an Arnold Böcklin.

München 10./5.

Lieber Herr Böcklin!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen ganz kurzen Brief ſchreibe, ein Lebenszeichen, ein Begleitſchreiben inliegenden Lieutenants, denn wenn ich wie bisher beginne, Ihnen mein Leben u. Leiden zu ſchildern, ſo wird doch wieder Nichts daraus. Ich werde verſtimmt, melancholiſch, u. der Brief bleibt liegen oder wandert in den Ofen. So iſt es ſtets gegangen, wenn ich mir ein Herz faßte, um die drückende Laſt von den Schultern zu wälzen. Denn leider bin ich noch immer eine Art von Krüppel, der von Enttäuſchungen lebt u. all ſeinen Humor braucht, um dem Schickſal Trotz zu bieten, bei einem Rückblick auf mein Leben verläßt er mich jedesmal.

Seit wir uns nicht geſehen haben, iſt ſchon viel Waſſer von den Bergen gefloſſen, Trauriges u. Erfreuliches hat unſere Wege gekreuzt. Das neueſte Ereigniß, was uns bewegt u. erfreut, iſt Pauls Verlobung u. baldige Verheirathung. Sie werden auch ſchon davon gehört haben. — Seine Braut iſt ein anmuthiges Geſchöpf von ſiebzehn Jahren, vorläufig nur eine Knoſpe, deren



Hans Kugler.

Erſchließen wir abwarten müſſen, um ſein grenzenloſes Glück zu verſtehen. Er ſelber iſt um 20 Jahre jünger geworden, ein Schwärmer, der nur die Augen ſeines Schatzes ſieht u. die Welt nach ſeiner Seligkeit mißt. — Ich ſelber bin eben im Begriff auf einige Monate nach Südtyrol zu gehen, um meinem Landſchafterhang, der ſich mehr u. mehr ausbildet, Stoff zu liefern. Wie Schade, daß Baſel nicht auf dem Weg liegt, wie viel lieber würde ich mich Ihnen, ſelber, als mein armſeliges Conterfey preſentieren, um Sie u. die Ihrigen zu genießen, und Sie mündlich von meiner unwandelbaren Treue zu überzeugen. Doch liegt Baſel ja nicht aus der Welt u. was nicht heute ſein kann, hat doch morgen ſeine Rechte.

Wilbrandt, der Sie u. Ihre Frau von Herzen grüßen läßt, hat auch ſchwere Zeiten durchmachen müſſen. Wir haben konkurriert u. einander den Preis geſtohlen. Jetzt endlich iſt er wieder eine Art Menſch und kann ſeinen Lieblingsarbeiten nachgehen. Er dichtet u. trachtet mit Erfolg. Er wird ſelbſt in Kurzem von ſich hören laſſen. Mich aber laſſen Sie ein Ende machen, ſchon ſpüre ich meine Grenzen u. will die Dämonen nicht reizen, die ihre Hände ſchwer auf mir liegen laſſen. Mit herzlichen Grüßen von mir und den Meinigen für Ihre Frau u. Kinder bleibe ich in alter Treue

Ihr Hans Kugler.

Ohne Jahreszahl. Der Brief gehört ins Jahr 1867. Paul Heyſes baldige Verheiratung, von der die Rede iſt, fand am 6. Juni 1867 ſtatt, der Brief iſt alſo etwa vier Wochen vorher geſchrieben.

München 17/3.*).

Lieber Meiſter!

Es iſt zwar gegen den Gebrauch, den die Jahre gezeitigt haben, daß wir einander ſchreiben; Aber die aufrichtige Bewunderung über Ihr Bild, das ich vor einigen Tagen geſehen habe, beſeitigt alle Vorurtheile. Ich bin in Wahrheit entzückt u.

*) Gleichfalls ohne Jahreszahl, gehört nach dem Inhalt ins Jahr 1870.

habe keine Mühe gehabt den großen Schack zu überzeugen, daß Sie ein Maler, ein Poet ſind, wie wir keinen zweiten haben. — Wir geſtanden uns zwar, daß die Kunſt an u. für ſich, unter den Donnern des Weltgerichts, das ſich jenſeits des nunmehr deutſchen Rheines vollzieht, faſt wie eine Spielerei erſcheine; deſto mehr wird es bedeuten, daß Ihr ſchönes Meiſterwerk alle Begeiſterung in Anſpruch nahm, die wir ſonſt 24 Stunden des Tages für die große Sache verbrauchen. Denn hier urtheilt kein Menſch, man taumelt vor Freude, von Sieg zu Sieg, den wir brühwarm von den Zeitungsexpeditionen genießen u. iſt in Ermanglung eines Beſſeren ſtolz ein Deutſcher Pflaſtertreter zu ſein. Wir ſtehen erſtaunt vor den Reſultaten der langen ſtillen Arbeit, die beſonders der vielgeſchmähte Norden gethan u. ohne die wir trotz aller Tapferkeit u. trotz Moltkes nicht das Unglaubliche hätten leiſten können. Hier theilt jeder das Verdienſt, jeder Schulmeiſter, der ſeine Pflicht gethan. Der einzige Schmerz für mich iſt die Unthätigkeit, zu der mich mein verdammter Leichnam zwingt. Wir haben zwar genug Arme, aber das ändert Nichts an dem peinlichen Geſicht nur allein Zuſchauer bei dem blutigen Spiel ſein zu müſſen. Selbſt zum Kranken-Pfleger oder Träger bin ich verdorben.

Was ſagen Sie zu Rom, zur endlichen Operation dieſes alten Geſchwürs! Ihre Frau wird jubeln. Ich bin vor Allem froh, daß nun die Paßſchnadereien aufhören u. man ſtündlich, wie man geht u. ſteht ſeine Pilgerfahrt antreten kann, ohne lange dem Nuntius hofiren zu müſſen. Jetzt, wo die Blätter fallen u. der Herbſtſturm meinen hinfälligen Körper ſchüttelt, würde ich gerne aufpacken um mit in die Heilige Stadt einziehen zu können, aber aber uſw. — Paul, Wilbrandt meine Mutter laſſen Sie herzlichſt u. die Ihrigen grüßen, indem ſie jedes Wort der Freude über Ihr Lebenszeichen unterſchreiben. Ich aber hoffe beſcheiden auf eine photographiſche Antwort (erinnern Sie ſich Ihrer Fresken)? und verbleibe im Übrigen mit 1000 Grüßen für Frau und Kinder

Ihr Hans Kugler.

Heinrich Ludwig an Arnold Böcklin.

via Sistina 72 14. Septbr. 1866.

Lieber alter Freund!

Es hat mich herzlich gefreut zu hören, daß du mit den lieben Deinigen glücklich in Baſel anglangt biſt u. ich hoffe es gefällt dir gut u. wird ſich Alles glücklich für dich machen. Ich bin

natürlich ſehr begierig auf deine Eindrücke, wenn du erſt etwas zur Ruhe gekommen biſt. Indeß wollte ich doch die Correſpondenz beginnen mit meinem herzlichſten Dank für deine Freundlichkeit. Alle deine Sachen ſind noch am erſten Tage beſorgt worden, die Erhardt'ſche Ziegen=Rauchſtudie ausgenommen, die ich erſt auf=ziehen will, da ſie ganz auseinander fällt. Alle Freunde laſſen dich herzlich grüßen. Kaupert war zu ſpät unterwegs nach der Eiſenbahn. Als ich ihm ſagte du ſeiſt ſchon fort ſagte er, wie du dir leicht denken kannſt: „Wahrhaftig?" Des armen Augusto — der Euch ſehr vermißt — arme Frau iſt ſchwer krank, u. es wird wohl mit ihr zu Ende gehen. Ich will gerade zu ihm hingehen, denn er ſitzt meiſt allein bei ihr. Für heute Nichts als dieſen flüchtigen aber herzlichen Gruß an dich u. die lieben Deinigen

dein H. Ludwig.

Roma 31. Sbr 1879.
via Sistina No. 72.

Lieber Böcklin,

Da ich mir denke, daß Du hier in Rom ſo gut wie Niemanden haſt, der Dir ſchreibt, mich ausgenommen, ſo muß ich es doch wohl über mich nehmen Dir mitzutheilen, daß der arme Augusto Fratelli nun ſchon vor etwa vierzehn Tagen an der Schwindſucht geſtorben iſt. Er hatte ſchon bald nach ſeiner zweiten Ver-heirathung angefangen ſehr ſchlecht auszuſehen, dieſen Sommer bekam er heftige Durchfälle, die ihn endlich, nachdem er Anfang September auf ein Paar Tage nach Ariccia gegangen war u. ſich dort ein wenig zu viel Strapazen zugemuthet, mit ſolcher Heftigkeit packten, daß man ihn für verloren gab. Er erholte ſich aber wieder auf ein Paar Tage, ſo daß er wieder etwas nach ſeinem Geſchäft, das in der letzten Zeit recht ordentlich gegangen zu ſein ſcheint, ſchauen konnte u. einigemal ſpatziren fuhr. Ich hatte erſt von ſeiner Krankheit gehört, als ich von Ariccia, wo ich ein Paar Wochen geweſen war zurückkam, u. als ich ihn beſuchte zweifelte ich, obgleich er nicht zu Bett war keinen Augen=blick daß es mit ihm vorüber ſei. Der Arzt ſagte mir, er habe Tuberkeln in den Gedärmen gehabt, er hatt alſo nicht ſehr ge=litten. Nachdem ich mich dieſer traurigen Pflicht entledigt, will ich doch nun einmal wieder nachfragen, wie es Dir u. den lieben Deinigen geht. Mein Bruder Conrad, der Dich herzlich grüßen läßt ſagt mir es läge in Deiner Abſicht, wenn Du in Baſel mit Deinen Arbeiten fertig wäreſt hier her zu beſuch zu kommen u. ich will

hoffen, daß das recht bald der Fall sei. Uns geht es hier so ziemlich wie immer, ein mal gut ein mal schlecht und wir patschen durch dick und dünn weiter. Alle Deine Freunde grüßen Dich von Herzen, gieb Deiner lieben Frau für mich die Hand u. Deinen Kinderchen einen Kuß, schreib mir ein mal u. sei überzeugt von der unveränderlichen Freundschaft

Deines

H. Ludwig.

Professor Fritz Burckhardt an Arnold Böcklin.

Basel den 23. Mai 1868.

Lieber Freund!

Deine Zeilen und dein Geschenk haben die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht.

Da ich nun weiß, daß du in Solothurn wenn auch nicht einen Brief erwartest, so doch einen etwa ankommenden abholst, so theile ich Dir mit, daß sich Deine Kinder recht wohl befinden, sich nach einigem Heimweh ordentlich eingewohnt haben, uns nicht im Mindesten stören ihre Tage in regelmäßigem Treiben, sei es Arbeit, sei es Spiel zubringen. Lasse dich ja nicht um ihretwillen bestimmen, schneller als du sonst wünschest zurückzukommen beruhige deine liebe Frau durchaus, auch über Arnolds Befinden. Bedeutende Fortschritte hat er nicht grade gemacht, aber er ist geduldiger Natur.

Daß deine Kinder ihre Geschwister und Euch herzlichst grüßen, versteht sich von selbst. In gleicher Weise aber auch daß ich von ganzem Herzen wünsche, die kleine Zerstreuung möge dir und Deiner Frau recht wohl bekommen.

Melde mir womöglich deine Zurückkunft. Meine Frau grüßt Euch freundlichst.

Dein Fr. Burckhardt.

Rudolf Koller an Arnold Böcklin.

Harnau d. 18. März 68.

Mein lieber Freund!

Dein lieber Brief den ich gestern Abend erhielt, freute mich besonders aus zweierlei Ursachen.

Erstens wurde ich dadurch, wegen Deines langen Stillschweigens auf meine zwei im alten Jahr geschriebenen Briefe,

von der Furcht Dich darin, zwar unwiſſentlich, beleidigt zu haben, befreit.

Zweitens ſehe ich für die nächſte Zukunft ein Hoffnungsſternchen aufgehn, das mich glauben läßt, der Umſtand wegen Mangel eines Atelier's finde Dich eher geneigt einmal für einige Zeit zu mir zu kommen.

Du weißt ja daß ich für Dich immer Platz zum Arbeiten habe, mein kleineres Atelier iſt ſchon den ganzen Winter leer, u. ſteht zu Deiner Verfügung. Bis Du nun in Baſel ein rechtes Atelier findeſt u. beziehn kannſt, darüber viel Zeit verloren wird, komme zu mir mit Deinen angefangenen Bildern. Deine liebe Frau wird Dich dann hie u. da beſuchen, u. uns meiner 1. Frau u. mir damit großes Vergnügen machen.

Überlege Dir dieſen Gedanken, u. führe ihn aus, Du machſt mich damit glücklich. — Die Basler Nachr. mit dem lobenden Urtheile meines Bildes habe richtig erhalten, u. glaube nicht falſch zu gehn, wenn ich Dir für die Aufmerkſamkeit der Zuſendung meinen beſten Dank ausſpreche. Daß die Arbeit gefallen hat, wenn auch nicht gekauft, freute mich doch, und war ein angenehmes Pflaſter auf die verletzende Behandlung die ich hier damit erfahren mußte.

Mit großem Intereſſe habe ſeiner Zeit die Kunſtnotizen in den B. N. verfolgt was für u. gegen Dich geſchrieben wurde. Es kann jeden freuen wenn das Publikum einmal warm wird. Die Beurtheilung des Boßhartiſchen Bildes war gewiß ſehr richtig, u. witzig abgefaßt. Aber war ſie nicht zu ſcharf für einen Menſchen ohne Talent, der ſich alle erdenkliche Mühe giebt? Seinem allzu zuverſichtlichem Auftreten als großer Hiſtorienmaler wird er dieſe demüthigende vernichtende Kritik zu verdanken haben. Daß er aber Dich deshalb in Anklage bringt, Du möchteſt auf die ungünſtige Aufnahme influenziert u. intriguiert haben, glaube ich deshalb nicht, weil er ſich ſehr anerkennend über Dich u. Dein jüngſt ins Muſeeum gekauftes Bild ausgeſprochen hat. Er beklagte ſich nur Du hätteſt an Steffan in München den Artikel über ſein Bild geſchickt, was er Dir nicht zugetraut hätte. Den größten Fehler machte die Commiſſion des Basler Muſeeums, daß ſie dem offenbar talentloſen Boßhart eine ſo bedeutende Arbeit beſtellte. Daß ſich aber die Commiſſion nun zum Grundſatze macht nie mehr eine Beſtellung zu machen iſt ebenſo fehlerhaft. So viel könnten ſolche Leute doch herausſchmecken, wer einer Beſtellung würdig iſt u. nicht.

Item, in Ermanglung eines Atelier's ſei ſo liebenswürdig und

komme hierher bis Du ein solches nach Wunsch gefunden hast. Schreibe mir baldigst darüber. Solltest Du etwa nächsten Sonntag d. 22. März beabsichtigen, so richte es ein erst Abends zu kommen, ich mit meiner l. Frau sind nach Winterthur zum Essen eingeladen. Meine herzlichsten Grüße an Dich u. Deine liebe Frau von der meinigen u. Deinem Freund

R. Koller.

Friedrich Weber an Arnold Böcklin.

Basel am 31. December 71.

Lieber Freund!

Nun hast Ursache mich des herzlosesten Schlendrians anzuklagen, u. doch glaube ich zuversichtlich, daß, könntest Du in mein Inneres sehen und die Beweggründe dieses Schlendrians auseinander klauben, Du würdest finden daß ich nicht im Nachtheil dastehe und viele Rücksichten verdiene.

Erstens schrieb mir der Wiener Kunsthändler er sei angelangt und erwarte so bald wie möglich meinen Besuch. Ich eilte in Dein projectiertes Atelier um Dir Adieu zu sagen, fand Dich aber nicht. Meine Karte hat eine ältere Frau für Dich in Empfang genommen die mir auch ein Weiteres über der Verhältnisse dieses Ateliers hinzufügte. — In Linz nehme ich das Dampfschiff und ich würde Jedem rathen, die Reise so zu machen wenn man einige Stunden Zeit (hat). Wien hat mir vom ersten Augenblick an einen sehr guten und feinen Eindruck gemacht, obgleich zu Anfang Mai 26 Gr. Reau noch besser die herrlichen Kunstsammlungen von Belvedere und die Lichtensteinische Gallerie. Sehr bedauerte ich daß ich nicht mit den Herren Winterhalter hingegangen bin. Eine Masse schöner Frauen mit Charakterköpfen, feuriges Aussehen! Donner Paraplü — ich will's nicht aussprechen, da Du das Fluchen nur mit u. durch Packträger erlaubst. Zehn Tage bin ohngefähr in der berühmten Kaiserstadt u. habe sie wohlweislich benützt.

8 Tage später.

Seit ich obige Zeilen schrieb, hat sich ein Krankheitsprozeß in meinem Innern entwickelt. Das Seitenstechen unterbrach mein Geschreibsel, ich mußte am alten Jahre Abends unter heftigen Schmerzen zu Bette und Dr. Müller erklärte, daß sich aus meinem 40grädigen Fieber sehr Ernstliches entwickeln könne. Das war eine Neujahrsnacht für mich und meine Frau! Nun heute,

Samstag darf ich wieder ſchreiben, u. leſen und meine erſte Pflege ſoll ſein, Dir dieſe Zeilen bald zukommen zu laſſen. Mit dem Wiener Kunſthändler konnte ich nicht ſogleich zu einem Entſchluß kommen. Die Madonna im Grünen von Raphael, für die er eine Vorliebe hatte, rieth ich ihm entſchieden ab, nachdem ich das Bild lange Zeit in Belvedere gemuſtert und in meiner Idee in Schwarz u. Weiß überſetzt hatte. Es iſt unſtreitig ein erſter Gedanke zur belle jardinière, aber noch unbedeutend im Vergleich mit dieſer, immer ein hübſches Bild des Meiſters, aber in Wien ſah ich andere Bilder die mir für den Stich vortheilhafter ſchienen. Nach langem hin und her Denken nannte mir der Verleger die himmliſche u. irdiſche Liebe von Titiano, ein Bild des vor kurzem verſtorbenen Profeſſor Schaeffer in Frankfurt a./M. in Stich angefangen und liegen geblieben, vielleicht die Platte die kaum radiert ſein konnte, von den Verwandten des Stechers gern veräußert würde, und überhaupt dorten nach der berühmten Zeichnung v. Schaeffer das Weitere beſprochen und beſtimmt werden könnte. Die Vorliebe des Verlegers für dieſes ſchöne Bild, das ich kurz vorher noch in der Schack'ſchen Sammlung als gute Copie geſehen — mußte ich benützen, und raſch entſchloß ich mich nach einem achttägigen Aufenthalt in der alten Kaiſerſtadt, den Flug nach Frankfurt zu nehmen, und das Eiſen ſchmieden dieweil es warm iſt. So ſchnell iſt aber die Sache doch nicht gegangen. Die Größe welche Schäffer gewählt zum Stich, fand ich zu unbedeutend. Es mußte eine andere probiert werden — Es muß ein Stich drei Schritte vom Leib geleſen werden können und ſeine decorative Erſcheinung behaupten, ſonſt iſt er verloren. Man erlaubte mir im Städelſchen Inſtitut nach Schaeffers Zeichnung die über Stichgröße gehalten iſt, eine Skizze zu entwerfen um Größe u. Verhältniſſe zu probieren. Als dieſe gemacht war reiſte ich nach Baden B. wo die Winterhalter ſich aufhielten, um mich deſſen, unter Knaus' Direction gemachten Copie zu verſichern die der ältere W. in Paris zurückgelaſſen. Das Alles iſt ſo ziemlich nach Wunſch gelungen, und das Hauptmaterial zum Beginn hatte ich in Händen. Durch das hin und herhetzen bei der ungewöhnlichen Hitze fühlte ich ein Bedürfnis nach Ruhe, u. meine kleine Familie in Därligen hatte die letzte Ferienwoche angetreten, u. in aufgeregter Tracht zog ich meine Meilenſtiefel an und lief ſpornſtreichs wie raſend der Schweizergrenze zu.

Wie Du ſiehſt bin ich ſo um München herumgereiſt im großen Bogen, gegen mein Erwarten. Die neue route von Linz über Regensburg, Nürnberg iſt nicht nur näher für die Reiſenden,

von W. nach F. ſondern die alleinige directe v. W. aus, u. intereſſanter als über München.

Nach Baſel zurück, machte ich mich emſig an die zu entſprechende Größe des Stiches. Ich griff ſo bedeutend wie möglich, denn der Gegenſtand freute mich immer mehr.

Mittlerweile correſpondiere mit Kunſthändler über Preis, Contract etc. Schwierigkeiten, — Ende Sept. kommt die Copie von Winth. aus Paris hier an. Es wird eine Zeichnung in feſteren Formen darnach entworfen. — Bald aber muß ich ſelber auf 14 Tage nach der franz. Hauptſtadt, anderer Verhältniſſe halber — Alles das wird richtig abgewickelt und abgeſponnen u. die Zeichnung nach der recht hübſchen Copie ſchreitet vorwärts.

Die Winterhalter hatten im October Paris mit all' ihren Habſeligkeiten verlaſſen um ſich in — Carlsruhe feſtzuſetzen. Der Aufenthalt dorten, das konnte ich mich perſönlich überzeugen, war, damals noch, für einen Deutſchen nicht ohne Gefahr auf öffentlicher Straße inſultiert zu werden. Auch hatte die ganze Stimmung der ſehr bornierten Bevölkerung etwas unangenehmes u. drückendes, ſodaß ich dem Tag meiner Abreiſe mit wahrem Vergnügen entgegenſah. Es iſt alſo nicht zu wundern, wenn die ängſtlichen Gemüther der beiden H. W. ſich darob entſetzten, u. ſobald als es ihre Intereſſen erlaubten das Weite ſuchten. Von Carlsruhe aus bekam ich dann Anfang December freundlichſt Einladung auf Beſuch zu kommen, und da ich doch das Bild wieder zurückzugeben hatte, und ich auch noch ein anderes Urtheil als das meinige über meine Zeichnung gehabt hätte, ſo geleitete ich das Bild, und benützte meinen dortigen Aufenthalt um eine 2 te Zeichnung nach dem Frauenbild von Paris Bordone zu machen. Ueber die große Kälte alſo war ich in dem ſehr einförmigen Neſt bereits 3 Wochen lang, und bin mit der Gewißheit nach Hauſe gegangen, daß die Herren W. nicht den größten Theil ihrer alten Tage in der ſteifen Reſidenzſtadt zubringen werden.

So kehrte ich kurz vor Weihnachten wieder nach der Heimath, meiner lieben kleinen Familie zu. Erkältungen mögen den Keim ſchon früher zu meinem ernſtlichen Unwohlſein geleget haben das mich heute noch unthätig legt und mir erſt erlaubt im Laufe der nächſten Woche meine Stecherey feſt anzufaſſen.

Von Fritz Burckhardt und Burckhardt-Iſelin erfuhr ich von Zeit zu Zeit wie es Dir geht. Anfangs ſchien es mir als wäre Dein Ingrimm über Baſel ſo groß, daß du eigentlich nichts mehr davon hören wollteſt. Ich begriff das am Beſten und mochte dem ſtillen Wunſche nicht zuwider handeln. Freund Veſt war auch

meiner Anſicht und ſo ſchob ich das Schreiben an Dich auf ſpätere Zeiten. Dann hörte ich mit wahrem Vergnügen von Carl Burckhardt über Deine glücklichen Arbeiten, Verbindungen, Vergnügen etc., und daß Du wieder auf'm Damm biſt bezeugte Dein Schreiben das mir gerade in der unruhigen Reiſeepoche zugekommen iſt, wo Dein Freund noch nichts beſtimmtes von dem Erfolg ſeiner Projecte rühmen konnte. Erſt in der letzten Woche hat ſich die Sache in Form u. Geſtalt conſolidiert, und durch einen klingenden à compte verſiegelt, ſodaß ich jetzt ſagen kann: ich habe Ausſicht auch wieder auf den Damm zu kommen mit einer ſchönen Arbeit wie ich ſie mir nicht beſſer träumen noch wünſchen konnte. Der Kunſthändler bemerkte mir, daß ich, ehe die Arbeit weiter fortgeſchritten, in maßgebenden Kreiſen Nichts davon erwähnen möge. Eine erfreuliche Perſpective hat noch dieſer Stich nach der himmliſchen u. irdiſchen Liebe, er wird mich ſpäter mit einem Probedruck in der Hand vor's Original nach Rom führen, vorher aber jedenfalls nach München wenn es möglich iſt nach der Copie bei Schack Einiges zu verbeſſern, od. doch wenigſtens zu vergleichen. Hältſt Du dieſelbe für gut? ſie iſt glaube ich von F. Lenbach gemalt.

Nun haſt eine Skitze von dem was ich treibe.

Ob Du auf dieſe hin mein langes Stillſchweigen entſchuldigſt, möchte ich erwarten.

Neues od. Intereſſantes für Dich hat ſich in letzter Zeit Nichts zugetragen in Baſel. Deine intimen Freunde ſah ich ſeit langer Zeit nicht mehr wegen Abweſenht. od. Unwohlſein halber. Welche Geſellſchaft ich mir ſchaffen werde mit der Zeit, weiß ich noch nicht u. iſt mir einſtweilen auch ſehr gleichgültig. Mit meiner Familie, hübſcher Arbeit, hübſcher Umgebung wird ſich's ſchon leben laſſen, u. zuweilen gönnt man ſich auch einen Athemzug in friſcher Alpenluft. Die drei verfloſſenen Jahre die Du ſo bitter bereuſt werden für mich unvergeßlich bleiben, obgleich mancher trüber Sonnenblick die Heiterkeit verfinſtert, u. manch Donnerwetter vom Satan gepeitſcht über die liebliche Gegend dahinrollte. Es iſt jetzt vorüber. Es blitzt mich bloß hie u. da ein ſchalkhaftes Auge von der Seite an, wenn zur Seltenheit gewiſſe Dinge zur Sprache kommen, und man gönnt mir meine Einſamkeit. Manche wiſſen wohl wie ich an Dir gehangen, keiner aber wie lieb Du mir geweſen, und wie manches Wort der Aufmunterung der Theilnahme das Herz Deines Freundes belebt u. erfriſcht hat. Nicht Alles iſt auf Unfruchtbare Erde gefallen, glaube mir, und ich hoffe ſogar Dir das einſtens mit Schwarz

auf Weiß zu beweiſen. Gebe die Hoffnung noch nicht auf für mich, wenn ich auch einſam und verlaſſen daſtehe, ich zehre an der Erinnerung und werde meine inneren Kräfte durch gute Vorbilder zu erhalten ſuchen. Grüße uns Deine liebe Frau und Kinder, auch Stephan*) wenn Du ihn zu ſehen bekommſt und behalte lieb

Deinen treu ergebenen

Fried. Weber.

Arnold Böcklin an Fritz Burckhardt.

München 16. Oct. 71.

Lieber Freund!

Nur ſchnell einen Gruß, den dir Hagenbach überbringen will. Bei mir iſt jetzt alles wohl bis auf Arnold, der mit einer Halsentzündung im Bett liegt, doch ſcheint es nicht bedenklich zu ſein. Nach und nach fange ich an, mich an München zu gewöhnen, und das will etwas heißen. —

Soeben war der Arzt bei Arnold und erklärte die Krankheit als einen Abceß der einen Mandel der in einigen Tagen vorbei ſein werde . . .

In pekuniärer Beziehung kann ich meine Überſiedelung nicht beklagen indem ich mir vor lauter beſtellten Arbeiten kaum zu helfen weiß. Schack, mit dem ich vortrefflich ſtehe, da nur les absents ont tort, hat mir das Herbſtbild mit dem reitenden Tod abgekauft und da dieſe Bilder bei einem Theil des Publikums furor machen und ich überhaupt einen beſſeren Ruf genieße, als nach den Anſtrengungen ſo vieler Leute in Baſel zu erwarten war, ſo geht meine Bilderfabrik vortrefflich. Einen Sutt habe ich freilich hier nicht und muß für immer darauf verzichten. Dafür genieße ich die unvermeidlichen Theegeſellſchaften, die theilweis anregend, meiſtens aber unermeßlich langweilig ſind. Außerdem aber kann ich Dich verſichern, daß man doch in München mehr lebt, als in Baſel. Dies Thema ein andermal, da ich ſchließen muß.

Mit freundlichſtem Gruß Dein

Briennerſtraße 35/1 A. Böcklin.

---

*) Es iſt derſelbe Maler Stephan, den 59/60 Böcklin in ſein Atelier aufnahm.

München 3. Nov. 1871.

Lieber Freund!

Nun werde ich am 6ten oder 7 huius ein Bild an Herrn R. Saraſin=Stehlin ſchicken, deſſen Betrag 500 fl. ich an Dich werde auszahlen laſſen . . . Ebenſo kommt die noch unbezahlte Ein=kommenſteuer in Baſel in Frage . . . . meine Einkommenſteuer pr. 1870 die mir zu 45 f berechnet wird, indem ich 6000 f ein=genommen haben ſoll. Dann wäre ich ja nicht hier. Aber beſſer, ich zahle ſtill und dann, lieb' Vaterland magſt ruhig ſein. Ich ſage das aber ganz ſchmerzlos, denn wenn mir auch früher wie einem Verbannten zu Muth war, der ohne Hoffnung einer Rück=kehr einer ungewiſſen Zukunft entgegenſieht, ſo ſehe ich jetzt, daß mein vermeintliches Unglück zum Glück geworden iſt, und mein einziger Ärger iſt, daß ich mich ſo lang und ſo ſehr über Laus=buben geärgert habe.

Kannſt Du mir über Weber berichten? Er verreiſte von hier und ließ nur eine Karte an mich zurück bei der Hausmeiſterin meines Ateliers, das ich noch gar nicht bezogen hatte, während 5 Minuten weiter meine Wohnung iſt; auch antwortet er mir nicht. Liegt er krank oder in Jakobs Armen? Ich fürchte faſt, mich in ihm nicht verrechnet zu haben.

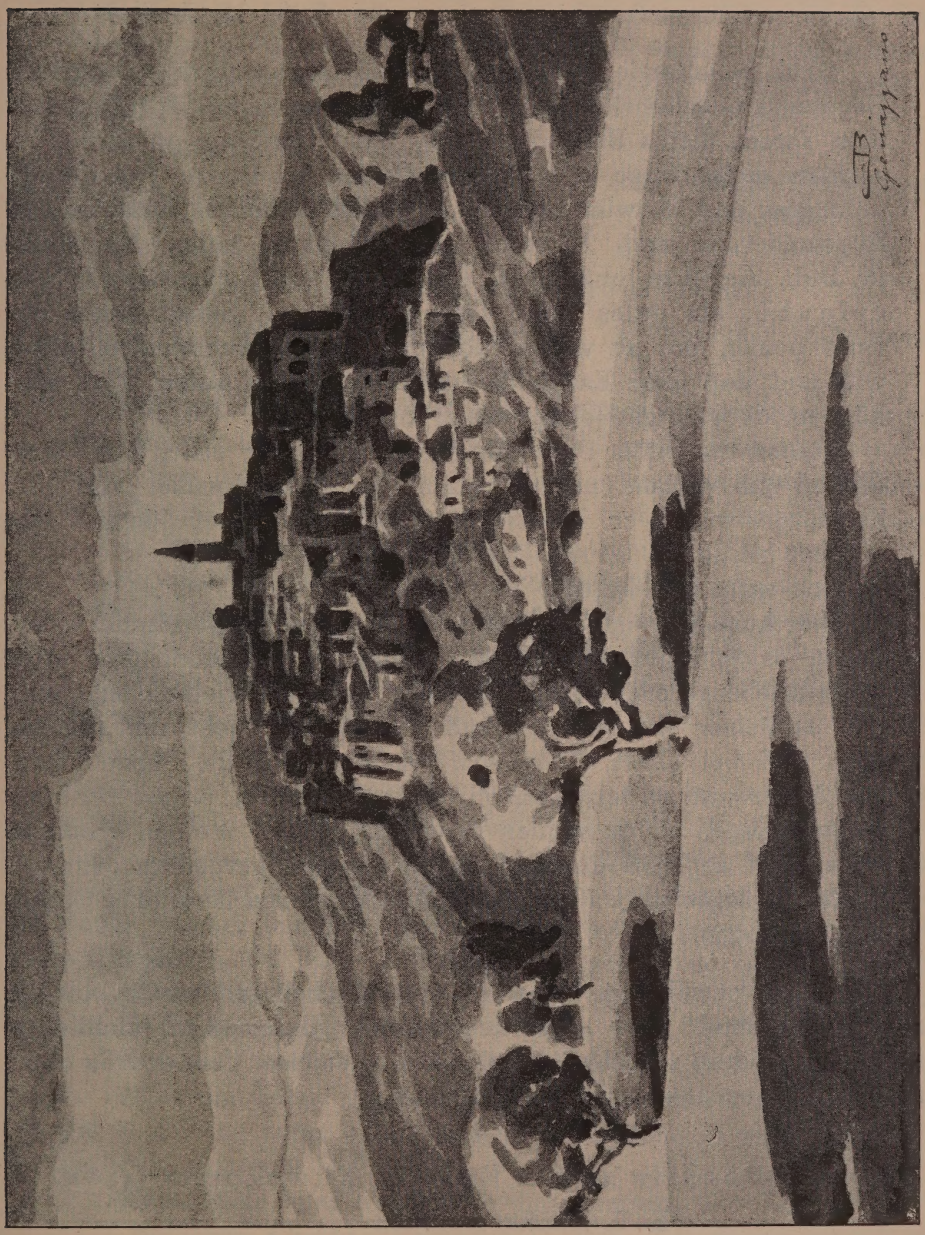
Meine Familie hat ſich ſchon ziemlich eingewöhnt, die Kleinen ſprechen ſogar ſchon münchneriſch. Meine Frau iſt wohlauf und leidet nicht mehr ſoviel an Kopfweh, vielleicht weil ſie mehr Luft und Zerſtreuung und weniger Sorgen hat.

Clara geht in den Unterricht und hat noch Stunden in deutſcher Sprache und Literatur, was ſie aber nicht am Schlittſchuhlaufen hindert. Arnold iſt Hoſpitant in der Lateinſchule und nur 2 Finger kleiner als ich. Hans iſt noch zu Hauſe und zeichnet und malt, ſo oft er ungeſtört iſt! Angela und Carl ſpielen, küſſen und kratzen ſich, wobei Karl, im Streit nämlich, jetzt ſchon regel=mäßig Sieger bleibt.

Der Alte, mich meine ich, iſt aber kaum noch zu kennen. Er geht nie mehr zum Bier, ſondern trinkt es zu Hauſe, geht mit der Frau in's Theater oder ſpazieren oder arbeitet immer bis ſpät in die Nacht hinein, hat ſich zu alle dem den Bart wachſen laſſen. Was in ihm vorgegangen iſt, läßt ſich nicht mit wenig Worten ſagen, doch grüßt er Dich herzlich in immer gleicher Freundſchaft und hofft auf ebenfalls gute Nachrichten von Dir und den Deinigen.

Dein

A. Böcklin.



Genazzano. Tuschzeichnung von Carlo Böcklin.

Briefentwurf von Arnold Böcklins Hand, wahrscheinlich an Paul Heyse.

Basel 18. April 71.

Lieber Freund!

Ohne einleitende Erzählung, die bei meiner schriftstellerischen Begabung ungebührlich lang werden könnte, rücke ich sofort mit dem Zweck dieses Briefes heraus, mit einer Bitte an Dich. Es werden dieser Tage drei meiner Bilder bei Baron von Schack anlangen, und ich wünsche, daß er dieselben kaufe, damit ich die Auswanderung nach München bewerkstelligen kann. Nun bitte ich Dich, dieselben anzusehen und. wenn es Dein Gewissen erlaubt, ein gutes Wort dafür einzulegen. Schack kenne ich wohl genug, um zu wissen, daß er sich nicht beeinflussen lassen will und daß seine Entschlüsse nicht von einem guten Wort abhängen, doch ist ein solches besser als keines.

Sollten die Bilder Dir zusagen und er, bevor etwa feindlicher Einfluß sich geltend machen kann, Günstiges darüber von Dir hören, so würde er ja kein Mensch sein, wenn er gänzlich ungerührt bliebe.

Das wäre nun heraus.

Nun habe ich aber noch eine Bitte. Du möchtest nämlich Hans sagen, er solle sich einmal von Wilbrandt eine noch nicht ganz abgeschriebene Feder pumpen und mir mittelst derselben berichten, wie es Deiner lieben Frau und den Kleinen geht und folglich auch daß bei dieser Gelegenheit einiges über ihn, Frau Clara und Wilbrandt zu erfahren ist, steht zu hoffen; ferner Lenbach fragen möge, ob er meinen Brief vor einigen Wochen erhalten habe, auf dessen Beantwortung ich bis jetzt vergeblich geharrt.

Meine letzte Bitte ist meine und meiner Frau herzlichste Grüße zu empfangen.

Die drei erwähnten Bilder sind wohl „Felsenschlucht", „Ideale Frühlingslandschaft" und „Ritt des Todes". Unter dem feindlichen Einfluß hat Böcklin vielleicht den Lenbachs gemeint, dem er trotz aller Freundschaftsbezeugungen stets mißtraute.

Arnold Böcklin an die Baseler Kunstkommission.

E. E. Kunstkommission

muß ich als Antwort auf den mir mitgetheilten Protokollauszug inständigst bitten, kein Urtheil über das 3te Bild*) fällen

*) Das Fresko „Apollo" im Treppenhaus des Museums.

zu wollen, bevor dasſelbe trocken und die Umgebung dazu geſtimmt iſt.

Außerdem wage ich zu hoffen, die Commiſſion werde zur Überzeugung kommen, daß ich keine Anſtrengung geſcheut habe, um mein Beſtes zu leiſten und nach all der Arbeit ein ſolches Entgegentreten nicht verdiene.

Achtungsvoll verbleibe

E. E. Comiſſion ergebener
A. Böcklin.

Baſel 15. Dec. 1869.

Arnold Böcklin an ſeine Gattin.

Poſtſtempel: Paris 15 Mai 70, boulevard Bonaparte.

Carissima mia!

Ecco già arrivata la domenica e non ti posso scrivere niente che solo che io stò bene e mi sa mille anni di ritornarmene a casa. Non posso far mettere il quadro in un altro posto migliore, ma almeno non se ne puo dire niente di male, perchè io stesso non ci posso distinguere nemmeno la figura tanto sta in alto. Ma la cosa stessa non è tanto importante come mi pareva prima Trovo dappertutto la stessa accoglienza come se avessi avuto successo, perche qui li artisti sanno e lo dicono che a Parigi non si arriva a niente senza conoscenze e intriche. Per altro vedo che non sarà mai possibile di stare qui colla famiglia. Perchè te li racconterò, ce ne sono diversi. Io sono continnamente stanco. Le distanze sono enorme e la sera mi sento come se avessi fatto un gran viaggio. Ieri sera non potevo più stare in piedi. Siamo andati, Weber e io, in una birreria, e per la prima volta da quando stò qui hò dornieto bene e almeno 9 ore di continuo. Questa mattina riposo e scrivo e a mezzo giorno andiamo a Versailles, da dove ritorneramo questa sera tardi. Non ho ancora veduto tutto il Louvre e ci vado ogni giorno. Devo ancora vedere il Luxemburg colla sua galleria.

Dunque ci vuol ancora qualche giorni di pazienza. Basta che vo tutti state bene. La tua lettera mi ha tranquillizata e spero che vi troverò come vi hò lasciato. Io penso di partire gioved mattina, ma te lo farò sapere.

Addio, Mille baci e saluti da tuo Arnoldo.

Salutami Chiara
Arnoldo
Nanni
Angi
e un bacio a Carlo.

Parigi 15 Maggio 70

Meine Liebste!

Schon ist es Sonntag und kann ich Dir nichts schreiben, ausgenommen, daß es mir gut geht und daß ich große Sehnsucht nach Hause habe. Ich kann das Bild an keinen anderen besseren Platz tun lassen, doch kann man wenigstens darüber nicht Übel reden, weil ich selbst nicht einmal die Figur unterscheiden kann, so hoch hängt es. Die Sache an sich ist aber nicht so wichtig, wie mir ursprünglich schien. Ich stoße überall auf denselben Empfang, als hätte ich Erfolg gehabt, weil hier die Künstler wissen und es auch sagen, daß man in Paris ohne Bekanntschaften und Intriguen zu nichts kommt. Des Übrigen sehe ich ein, daß es niemals möglich sein wird, hier mit der Familie zu wohnen. Die verschiedenen Warum werde ich Dir erzählen. Ich bin immerzu müde. Die Entfernungen sind enorm und abends fühle ich mich, als hätte ich eine weite Reise gemacht. Gestern Abend konnte ich nicht mehr auf den Beinen stehen. Wir sind, Weber und ich, in ein Bierhaus gegangen, und zum ersten Mal, seit ich hier bin, habe ich gut geschlafen und mindestens 9 Stunden ohne Unterbruch. Heute Morgen ruhe ich aus und schreibe und mittags gehen wir nach Versailles, von wo wir erst heute Abend spät zurückkehren werden. Ich habe noch nicht den ganzen Louvre gesehen und gehe täglich hin. Ich muß noch den Luxemburg ehen mit seiner Galerie.

Also noch einige Tage Geduld. Wenn Ihr nur alle gesund seid. Dein Brief hat mich beruhigt und ich hoffe Euch zu finden, wie ich Euch verlassen. Ich gedenke Donnerstag früh zu verreisen, werde es Dich aber wissen lassen.

Adieu. Tausend Küsse und Grüße von Deinem Arnold.

Grüße mir Clara, Arnold, Hans, Angela und einen Kuß dem Carlo.

Paris 15. Mai 70.

Böcklin hatte im April 1870 die „Furien“ (Schack) nach Paris zur Ausstellung geschickt und war dann selbst hingereist, um zu sehen, ob er dort Fuß fassen könne. Er wollte fort von Basel und dachte dabei auch an Paris.

Carl Wallenreuther an Arnold Böcklin.

Lieber Boecklin!

Sei nur nicht böse, wenn ich heute erst dazu komme Dir für Deinen lieben Besuch, der mir so unendliche Freude gemacht hat zu danken u. über den Verlauf der hiesigen Affairen, so weit sie

Dich intereſſieren können, Mittheilung mache; allein ich hatte vor meinem Concerte, das geſtern glücklich vom Stapel lief, ſo viel zu thun u. abzumachen, daß ich nicht in die Stimmung kam Dir ſchreiben zu können. Alſo die Hauptſache: Dein Bild. Deine Vorausſetzung bewahrheitete ſich vollkommen; es hat eben ſo ſehr entzückt als ſcandaliſiert. Die Künſtler, wenigſtens haben ſie ſich Alle ſo den Anſchein gegeben u. vor Allem jeder mit einem geſunden Verſtande u. richtigem Gefühle begabte Menſch war über Deine Schöpfung zur wahren Bewunderung hingeriſſen u. ſtand ſprachlos vor Entzücken u. überwältigendem Eindruck vor Deinem Bilde: der Äſthetiker ging ſchmähend von dannen, ja einer wollte ſogar darin einen Römer erblicken, was ich mit eigenen Ohren anhörte.

Dies kann jedoch nicht in Betracht kommen; was die Kunſtwelt urtheilte, war nur Dir im höchſten Grade günſtig u. die Maler halten Dein Bild für eines der ſchönſten Werke der Neuzeit. Was mein Urtheil anbelangt, ſo enthalte ich mich deſſen u. laſſe nur den Eindruck reden, den es auf mich machte u. der war ein hinreißender. In jedem Strich erkannte ich Deine volle geſunde eigen gelernte Natur, von der Schönheit in der Malerei, der Stimmung u. der großartigen menſchlichen Auffaſſung garnicht zu reden. Ich gehe immer wieder u. wieder hin u. finde es immer ſchöner: gewiß ein Beweis für ſeine Güte. Hier in Stuttgart wäre es ſchlecht placiert u. wenn es nicht gekauft wird, ſo iſt es ein Glück für Dein Bild. Es gehört in eine große Gallerie. Maler Peters beauftragt mich, Dich als unbekannt zu grüßen u. Dir ſeine große Verehrung u. Anerkennung auszuſprechen. Er wollte Dein Bild für die Kunſtſchule ankaufen laſſen — ſcheint aber auf Schwierigkeiten geſtoßen zu ſein. Vor Kurzem erhielt er den Auftrag von Dr. Hemson in Cöln, der Director oder etwas Aehnliches am Richard Wallraf=Muſeeum iſt, er möchte ihm etwas Bedeutendes an Figurenbildern empfehlen u. er läßt Dir ſagen deshalb, ob Du Dich nicht mit Deinem Bilde an ihn wenden möchteſt. Er zweifelt keinen Augenblick, daß es dort gekauft werde. Du ſollſt Dich an Dr. Hemson pr. Adreſſe Richard Wallraf=Muſeeum, Cöln, wenden. Hier ſchicke ich Dir eine Kritik von W. Lübke, die einzige ſchickenswerthe. Es erſchienen noch einige andere, aber zu unbedeutend als daß ſie Dich intereſſieren könnten.

Der von Golter bevorſchlagte Poſten iſt vom Landtag abgewieſen worden. Es iſt kein Unglück für Dich. Es wäre ſchade wenn Du bei dieſen Ochſen hier hauſen müßteſt.

Peters läßt Dich fragen, wie lange er Dein Bild noch behalten

könne u. wohin er es ſpäter ſchicken ſolle. Du möchteſt einmal doch eine Landſchaft in die Permanente ſchicken.

Iſt Deine Reiſe über München gut von Statten gegangen. Herzliche Grüße an Deine liebe Familie u. ich freue mich ſehr ſie recht bald perſönlich zu begrüßen u. zu ſehen.

Haſt Du mit — — — (unleſerlich) geſprochen. Schreibe mir recht bald u. thue mir Deinen Willen kund. Ich werde Deine Aufträge pünktlichſt beſorgen.

Mit gleicher Liebe und Treue

Dein Freund

Stgt. 8. Dec. 67. Carl Wallenreuther.
(Stuttgart.)

Joſef v. Kopf an Arnold Böcklin.

Rom den 26 Feb. 1868.

Mein lieber Böcklin!

Der Carnaval iſt ſeit geſtern begraben! Aber was für ein Carnaval war das! Am fetten Donerstag 3. Morgen! —

Das Wetter war herrlich es kam aber doch niemand alls ſchwäzige Geſindel! memento more mit dem iſt es forbei. — Der Winter läßt ſich ſo leidlich ab, zu erſt Haus verlegen wir wohnen Piazza Barbarin 43. ob Jakometti. — Dan Revoluzion dan Lehre und lange Weile, nun viele Freunde und Beſtellungen Ich modelliert 3. Büſten 1. Relief verkauft meine Sklaven. Meine haupt Beſchäftigung iſt das Modell der Bajaben (Bajaderen) lebensgroß, für Stuttgart — (Muſeum.) bis Frühjahr denke ich es zu vollenden. Nun zu dir! Herzlichen Dank für deine Zeilen, ich ärgerte mich ſchreklich über die Würtemberger die wiſſen eben auch nicht was ihnen noth thut, von Herrn v. Golter bekam ich einen Brief, deine Perſon und dein Bild ſcheinen ihm guten Eindruck gemacht zu haben er lobte beide bedauerte ſehr ſein Geſchick, hat aber immer noch Hoffnung in guter Stunde bei dir anklopfen zu können! — Wie freute ich mich daß dein Bild verkauft daß Libke (Lübke) ſo zufriden damit war, ich hoffe doch daß die ganze Afäre dir nicht zu ſchaden war, leider hatteſt du auszuſtehen genug wie du ſo komiſch erzähltеſt. Freund Grieſinger*) ſchrieb mir ſchon erſt darüber. Ich machte mir große Vorwürfe die Urſache zur Stutgarter reiſe geweſen zu ſein, aber nicht war du ſaheſt ein daß ich bloß als guter Freund gehandelt habe!

*) von Grieſinger war Kabinettchef.

Nun haſt du dich feſt niedergelaſſen!? Möge der Himel Sonnenſchein Beſteller über Baſel loslaſſen, das würde mich ſehr erfreuen. Wie ſchön daß deine Kinder deine Frau und du immer ſo geſund ſeit. Mein lieber ich weiß ſehr gut wie ſchön es hier iſt, bleibe auch ſo lange es geht, dieſes Jahr komme ich nicht nach Deutſchland, wir wollen zuerſt nach Porto d'Anzio dann nach Rocco. — wen es nicht weiter alls nach Boken wäre müßteſt du kommen! Das Uhlandenkmal kömmt nächſte Woche Monat zur muſterung 40 Stück (auch hieſiger Schulz thut mit) ſind fabriziert! wiva senza speranza über den Jungen Penter. erzählte mir — — — — (Name unleſerlich) Dem Kind gehe es gut, wo aber Kleider hernehmen ohne Geld. Herr Schick erzählte heut daß Geld von dir geſchickt wäre tanto melio, (den Sommer ſuche ich den Kleinen auf) Herr Schick grüßt dich und die deinen er hat eine ſchöne Landſchaft gemacht. —. . . .

Dein Kopf.

Der Praeſident
des
Militärkollegium

Geehrter Herr Böcklin

Die Einrichtung der Local's im oberſten Stock dürfte auf Schwierigkeiten ſtoßen, dagegen könnte Ihnen das No. 1 in demſelben Flügel u. im Erdgeſchoß zu temporärer Benutzung eingeräumt werden. Dieſes Local iſt bereits mit einem großen Ofen verſehn und würde Ihnen daher keine andern Auslagen als für Heitzung verurſachen. Ich muß Ihnen jedoch bemerken daß dieſes Zimmer im Winter ziemlich kalt iſt, weshalb es eben die Stabsoffiziere für die es eigentlich beſtimmt iſt, in dieſer Jahreszeit nicht mehr gern benützen. Wenn Sie nun dasſelbe anſehn wollen ſo wird Ihnen Herr Major Schneider gegen Vorweiſung dieſes Schreibens das Zimmer zeigen und allenfallſigen weitren Aufſchluß ertheilen z. B. über das zum Heizen benöthigte Holz. Indem ich Ihre weitere Mittheilungen hierüber erwarte verharre

Hochachtungsvoll

Rud. Merian
v. R.

Der Brief ſtammt aus dem Herbſt 1866. Böcklin mietete ein Zimmer in der Klingental-Kaſerne, das er ſich als Atelier einrichtete.

Abſchied.

Wir Präſident und Mitglieder des Militär=Collegiums
des Kantons Baſel Stadt

bezeugen daß Böcklin Arnold
Bürger von Baſel

ſeine Dienſtzeit in der Infanterie Landwehr, I Compagnie zu Unſerer Zufriedenheit beendigt hat, und in Folge des Geſetzes vom 5. Dezember 1853 mit heutigem Tage von allem Miliz=Dienſt entlaſſen iſt.

Zur Bekräftigung deſſen haben Wir ihm dieſen Abſchied ertheilt.

Gegeben in Baſel, den 2ten Juni 1871

Aus Auftrag des Militär=Collegiums
(Stempel.) Der Kantons=Kriegskommiſſär:
Herzog, Major.

Rudolf Schick an Arnold Böcklin.

Berlin am 13ten Juni 70.
Ritterſtraße No. 63.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Schon viele Monate habe ich vergeblich gehofft, ein Wörtchen über Ihr Befinden und über Ihre Erfolge zu hören, und nehme doch ſo aufrichtig Theil an Allem, was Sie betrifft. Es geht Ihnen und den Ihrigen doch wohl! Sie ſind im letzten Jahre von den Muſeeumsfresken gewiß ſehr in Anſpruch genommen worden. Ich denke mir Sie in coloſſaler Thätigkeit, vielleicht ſchon das letzte große Bild oder gar den Plafond malend, und bedaure ſehr, daß ich dem Vergnügen entſagen muß, nach Baſel zu kommen und Sie in Ihrer Arbeit aufzuſuchen. Machen Sie mir doch die große Freude, lieber Herr Profeſſor, und ſchicken Sie mir etwaige Photographien nach Ihren Cartons oder Bildern, wenn Sie davon haben welche anfertigen laſſen. Natürlich müßte dies ganz auf meine Koſten geſchehen, wir wir ja bereits verabredet haben.

Haben Sie im vorigen November die Farbenſendung von Möves und meinen Brief erhalten? Ich muß Ihnen damals ohne mein Verſchulden ſehr ſaumſelig erſchienen ſein. Die Aufſchrift Ihres Briefes trug eine unrichtige Hausnummer, die ſchon einem anderen Revier angehörte; ſo mußte der Brief über 10 Tage auf verſchiedenen Poſtämtern umherwandern, bis er in meine Hände gelangte. Hat ſich Vandyk=Roth=Zinkweiß u. Zinkgelb auf Kalk

bewährt? Ich habe indeſſen in einer anderen Farbenhandlung durch Zufall ein noch brillanteres Eiſenoxyd aufgefunden, wovon ich Ihnen beifolgend eine Probe ſende. Es heißt Hell Eiſen-violett und iſt der Preis von dem des Vandykroth's gleich, nämlich 5 Thaler pro £. Wahrſcheinlich iſt die Bereitungsweiſe dieſelbe. Der Verkäufer verſicherte mir, es ſei reines Eiſenoxyd, welches nur durch die ſchwierige Bereitungsweiſe, durch langwierige und umſtändliche Filtrationen etc. ſo theuer werde.

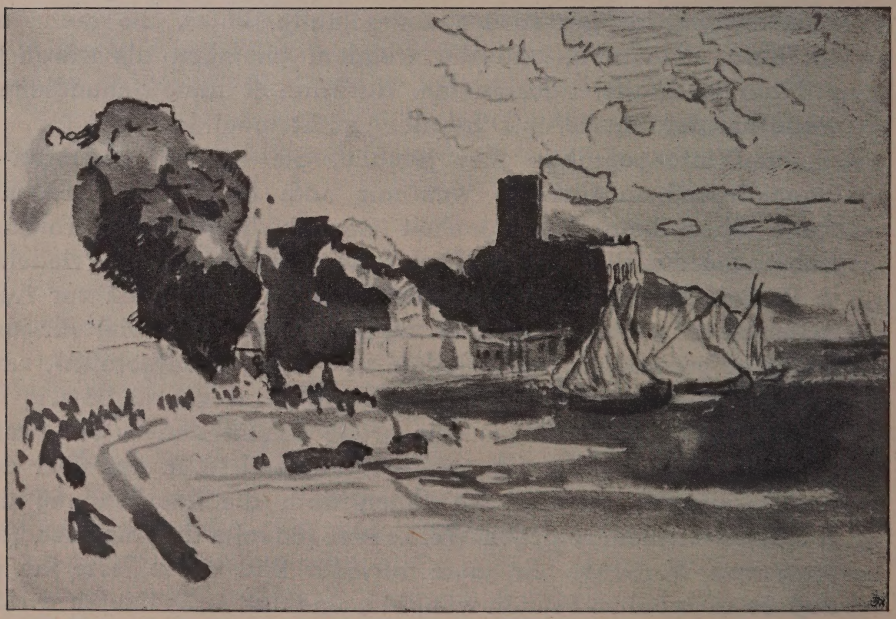
Letzthin habe ich mit Copaivenbalſam eine verdrießliche Erfahrung gemacht. Ein kleines Bild, das ich bei einem Kunſthändler ausgeſtellt hatte, bekam dort durch Unvorſichtigkeit ein Loch. Es blieb nichts übrig, als es rentoilieren zu laſſen. Dazu tragen die Reſtauratoren hierſelbſt auf ungrundierte Leinwand einen eigens zubereiteten Leim, legen die Bildleinwand darauf und fahren dann mit ſtark gewärmten Metallrollen über die Bildſeite, theils um den Leim wieder flüſſig zu machen, theils um ſein Austrocknen zu beſchleunigen. Alte durchlöcherte Bilder werden auf dieſe Weiſe zu tadelloſer Glätte und Feſtigkeit wiederhergeſtellt, bei meinem Bilde ſchmolz aber der Copaivenbalſam ſchon bei geringer Wärme und wurde mit der Farbe breit und verſchwommen gedrückt, ſo daß ich genöthigt war, das ganze Bild noch einmal zu malen. — Man malt hier im Allgemeinen faſt ganz ohne Bindemittel. Ich ſah ſo trocken gemalte Bilder, die mehr als 10 Jahre alt waren, und die trotzdem ausſahen als wären ſie erſt von der Staffelei gekommen. Natürlich iſt ſolche Behandlungsweiſe bei detaillierterer Darſtellung nicht möglich.

Im Winter erzählte hier Jemand, Sie hätten mit Baron S. einen Proceß angefangen, was mir nach Ihrer früheren Denkweiſe über dieſe Angelegenheit wenig wahrſcheinlich vorkam. Haben Sie das Bild verkauft oder anderswo ausgeſtellt, vielleicht in Paris? Da ſehr viele Berliner Künſtler in München zur Ausſtellungszeit waren, ſo iſt hier auch über Ihr Bild viel für und wider geſprochen worden. Jedem iſt es jedoch aufgefallen, und, daß es ſo aufgeregten Disput hervorrief, war mir als Beweis für die Bedeutung Ihres Bildes eine große Genugthuung. Und wenn auch die große Maſſe ſich nicht beiſtimmend (d. h. nur über das Sujet) äußerte, ſo kann ich Ihnen doch die Anerkennung des Künſtlers mittheilen, deſſen Werke hier für mich die Anziehendſten ſind: von W. Gentz. Er ſagte mir, Ihr Bild intereſſierte ihn ſo, daß er es wohl zu beſitzen wünſchte, und daß er es kaufen würde, wenn er über weniger beſchränkte Mittel zu verfügen hätte.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen auch nicht verſchweige, daß

Lenbach über dieſes Bild ſich ſehr geringſchätzend und zugleich ſo roh geäußert haben ſoll, wie es nur in München vorkommt. Sie werden nicht ſchlecht von mir denken, und glauben, daß ich dies aus Geſchwätzigkeit oder aus Uebelwollen gegen Lenbach Ihnen wiedererzähle. Mir kränkte nur ſeine Unaufrichtigkeit und Charakterloſigkeit, da er gegen Sie, verehrter Herr Profeſſor, ſo eingenommen von Ihrem Bilde ſchrieb, und ſo möchte ich Sie nur warnen, nicht wieder, wie bei jenen Unterhandlungen mit Schack, Ihre Intereſſen vertrauensvoll in ſeine Hände zu legen.

Ich würde mich ſehr freuen, wenn Sie mir etwas über Ihre Arbeiten mittheilen könnten. Glauben Sie mir, Herr Profeſſor, meine Verehrung für Sie und Ihre Kunſtrichtung iſt immer noch die alte, und würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen, wäre es mir vergönnt, Sie öfter bei Ihren Arbeiten aufzuſuchen, oder wenigſtens Werke von Ihnen zu ſehen. Werden Sie vielleicht zur diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung Etwas herſenden können. Die Einlieferungen geſchehen bis zum 6ten Auguſt Abends an die Akademie ohne vorher gegangene Anmeldung. Auf der Rückſeite muß Author, Titel u. Preis geſchrieben ſtehen. Würden Sie nicht bis zu dieſem Termin jenes Bild für Strousberg malen können. Er bezahlt gut und ſorgt auch dafür, daß ſein Ankauf



A. Böcklin:

Feder-Tuſchskizze „Hafen von Lerici".

Mit Genehmigung der Photographiſchen Union, München.

rechtes Aufsehen macht. Daß es ihm mit seinem Auftrag ernst war, scheint mir daraus hervorzugehen, daß R. Begas im Winter in Rom davon gesprochen haben soll. Man sagt er habe sich beklagt, gegenüber dem Dr. Str. in Verlegenheit gewesen zu sein, da Sie ihm noch nicht Bescheid gesagt. Stroußberg hat in letzter Zeit sich und seine ganze Familie (auf einem Bild) von Knaus malen lassen. Knaus soll sich ungern dazu entschlossen haben, diese langweiligen Gesichter abzuconterfeien und, um ihn abzuschrecken 18000 Thlr. (!?) gefordert haben. Als Str. aber dennoch darauf bestand, habe Knaus sich nicht zurückziehen können. Factum ist, daß er neulich für einen Idealkopf (Odaliske) von Gustav Richter 2000 Thlr. gezahlt hat. Menzel hat im Winter für ein Jubiläumsblatt für den Fabrikbesitzer Heckmann (Aquarelle) ebenfall 2000 Thlr. bekommen. Sie können daraus ersehen, daß die Preise, welche ausgezeichnete Künstler hier für ihre Arbeiten bekommen, ganz erheblich sind. Vielleicht überwinden Sie auch einmal Ihren Widerwillen gegen Berlin und kommen hierher. Das kann ich Ihnen zusichern, daß die besten Künstler hier Sie mit Zuvorkommenheit und Achtung vom ersten Tage an behandeln werden. Sie würden bald große Erfolge und ein sorgenfreies Leben haben. Ich würde es für sehr praktisch halten, wenn Sie jenes Stroußberg'sche Bild zur Ausstellung schickten, um sich damit hier einzuführen, und dann selbst herkämen, um sich Ihre Erfolge und die Stellung, die Sie zu den hiesigen Künstlern einnehmen würden, einmal anzusehen. Sollten Sie dann übersiedeln wollen, so könnte ich Ihnen für die erste Zeit mein Atelier, das schön und geräumig ist für zwei, selbst wenn Sie größere Bilder vorhätten, zur Verfügung stellen. So würden Ihre Arbeiten wenig Unterbrechung erleiden, und Sie könnten abwarten, bis sich ein Atelier nach Ihrem Wunsch findet.

Haben Sie Nachrichten aus Rom? Wie geht es dem Augusto? Kopf schrieb mir vor Kurzem sehr kläglich; er wird den Proceß gegen Schäffer wahrscheinlich verlieren, da dieser die Geistlichkeit und den Papst, bei dem er Hülfe gesucht, auf seiner Seite hat. Moritz Schulz ist mit Familie im Begriff nach Berlin überzusiedeln, wo er gute und dauernde Beschäftigung am National-Museum bekommen hat.

Es bleibt mir, wenn ich das Maaß eines einfachen Briefes nicht überschreiten und Sie zu Tode langweilen will, nur wenig Raum für meine Angelegenheiten, die übrigens wenig Interesse bieten. Ich habe in der Zeit meines Hierseins 2 Portraits, 2mal ein kleines Genrebild, 2 kl. Copien und ein größeres Bild nach

einem Stich der Francesca von Rinini von Ary Scheffer gemalt. Nebenbei habe ich reichen Amerikanerinnen Unterricht gegeben, der mir doppelt so viel brachte, als jener bei His. Gegenwärtig habe ich ein größeres Genrebild vor. Frühlingslandschaft mit kränzen windenden Kindern (3 Figuren) welches ich noch vor dem Ausstellungstermin zu vollenden denke. Mein Ziegenbild habe überall ohne Erfolg ausgestellt und es in diesem Frühjahre auch nutzlos auf der Wiener Kunstausstellung gehabt. Sie sehen, von großem Glück kann ich Ihnen nicht berichten; jedoch habe ich soviel verdient, daß meine Auslagen gedeckt sind, und ich hoffentlich im nächsten Sommer 1871 wieder einen Streifzug nach Italien machen kann.

Mit dem Ersuchen, mich Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin zu empfehlen und Ihre Kinder herzlich zu grüßen, verbinde ich die Bitte an Sie, verehrter Herr Professor, mir doch recht bald zu schreiben, und bleibe in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Schüler Rud. Schick.

Viele Grüße an Herrn Holzach, Herrn Fest oder Vest u. Herrn Weber! Auch Ihren Herrn Vater bitte ich Sie, mich zu empfehlen.

Hochverehrter Herr Professor!

Es ist mir nun möglich, wie ich es Ihnen vor beinahe zwei Wochen versprach, Ihnen Näheres über die Ausstellung mitzutheilen. Das Directorium hat beschlossen, die Ausstellung stattfinden zu lassen, da bereits 200 Bilder oder mehr vom Auslande eingetroffen sind, und von Berlin aus wohl dreimal so viel zu erwarten ist. Da nun die Truppentransporte die Beförderung vieler für die Ausstellung bestimmten Werke aufgehalten haben, und somit der 6te August als Einlieferungstermin nicht eingehalten werden kann, so hat man diesen auf den 20ten August und die Ausstellungseröffnung vorläufig auf den 20ten Sept. festgesetzt, mit dem Vorbehalt, beides vielleicht noch weiter hinauszuschieben. — Man denkt hier, der König wird mit dem Generalstabe und den Kerntruppen morgen oder am Sonnabend zum Kriegsschauplatz abgehen, — ein Zeichen, daß die Armee so ziemlich formiert und die Truppenbeförderung vorläufig wohl ziemlich abgeschlossen ist. Man fängt auf unsern Bahnen auch jetzt allmählich wieder an, einen geordneten Fahrplan u. Passagier- und Güterbeförderung einzuführen. Sie würden also, Herr Professor, etwa am 10ten bis 12ten August Ihr Bild mit völliger Beruhigung einem Trans=

porte über München nach Berlin anvertrauen können. — Es hat sich, wie Sie wissen bis jetzt wenig Bemerkernswerthes am Rhein ereignet. Haben Sie gelesen, daß Graf Zeppelin nur mit knapper Noth den Franzosen entwischt ist? Es ist dieser doch derselbe, den Sie im Winter 1865 in Rom kannten?! —

Das Hauptinteresse der Berliner ist gegenwärtig das Bilden von Vereinen, die die Unterstützung den Familien der Ausrückenden und die Ausstattung und Einrichtung von Lazarethen zum Zweck haben. Es sind dafür schon enorme Geldmittel, schon Millionen von Thalern zusammen gebracht worden. Man ist darauf gefaßt, daß der Krieg große Opfer an Gut und Blut kosten wird, und erfahrene Militär glauben, daß wir zunächst ein paar gehörige Schlappen davon tragen werden, daß aber schließlich Beharrlichkeit und Patriotismus uns doch den Sieg bringen werden. Der Himmel gebe, daß er nicht zu theuer erkauft werden möchte! Bei dem gestörten Verkehr sind mir zwei Briefe abhanden gekommen. Hoffentlich erreichte Sie mein Brief vom 17. Juli*).

Mit den aufrichtigen Wünschen für Ihr und Ihrer Familie Wohlergehen bin ich allezeit

Ihr ergebener

Rud. Schick.

Berlin 28sten Juli 70.

Haben Sie Näheres über Augustos Tod gehört? Ist er lange krank gewesen? Was wird aus seiner Frau? Sein Kind starb ja wohl bereits vor einigen Monaten? —

Berlin, Montag d. 20. Febr. 1871.

Lieber Herr Professor!

Diesmal mußte ich Sie recht lange auf Nachricht warten lassen. Der Transport Ihres Bildes hat sich auf unbegreifliche Weise verzögert. Erst vorgestern kam es dem Künstlerverein zu und ist seit gestern daselbst ausgestellt. Das Ausbleiben des Bildes hatte mich beunruhigt, und war ich fast jeden Tag im Vereinsbüreau, um nach dem Bilde zu forschen. Es ist jedoch glücklich angelangt, und haben die Farben durch den dickdaraufliegenden Staub, der aber leicht zu entfernen war, nichts von ihrem Glanz und frischen Aussehen eingebüßt. Gegenstand und Auffassung sind entzückend schön, und wünschte ich nur, daß es mir einmal beschieden wäre, solch ein Bild zu produciren. Es ist ein Jubel und Fröhlichkeit

*) Der Brief fand sich im Nachlaß nicht vor.

und auch eine Behaglichkeit darin, wie ich in Bildern kaum gesehen habe. Ich hoffe, daß es bald seinen Käufer finden wird. Den Verkauf Ihrer Magdalena an Graf Raczynski hatte ich bereits erfahren. Es hat mich sehr gefreut, daß ich diesen Triumph über Fahrenheid haben konnte, dessen nachlässige und spröde Antwort mich, offen gestanden, gekränkt hatte. Das Bild ist jetzt in besseren Händen, denn Graf R. ist ein viel klügerer, feinerer Mann. Dazu wird das Bild nicht in einem entfernten, unbekannten Landsitz vergraben, sondern findet in einer der besuchtesten Gallerien Berlins unter tüchtigen Bildern eine Stelle, die seiner würdig ist.

Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie sich durch Bemerkungen wie ich mir über die Wirkung Ihrer hier ausgestellten Bilder zu machen erlaubte, auch nur im geringsten beunruhigen ließen. Nehmen Sie es nur als Bemerkungen eines Einzelnen, die, um aufrichtig zu sein, herausgesagt werden mußten. Andere Maler haben es nicht gesagt, und möchte ich nicht über das, was mir an Ihren Bildern auffällt, andere befragen, weil dabei doch nichts herauskommen würde. Auch glaube ich kaum, daß ich das Richtige getroffen habe. Daß jedoch Ihr Atelier Sie über die Wirkung Ihrer Bilder täuschen muß, dafür glaube ich in Ihrem neuesten Bilde eine Bestätigung zu finden. Als ich dasselbe gleich nach seiner Ankunft (vorgestern) in einem Zimmer allein sah, wirkte es mir so frisch und klar, daß garnichts zu wünschen blieb; während ich gestern in der Ausstellung erstaunt war über das veränderte Aussehen. Der Rasen erscheint wie mit einem tiefen Wolkenschatten überzogen, und glaube fast, daß Sie ihn nur von einem leichten Sonnennebel beschattet halten wollten (nach dem Weiß der Gewänder zu schließen). Das Bild wirkt sehr frisch, aber tief mit lichten Figuren. Ich bin aber ängstlich, indem ich dies ausspreche, daß Sie es für eine harte Äußerung nehmen möchten, oder dieselben vielleicht zu ernsthaft aufnehmen möchten. Es ist diese Tendenz nach dem Tiefen nur ganz gering und ist für die Aufnahme des Bildes im Publikum gewiß nicht bestimmend, wird hoffentlich auch garnicht bemerkt werden. Ich trete nur mit dem Einblick von Klarheit vor das Bild, den mir Ihre Anadyomene und das Quellenbild mit den Panen in Ihrem Atelier gemacht haben. Indem ich die möglichen Ursachen bedachte, ist mir die Meinung gekommen, daß der dunkle Anstrich Ihres Ateliers, von dem Sie mir einmal schrieben, Sie über die Farbigkeit Ihrer Arbeit täuscht und Sie zum Brechen der anscheinend zu scharfen Töne veranlaßt. Ferner muß daselbst gelbes Licht gefangen sein, was Sie die Leuchtkraft des Grüns nicht recht erkennen läßt. Vielleicht

haben Sie die Decke des Ateliers nicht getüncht und erhalten so, falls Sie den Reflex des Scheins abzusperren vermochten, den gelben Wiederschein von oben. In Ihrem kleinen Atelier muß auch etwas gelber Schein sein, denn mein Bild mit der Ziegenherde wirkte hier in Gesellschaft anderer Bilder auch zu kalt, oder vielmehr zu gelblos. —

Ich muß Sie nochmals bitten, meiner Meinung nicht zu viel Bedeutung beizumessen; seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Professor, wenn ich mich geirrt habe. Es ist vielleicht etwas Verschiedenheit der Anschauung Grund von jenem Eindruck Ihres Bildes.

Ich mußte nur so bestimmte Worte wählen, um mich Ihnen klar zu machen. Ihr Bild ist trotz alledem meisterhaft schön und wird sicher ein großes Publikum haben.

Es war vielleicht recht gut, daß Sie nicht zu Stroußberg in Beziehung kamen, denn hätte er die Bezahlung verzögert, so würden Sie jetzt vielleicht wenig oder Ihr Bild zurück bekommen können. Man sagt, er sei vollständig bankerott. Schon zu Anfang des Krieges sprach man davon und erzählte, daß die anderen Banquiers und Geldmenschen für ihn eine Weile gut gesagt hätten, weil sein Fall zu viele Menschen in Noth bringen würde. Jetzt ist es Thatsache, daß er seinen Palast für 400,000 Thlr. an den Herzog von Coburg-Gotha und zwei andere Häuser „unter den Linden“ für über 600,000 Thlr. an eine Actiengesellschaft verkauft hat. —

Der Winter ist mir durch seine Strenge, seine Länge u. durch das trübe Wetter, welches er brachte recht unangenehm gewesen. Desto lebhafter sind in mir jetzt Reisepläne erwachsen, und ich warte mit Ungeduld auf das Abschließen meiner Arbeiten, was sich aber leider wohl noch bis Mitte April verzögern wird. Dann gedenke ich aber mein Ränzel zu schnüren und nach dem schönen Süden zu pilgern. Kommen Sie mit, lieber Herr Professor? Es wäre prächtig, die Reise würde mir doppelt schön erscheinen. — Mein Plan ist vorläufig München, Meran, Trient, Gardasee (über den ich von Station zu Station fahren möchte), Verona, Mailand, Genua und dann zu Fuß nach Spezia und Carrara, Florenz. Zu Fuß durch das Thal von Arezzo nach Perugia, dann nach Narni, Terni, Civita Castellana, Rom. — An den genannten Orten circa 1 Tag Aufenthalt, in Florenz mehrere Tage, so daß ich etwa nach 5 Wochen in Rom sein würde, Juni, Juli und vielleicht August in Rom und Umgegend. Ich habe Fahrenheid versprochen, ihm eine oder zwei Copien zu machen. Ungern habe ich ein-

gewilligt, jedoch macht ſich dadurch ein Theil meiner Reiſe bezahlt. Er hat mir freigeſtellt, was ich ihm von berühmten Bildern abconterfeien würde. Bitte, rathen Sie mir, woran ich am meiſten lernen würde. Ich habe ihm Pordenone's vielmehr Salome vorgeſchlagen, und den Kopf der Cäcilie von Rafael in Bologna (bei der Rückreiſe). Er wäre damit zufrieden, doch glaube ich, er würde anſtatt des erſten Bildes lieber die himmliſche und irdiſche Liebe haben. —

Auguſt u. September möchte im Neapolitaniſchen ſein (Amalfi u. Capri) — Rathen Sie für Sicilien?

Im October endlich gedenke ich über Rom, Bologna, Padua, Venedig u. Wien heimzukehren und zu verſuchen, meine Ausbeute zu verwerthen. Wie geht es in Ihrer Familie? Sind alle wohl? — Ihre Kinder müſſen ſich recht verändert haben und ſchon recht groß und ſtattlich geworden ſein. Bitte grüßen Sie alle recht herzlich und empfehlen Sie mich beſtens Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

In alter Treue

Ihr ergebener

Rudolf Schick.

In Weimar hat wieder ein Wechſel ſtattgefunden. An Stelle Schurich's oder Thumann (?) iſt ein Bekannter von mir (früherer Schüler von Ihnen) Guſſow zum Profeſſor gemacht.

Berlin, am 2ten April 71.
Ritterſtraße No. 63.

Lieber Herr Profeſſor!

Es geht mir ſehr nahe, daß Sie mit Ihren ſo bedeutenden Schöpfungen nicht größeren Erfolg beim Publikum haben, und bekümmert es mich um ſo mehr, da ein ſolcher auch für mich, der ich gern Ihrer Richtung folgte, von der allergrößten Wichtigkeit wäre. Die Gründe davon alle zu erkennen und definieren zu können, geht über mein Vermögen. Die Künſtler ſagen, der Preis, wenngleich er auch ein bischen hoch iſt im Verhältnis zu der Seltſamkeit der Motive, die vom Publikum immer ſpröde aufgenommen wird, ſei nicht der Grund, daß ſich Ihre Bilder nicht leichter verkaufen. Man bezeichnet die Art der Ausführung als die Urſache davon. Worin aber dieſe nicht ganz den Anſprüchen der Herrn Maler und der anderen Leute entſpreche, darüber werden erſtere nicht einig. Das Publikum, welches ich vor den Bildern öfters belauſcht habe, hatte gewöhnlich nur an der Ausführung zu tadeln, daß

Geburts- und Tauf-Schein

Im Jahr Eintausend Achthundert Dreyssig d. Einer (1827)
den 19ten Oct. ist zu Basel
im Canton Basel Stadttheil in der Schweiz geboren und den 4ten Nov.
in der Kirche St. Leonhard getauft worden, ein ehelicher Kind
Namens Arnold.

Eltern: Ein Ehrsam Johann Böcklin, Handelsmann
& Elisabetha Bizz
Hebamme in Basel

Taufzeugen: J. J. Bizz, Mutter.
Andreas Bodmer
Joh. Sal. Burkhardt & Bizzin, C. Hoffmann.

Welches gegenwärtig aus dem Geburts- und Tauf-Buche der Ober-Gemeinde St. Leonhard ausgezogen zu haben bescheint in
Basel den 13ten Maj 1845.

Abr. Beuttner, Diacon

Arnold Böcklins Taufschein.

dieſe Hand oder jener Fuß nicht genug nach ſeiner Meinung ausgeführt wäre. Die Kritik Schaßler's, die jedoch nicht viel geleſen wird, ſoll über Ihren Bildern vollſtändig den Stab gebrochen haben. Andere Recenſionen, die mir zu Geſicht kamen, ſind nicht ungünſtig geweſen. L. Pietſch z. B. rühmte die poetiſche und maleriſche Auffaſſung, doch fand er die Ausführung etwas verſchwommen. L. P. iſt nichts weniger als ein Kenner, jedoch repräſentiert er die Anſichten eines gewiſſen Künſtlerkreiſes. Darf ich wohl wagen, zu dem vielen dummen Zeug welches ich Ihnen ſchon geſchrieben, noch einmal den Verſuch zu machen, ob ich etwas Richtiges treffe? Es wäre dies: Sie pflegen Ihre Bilder nach relativen Tonwerthen zu ſtimmen. Sollte es Ihnen nicht möglich ſein dadurch die obigen Anſprüche zu erfüllen und der Wirkung Ihrer Bilder in Ausſtellungen ſicher zu gehen, wenn Sie ſich mehr an einen aus der Wirklichkeit direct durch eine Naturſtudie genommenen Ton halten? Alle guten Bilder, die zugleich mit den Ihrigen ausgeſtellt waren, ſtanden dadurch ihren Bildern in geſchloſſener Front gegenüber, daß ſie durchweg mit Benutzung oder in Anlehnung von Naturſtudien entſtanden waren. Der Ton Ihrer Bilder iſt aber ganz ideal, auch in dem Frühlingsbilde. Vielleicht kommt es daher, daß ihre Bilder von den Leuten nur allein genoſſen werden können, dann aber je öfter man ſie ſieht, an Werth gewinnen, während ſie in Ausſtellungen und überhaupt in Nachbarſchaft anderer Bilder beeinträchtigt werden. Vergeben Sie mir, wenn ich mich irre. Ich bin überzeugt, wären Sie hier, Sie würden beim erſten Mal erkennen, wodurch Sie alle Schwierigkeiten beſeitigen könnten. Würden Sie nicht von Ihrem Herrn Bruder in Baſel, der mir wohlhabend zu ſein ſchien, ſo viel leihen können, wie Sie im Anfang hier brauchen würden? Für die Sommermonate würde ich Ihnen mein Atelier, das unbenutzt ſteht, und für welches ich die Miete bereits berichtigt habe, mit größter Freude mit Utenſilien und dem nöthigen Mobiliar zur Verfügung ſtellen. Könnten Sie ſich entſchließen für die erſten Monate vorm Thor (etwa 20—30 Minuten vom Atelier) zu wohnen, ſo würden Sie für 250 bis 300 Thlr. jährliche Miete ſchon eine leidliche Wohnung finden. Die Reiſe würde pro Perſon etwa 13 Thlr. (III. Cl.) koſten.

Auf Ihre anderen Fragen kann ich Ihnen nicht genügenden Beſcheid geben. Stroußberg's Bankerott iſt nicht ſicher, doch ſo viel iſt gewiß, daß er in einer großen Klemme ſteckt, und an Bilderkaufen nicht denken kann. Um beſſere Auskunft darüber zu bekommen, ging ich geſtern zu Profeſſor R. Begas, den ich

bisher noch nirgends getroffen hatte. Ich ſandte ihm durch die Magd meine Karte ins Zimmer, da ließ er ſehr kühl antworten, „Es thue ihm ungeheuer leid, aber er wolle ſoeben ausgehen.“ Ein Beſcheid, den ich mir nicht ein zweites Mal holen möchte. Dr. Stroußberg iſt auch nicht in der Künſtlervereins=Ausſtellung geweſen, wo überhaupt in den letzten 3 Monaten der Beſuch nur mittelmäßig war Hieran ſind wohl die politiſchen Ereigniſſe ſchuld, die den Frieden noch ins Unbeſtimmte hinauszuſchieben drohen. Auch iſt kein Angebot auf Ihre Bilder gemacht worden. Der Bureauvorſteher des Vereins meint, er hätte darum nicht die Ankunft des Frühlingsbildes ihnen brieflich angezeigt, weil Sie ja nicht direct an ihn geſchrieben haben. Die Meldung ſei daher direct an den Baſeler Spediteur zurückgegangen, und von dem müßten Sie doch wohl Nachricht darüber erhalten haben. Der=ſelbe Bureauvorſteher (Herr Woyte), an den alle Proſpecte und Ausſtellungsankündigungen zuſammenlaufen, ſchlägt Ihnen die permanente Kunſtvereins=Ausſtellung in Cöln als diejenige vor, welche gegenwärtig noch die meiſte Ausſicht auf Verkauf bietet, da faſt alle aus dem Norden kommenden Touriſten deren Zeit ja nun beginnt, dieſe Stadt paſſieren. Der Verkauf iſt hier in letzter Zeit überhaupt ſehr flau geweſen. Würden Sie nicht einmal den Verſuch machen wollen, für das nächſte Bild freien Transport von der Ausſtellungscommiſſion des Künſtler=vereins (die alle Sonnabend zuſammenkommt) zu erwirken, indem Sie darum einkommen? Ich will mein Möglichſtes thun, um die einzelnen Milglieder zu bearbeiten. Ich möchte Ihnen für die Sendung Ihres nächſten Bildes auch rathen, es ſo einzurichten, daß das Bild erſt am 20ſten April in Berlin eintrifft. Seit 8 Tagen iſt in unſern Räumen eine Ausſtellung der Werke des verſtorbenen Hoguet eingerichtet, die noch beinahe 3 Wochen dauert, die für das Publikum das Hauptintereſſe in Anſpruch nimmt und die andern Bilder auf weniger günſtige Plätze drängt. Wenn Sie dann wieder unter den Werken lebender Künſter mit einem friſchen Bilde auftreten, iſt es ſicher vorteilhafter für Sie.

Sie fragen ſo freundlich nach meinen Arbeiten, lieber Herr Profeſſor: Ich habe ſoeben ein Portraitbild von 3 Figuren vollendet, das zwar viel Mühe gekoſtet, mir aber auch Aufmunterung ein=gebracht hat. Ich bedaure nur, daß ich es Ihnen nicht zeigen kann. Ich bilde mir ein, daß es in Farbe und Form leidlich in den Raum gepaßt iſt. Eine Reproduction von Petrus Martyr ſchicke ich morgen an Herrn v. Fahrenheid. Derſelbe iſt auch zufrieden und hat mir eine Liſte von über 30 Werken alter Meiſter

aufgeſchrieben, von denen ich ihm ſo viel als möglich copieren möchte. Er bezahlt auch grade nicht ſchlecht, und hat für den Petrus Martyr ($5^1/_4$ hoch) 70 Frd'or gegeben. Ich freue mich, Ihnen auch noch von einem Erfolg berichten zu können, den ich mit einem Bilde eigener Erfindung gehabt habe. Eine Landſchaft von der sorrentiner Küſte (ſogen. Bagno di Diana) hat mir der berl. Kunſtverein für 60 Friedrichsd'or (340 Thlr.) abgekauft.

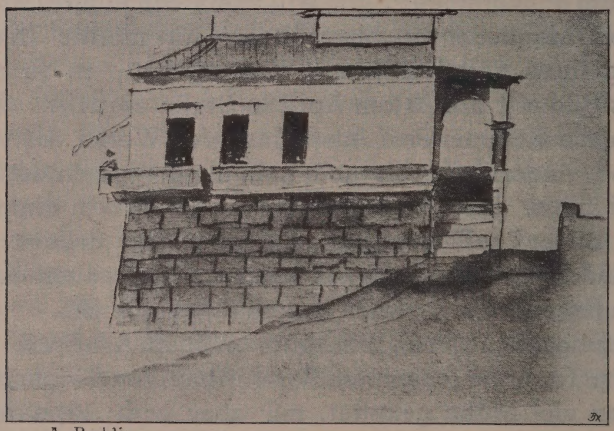
Nun gehe ich mit um ſo größerer Gemüthsruhe auf meine Wanderſchaft, da ich weiß, daß ich noch für den Wintersanfang eine kleine Reſerve behalte.

Bitte, ſchreiben Sie mir doch. Haben Sie noch lange Contract in Ihrer Wohnung? Iſt es ſo ſehr ſchwierig, falls Sie früher fort wollten, einen Miether für die übrige Zeit zu finden? Ich wünſchte, ich wäre noch in Berlin, oder ſchon wieder in Berlin, um Ihnen, falls Sie überſiedeln wollten, recht dienſtbar ſein zu können.

Mit den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr Wohlergehen ſowie mit herzlicher Empfehlung und Gruß an die verehrten Ihrigen bin ich

Ihr treu ergebener

Rudolf Schick.



A. Böcklin:
Skizze zu dem projektierten Haus in San Terenzo.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.

IX.

Das Münchener Intermezzo.

1871—1874.

So waren wir also wieder in München, der Stadt, wo ich das Schwerste durchlebt hatte, was eine Frau durchleben kann, und ich darf nicht verschweigen, daß die Erinnerungen an jene schlimme Zeit noch lange nicht ganz in meinem Herzen ausgelöscht waren. So schlecht wie es uns bei unserem ersten Aufenthalt gegangen war, konnte es uns sicher nicht mehr gehen, dazu hatte sich die Kunst meines Mannes doch schon zu sehr Bahn gebrochen, und außerdem hofften wir auf den Grafen Schack und die Unterstützung der zahlreichen Münchener Freunde, unter denen Paul Heyse und Franz Lenbach am meisten Einfluß auf Schack hatten.

Um das gleich hier zu erwähnen, das Verhältnis zwischen meinem Gatten und Lenbach war sehr eigentümlich. Man konnte nicht recht klug werden, wie die beiden zueinander standen. Lenbachs Briefe — das läßt sich nicht verkennen — waren stets sehr herzlich, aber mein Gatte hatte doch immer die Empfindung, als ob der große Münchener Porträtmaler ein Achselträger sei und hinter seinem Rücken gegen ihn wirke. Es wird sich das wohl nie aufklären lassen. So viel ist sicher, daß äußerlich an Lenbach nichts Falsches zu bemerken war. Er hatte sich im Gegenteil schon bei unserer Ankunft lebhaft bemüht, uns die Übersiedelung nach jeder Richtung hin zu erleichtern. Er hatte uns in der Briennerstraße eine Wohnung ausgesucht, die wir auch bezogen und bereitwillig meinem Mann sein Atelier zur Verfügung gestellt.

Charakteristisch ist, daß die beiden großen Künstler bei dem etwas frostigen „Sie“ stehen blieben und niemals, wozu Arnold Böcklin im allgemeinen leicht geneigt war, zum vertraulichen „Du“ übergingen. Jedenfalls erlitt das Verhältnis in den Jahren 1873 und 1874 eine

Trübung, deren Grund nie recht klar geworden ist. Mein Gatte hatte stets etwas gegen Lenbach, über das er sich mir gegenüber nicht direkt aussprach, das sich aber häufig in seinen Redensarten bemerkbar machte. So äußerte er einmal seinem Schüler Landsinger gegenüber über Lenbach, der stets eine weiße Weste trug: „Wir sind unter Tieren von der gefährlichen Art mit weißem Bauch." Auch zu dem getreuen Schick hat er sich häufig ungünstig über Lenbach geäußert. Lenbach selbst hat er wohl nie zur Rede gestellt. Sich mit jemand auseinanderzusetzen, den er etwa für seinen Feind hielt, dem er aber doch nichts beweisen konnte, das lag nicht in seiner Natur. Er war äußerst zurückhaltend, oft bis zur Naivität. Ehe er jemand etwas auf den Kopf zugesagt hätte, was ihm nicht klipp und klar erwiesen schien, ließ er lieber den Verkehr allmählich erkalten und schließlich ganz einschlafen.

Ähnlich ging es ihm noch mit zwei andern Freunden, um das gleich hier zu erzählen, mit Paul Heyse und Hans von Marées. Heyse war sehr früh reif und imponierte durch seinen schillernden Geist und seine großen Gaben meinem Gatten ungeheuer. Er schätzte ihn sehr hoch und hatte ihn sehr lieb. Aber die großen Hoffnungen, die er sich von ihm gemacht, erfüllten sich nach seiner Meinung nicht und so ließ er ihn fallen. Die beiden ehemaligen Freunde — und Heyse war ein treuer Freund, der in den schwersten Zeiten ehrlich zu uns gehalten hatte — wurden sich mit der Zeit immer fremder, bis der Verkehr schließlich ganz einschlief. Dazu mag vielleicht auch der Umstand beigetragen haben, daß Paul Heyse, wie das ja auch natürlich war, mehr auf Lenbachs Seite stand, der mit ihm ein Menschenalter lang in derselben Stadt lebte. Lenbach sprach noch in seinem Kondolenzschreiben nach meines Gatten Tode deutlich aus, daß er keine Ahnung habe, durch welchen Umstand sie beide auseinander gekommen seien.

Fast auf dieselbe Weise ist die Freundschaft mit Hans von Marées in die Brüche gegangen. Sie waren anfänglich beide unzertrennlich und Arnold Böcklin erwartete Großes von Marées, der außerordentlich tief über seine Kunst nachgedacht hatte und geistvoll darüber zu reden verstand. Die beiden Künstler verschlossen sich gegen die Außenwelt. Sie zogen sich den ganzen Sommer lang in die Einsamkeit zurück, sie wollten völlig allein sein; höchstens durfte ein indifferenter Dritter bei ihnen weilen, der aber ihren Ideenaustausch nicht störte. So waren sie einmal zusammen in Perugia, nur auf sich selbst angewiesen. Aber auch diese Freundschaft erkaltete und es lag vielleicht an meinem Gatten. Er war so sehr Empfindungsmensch, daß die geringste Kleinigkeit ihn verstimmen konnte. Dann stieß sich seine eminent

produktive Natur daran, daß Hans von Marées nicht vorwärts kam, daß er im Philoſophieren und Experimentieren ſtecken blieb.

Arnold Böcklin wollte anerkennen, er wollte etwas ſehen, und äußerſt charakteriſtiſch iſt für ſeine Natur eine kleine Geſchichte, die ſich im Jahre 1873 in München zutrug, als das fünfundzwanzigjährige Jubiläum Wilhelm Kaulbachs als Direktor der Münchener Kunſtſchule gefeiert wurde. Abends wurde dem Meiſter von ſeinen Schülern, Freunden und Kollegen ein Fackelzug gebracht und auch mein Gatte erſchien in der erſten Reihe, eine Mordsfackel tragend. Als ſich ſeine Bekannten darüber wunderten und ihn darauf anredeten, wandte er ſich ſchroff ab und erklärte: „Ach was, der Mann kann etwas, darum ehre ich ihn".

Das Atelier Lenbachs, das er meinem Gatten zur Verfügung ſtellte, lag in der Luiſenſtraße und es gab in der erſten Zeit unſeres Münchener Aufenthaltes ziemlich viel zu tun, hauptſächlich dadurch, daß mein Gatte viel für Lenbach arbeitete, der damals gerade beſonders als Maler von ſchönen Frauen ſehr in Mode gekommen war. Ich erinnere mich, daß mein Mann für Lenbach eine Gräfin malte und daß es aber dabei zu einer Differenz kam, weil er nicht bezahlte, wie er verſprochen hatte.

Die gemeinſchaftliche Arbeit der beiden ſpielte ſich gewöhnlich folgendermaßen ab: Wenn die Auftraggeberin ins Atelier kam, machte Lenbach eine Skizze und mein Gatte ſtand hinter einer ſpaniſchen Wand, von wo aus er das Modell gut beobachten konnte und ſein außerordentlich ſcharfes Sehen, ſein vorzügliches Gedächtnis, das alles Geſehene mit den intimſten Einzelheiten treu bewahrte, kam ihm dabei zuſtatten, ſo daß er ohne Modell zu malen anfing. Von Zeit zu Zeit ließ Lenbach dann die Beſucherin wieder ins Atelier kommen, Böcklin begab ſich hinter die ſpaniſche Wand und hörte, ob die Damen ſein Werk lobten oder Ausſtellungen machten, beobachtete aber ſcharf weiter. Wenn ſie fort waren, kam er wieder hervor und förderte die Arbeit. Auch den „Hirtenknaben" Lenbachs, der jetzt in der Schackgalerie iſt, hat ihm mein Gatte fertig gemalt.

Sehr eigentümlich iſt ebenſo der folgende Fall, der durch einen Zeugen, meinen Schwiegerſohn Peter Bruckmann, vollauf beſtätigt wird. Lenbach und Angeli erhielten einen Konkurrenzauftrag, ein Bild des Kaiſers von Öſterreich zu malen. Lenbach mußte aber, ehe er das Bild beginnen konnte, nach Wien reiſen, und ſo übernahm mein Gatte das Werk zu malen, und Peter Bruckmann konnte, obwohl Lenbach gar nicht anweſend war, und nur mein Gatte mit unſerem Sohne Arnold täglich ins Atelier kam, das Fertigwerden des Kaiſerbildes von Stufe zu Stufe verfolgen. In den Parterreräumen des

Lenbach'schen Ateliers wohnte der Bildhauer Anton Heß, dessen Schüler Peter Bruckmann war, und so hatte er die beste Gelegenheit, meines Gatten Arbeit zu beobachten, wenn das Bild zum Trocknen heruntergebracht wurde. Schließlich war das Kaiserbild fertig, ehe Lenbach von Wien zurückgekommen war. Es sickerte übrigens später auch etwas durch, daß dies Bild nicht von der Hand des Münchener Porträtisten sei. Wahrscheinlich lag in dieser Zusammenarbeit des ersten Münchener Jahres der Grund zu der späteren Entfremdung der beiden Künstler.

Mein Gatte hatte bald nach unserer Übersiedelung eine sehr interessante Begegnung, man kann sagen einen Zusammenstoß im wahren Sinne des Wortes. Im Juli 1871 kamen die bayrischen Truppen aus dem Kriege zurück und zogen mit dem Kronprinzen an der Spitze, der sie dem König Ludwig persönlich zuführte, in München ein. Es war ein ungeheuerer Jubel und der preußische Kronprinz wurde in der bayrischen Hauptstadt stürmisch bejubelt und gefeiert. Einige Tage blieb er in München, und da er ein Frühaufsteher war und ein guter Schwimmer, so verlangte er in den ersten Morgenstunden nach einem frischen Flußbade. Er begab sich daher nach der Militärschwimmanstalt in der Würm, wo am selben Morgen mein Gatte gleichfalls badete. Dieser schwamm ruhig auf dem Rücken, ohne sich um den andern frühen Badegast zu kümmern. Da erhielt er plötzlich einen fürchterlichen Stoß gegen den Kopf, sprang auf und sah sich dem Kronprinzen gegenüber. Der sagte, indem er sich den Kopf rieb: „Donnerwetter haben Sie aber einen harten Schädel". Mein Gatte erwiderte treuherzig: „Sie aber auch".

Die Wohnung in der Briennerstraße, so gut sie uns auch gefiel, mußten wir räumen, da sie für unsern immer mehr anwachsenden Hausstand zu klein geworden war. Wir übersiedelten daher nach der Karlstraße und mein Gatte mietete ein Atelier, in der Arcisstraße. Im Sommer des Jahres 1812 bekamen unsere Kinder Hans, Angela und Carlo heftigen Keuchhusten und als einziges Mittel empfahlen die Ärzte Luftveränderung. Ich zog darum mit ihnen nach Pasing aufs Land, und tatsächlich besserte sich dort das Übel in kurzer Zeit.

Im allgemeinen ist es uns in München recht gut gegangen. Wir hatten viel Freunde, die sich besonders für meinen Gatten einsetzten. In erster Linie natürlich Paul Heyse, dann der Genre- und Architekturmaler Ludwig von Hagn und vor allen Dingen meines Gatten Landsmann, Heinrich Leuthold, der ausgezeichnete Lyriker, der viel für Zeitschriften schrieb und in München hoch angesehen war.

An dieser Stelle muß ich auch eines bedeutsamen Ereignisses für unsere Familie gedenken, das war die erste Bekanntschaft meines

Gatten mit unſerem ſpäteren Schwiegerſohn, dem Bildhauer Peter Bruckmann. Er war, wie ich ſchon erzählte, ein Schüler von Anton Heß und hatte meinen Gatten häufig geſehen, da er in Lenbachs Atelier malte. Nun brachte ihn Heinrich Leuthold mit in das Atelier in der Arcisſtraße, wo mein Gatte gerade an einer Quellengruppe malte, es waren Bäume, eine weibliche Figur in blauem Gewand und träufelndes Waſſer. Als Bruckmann eintrat, hielt mein Gatte einen ſilbernen Faden in der Hand, den er zwiſchen Daumen und Zeigefinger drehte. Er wandte ſich dann an Heinrich Leuthold und bemerkte:

„Es hat viel Ähnlichkeit mit tröpfelndem Waſſer, nicht wahr, nur es iſt ſo ſchwer, mit Farben die Wirkung herauszukriegen.“

Dem jungen Bildhauer ſchenkte er nicht viel Aufmerkſamkeit, meinem Schwiegerſohn aber iſt dieſe erſte Begegnung unvergeßlich, zumal Leuthold noch beim Fortgehen zu ihm ſagte:

„Sehen Sie, lieber Bruckmann, ich bin Kritiker und habe das Unglück, alles vernichten zu müſſen, worüber ich ſchreibe, nur bei Böcklin bin ich in der glücklichen Lage, voll und ehrlich bewundern zu können.“

Meines Gatten Leben ſpielte ſich bei ſeinem heißen Drange zur Arbeit und bei der ungeheuren Kraft, tagelang an der Staffelei zu ſtehen, verhältnismäßig einfach ab. So lang der Tag leuchtete, war er tätig im Atelier, abends ging er dann mit ſeinen Freunden zum Schoppen. Gewöhnlich ſaß er in der Geſellſchaft ganz ruhig da und hörte zu, was die andern ſich erzählten, nur ab und zu zeigte er ſeine Teilnahme dadurch, daß er ein Witzwort oder eine ſarkaſtiſche Bemerkung einwarf. Arnold Böcklin iſt ſtets ein Menſch geweſen, dem es ſchwer fiel, neue Freundſchaften zu gründen und ſich an fremde Perſönlichkeiten zu gewöhnen. Aber er hielt treu bei den alten Freunden aus und wenn er auch ein fauler Briefſchreiber war, ſo hat er ihnen allen doch ein herzliches Gedenken bewahrt. Kein Wunder, daß ſie, beſonders ſeine Baſeler Schulfreunde, mit unwandelbarer Treue an ihm hingen und wenn es ihre Zeit nur irgendwie erlaubte, uns in München aufſuchten. Fritz Burckhardt, der treueſte der Treuen, wohnte dann ſtets bei uns, und dieſe Tage, ſo kurz ſie leider immer waren, bedeuteten für die Familie Böcklin wahre Feſttage. Es wurden dann Ausflüge in die Umgegend gemacht und mein Gatte gönnte ſich für die wenige Zeit völlige Ruhe von der Arbeit und Erholung in der freien Natur. Von der großen Maſſe der Menſchen hatte er keine übermäßige gute Meinung, er teilte ſie in zwei große Gruppen, die eine nannte er dumm, die andere eitel und eingebildet. Seinen Freunden gegenüber war er von bewundernswerter Güte und Einfachheit.

Am hervorſtechendſten zeigten ſich die Weſenszüge ſeiner Natur im Verkehr mit den Kindern. Er hatte ja bei ſeiner geradezu dämoniſchen Arbeitsluſt wenig Zeit für ſie übrig, aber abends und wenn er ſonſt nichts vorhatte, beſchäftigte er ſich gern mit ihnen, duldete es auch, wenn einer von den Jungen ins Atelier kam, ſich mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor ein Bild ſtellte, es gründlich anſah und ſchließlich, ohne ein Wort zu ſagen, wieder davonlief. Er beobachtete die einzelnen ſehr ſcharf auf ihre Begabungen und entdeckte ſo bei Hans früh einen ausgeſprochenen Formenſinn, weil der Junge mit großer Sicherheit und ohne jede Vorzeichnung aus ſchwarzem Papier Gegenſtände völlig korrekt ausſchnitt. Naturgemäß unterſtützte er dieſe Talente dadurch, daß er auf Wunſch der Kinder ihnen alle möglichen Zeichnungen und Karikaturen anfertigte. Aus allem ſprach eine große leidenſchaftliche Liebe, beſonders ſolange die Kinder noch klein waren. Keines behandelte er ſo wie das andere, denn er machte ſchon früh, je nach ihrem Charakter, Unterſchiede auch in ſeinen Neigungen. Als Erzieher war er jedoch ſchlecht zu gebrauchen. Zu einer ſtillen und ſyſtematiſchen Beobachtung der kindlichen Entwicklung fehlte ihm die Begabung und natürlich die Zeit. Selbſtverſtändlich wurde dieſe Aufgabe auch durch die große Anzahl der Kinder weſent-

„Der Schnorrer."
Handzeichnung von Arnold Böcklin für ſeine Kinder.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.

lich erschwert. Darum entschloß er sich zu manchem Schritt, der ihm in pekuniärer Beziehung häufig schwere Opfer auferlegte, die er aber als der freudige Pflichtmensch, der er war, ohne Murren trug.

Um die Schwierigkeit der Erziehung noch zu erhöhen, waren die meisten unserer Kinder schlecht geeignet für einen normalen Bildungsgang. Das lag in ihrer Natur, denn es war ja auch beim Vater so gewesen, ihn natürlich hatte seine Genialität und der rastlose Fleiß vor dem Zusammenbruch bewahrt. Bei unsern Kindern wiederholten sich zum Teil die Eigenschaften meines Gatten, häufig in übertriebener Weise. Das Künstlerblut machte sich bei allen geltend; leider fehlte

A. Böcklin:
Karikatur „Herr Kommerzienrat". Zeichnung für seine Kinder.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

ihnen die zähe Energie, mit der mein Gatte seine reichen Gaben ausbildete und fortentwickelte. Und es kam noch etwas anderes hinzu, das war die Not des Lebens, die ihn zu kraftvoller Entfaltung tagtäglich trieb. Das fiel bei den Kindern natürlich weg, denn sie hatten an ihm stets einen Rückhalt und lernten Not und Nahrungssorgen darum nie kennen.

Die Kinder wuchsen deshalb mehr oder weniger wild auf. Sie waren eigentlich sich selbst überlassen und mein Einfluß allein reichte nicht aus, sie in einen ordnungsmäßigen Bildungsgang hineinzudrängen. Ich war als Italienerin garnicht imstande, den deutschen Unterricht zu überwachen und sie in ihren Arbeiten zu kontrollieren.

Ich hatte gerade genug zu tun, um für ihr körperliches Wohl zu ſorgen, ſie geſund zu erhalten und ſie zu pflegen, wenn ſie krank waren. Keines von ihnen zeigte in merkbarer Weiſe Züge meines eigenen Weſens, wie auch im Äußeren aller meiner Kinder der Typus Böcklin ſiegreich durchgedrungen iſt.

Gegen Ende des Jahres 1873 erhielten wir Beſuch von einem ſchlimmen Gaſt in München, von der Cholera. Mein Gatte und ich kannten ſie ja ſchon von Rom her und hatten keine beſondere Furcht. Wir ſahen der Epidemie mit einem gewiſſen Gleichmut zu, aber ich bekam doch einen heilloſen Schreck, als mein Mann eines Abends mit einem furchtbaren Anfall nach Hauſe kam. Wir ergriffen natürlich ſo ſchnell wie möglich die geeigneten Maßregeln und nach einem kräftigen Schwitzbad war in einer Nacht die Attacke vorüber.

Ganz plötzlich erwachte in meinem Gatten wieder die Sehnſucht nach Italien. Er hatte die Empfindung, mit dem Verkauf ſeiner Bilder nicht an einen beſtimmten Ort gebunden zu ſein, zumal ſelbſt in Berlin durch die eifrigen Bemühungen des getreuen Schick ganz gut verkauft worden war. Einmal entſchloſſen, München zu verlaſſen, handelte es ſich nur darum, ſich über den Ort zu verſtändigen, wohin man in Italien gehen wolle und wir entſchieden uns nunmehr für Florenz.

Hals über Kopf wurde nun auch die Abreiſe beſchloſſen, aber da wir mit Packen nicht fertig werden konnten, ſo wurde der Termin zum Räumen der Wohnung überſchritten und es gab ſehr unangenehme Szenen mit dem nachfolgenden Mieter, der durchaus einziehen wollte. Er ſtand mit ſeinen Möbeln vor der Tür und wir auch. Es war ſchrecklich und ſchließlich blieb uns nichts anderes übrig, als das Gepäck im Stich zu laſſen und allein abzureiſen. Ein Schüler meines Gatten, Viktor Zurhelle, erbot ſich, die Spedition zu beſorgen. Es regnete in Strömen, alles lag über- und untereinander, oben auf dem Packwagen ganz offen fand ſich das Porträt von Clara und ein

Handzeichnung von Arnold Böcklin für ſeine Kinder.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.)

großes Loch war hineingeſtoßen, aber es half nichts. Unſere Wohnung war vermietet, der Beſchluß gefaßt und ſo dampften wir mit unſeren ſechs Kindern ab.

Natürlich war es ſehr ſchwierig, auf das Geratewohl in eine Stadt wie Florenz zu reiſen und ſich dort erſt auf die Wohnungsſuche zu begeben, beſonders, wenn man mit einem ſo großen Hausſtand und immerhin beſchränkten Mitteln zu rechnen hat. Darum war mein Gatte vorher ein paar Tage hingefahren und hatte eine Wohnung gemietet. Er ſchwärmte uns vor, welch ein prachtvolles Quartier er gefunden und zu welch billigem Preiſe. Wir waren ſehr geſpannt.

Um nicht bis zur Ankunft unſerer Möbel in dem teueren Florenz wohnen zu müſſen, kamen wir auf den Ausweg, in Prato, einem kleinen Landſtädtchen zwiſchen Florenz und Pistoja vorläufig Station zu machen. Unſere Sachen waren, um möglichſt Geld zu ſparen, per Frachtgut abgeſchickt und wir haben drei Wochen in Prato warten müſſen, bis ſie endlich ankamen.

* * *

Briefe aus der Münchener Zeit.

Profeſſor Dr. Fritz Burckhardt an Arnold Böcklin.

Baſel den 14. Auguſt 1871

Lieber Freund!

Zuerſt empfange einen freundlichen Gruß. Wir ſind eben wieder von Wege zurückgekehrt, nachdem wir nicht beſonders angenehme Tage verlebt haben. Meine Frau war während der erſten 14 Tage ſehr leidend, ſo daß mein Schwiegervater meinte, ſie ſolle wieder zurückkehren. Durch meine Oppoſition wurde ſie zum Ausharren veranlaßt und mit ganz befriedigenden Erfolgen. Die Gelbſucht hat ſich verzogen und die Geſundheit iſt wieder eingekehrt. Unſere übrige Familie befindet ſich wohl.

Mit der Bank habe ich Dein Geſchäft ſo weit in Ordnung gebracht, daß deine Schuld getilgt iſt, allein ich konnte doch nicht ganz fertig werden. Als ich nämlich Deine Papiere durchmuſterte, ſuchte ich vergeblich einen beſtimmten Schein, nämlich den Schein der Bank, welcher Dir den Empfang der Hypothekenbankobligationen anzeigt. Einige Scheine auf braunem Papier hatteſt du damals in Händen, welche ſich, ſoweit ich mich erinnere, auf frühere Verpflichtungen bezogen und nichts mehr bedeuteten. Iſt etwa darunter auch noch der letzte Schein, der zur vollſtändigen

Erledigung der Bank wieder muß zugeſtellt werden? Ich kann kaum glauben, daß ich ihn erhalten und verlegt habe. Wenn ſich der Schein nicht finden ſollte, ſo kann er amtlich amortiſiert u. ungiltig erklärt werden u. die Sache iſt in Ordnung; wenn letztere Maßregel nicht nöthig iſt, um ſo beſſer. Hab alſo die Güte, ſofern du den Schein noch haſt, mir denſelben umgehend zu ſenden, wenn du ihn nicht haſt, mir Anzeige zu machen, damit ich weitere Schritte thun kann. Soll ich mich mit Peter ins Einvernehmen ſetzen oder wirſt du in München deine Prämie zahlen?

Ich denke, du haſt dich nun ganz und vollſtändig in München eingehauſt. Ganz glatt ſoll nicht Alles gegangen ſein, iſts am Ende nun vorbei, ſo kann man die Schwierigkeiten wieder vergeſſen. Ich hoffe, daß dieſe eiligen Zeilen euch alle wohl und munter treffen werden, grüße deine Frau und deine Kinder beſtens von uns und den unſern.

Dein tr. Burckhardt.

Baſel den 28. März 1872.

Lieber Freund!

Auf den Palmſonntag folgt ſtets ein grüner Donnerstag, du haſt den erſten benützt, ich wähle den zweiten. Es ſcheint, als ob deine Frau nicht nur Poſtpapiere u. dergl. ſondern auch den Kalender unter ihrem Schlüſſel habe, denn bei uns zu Hauſe fiel der Palmſonntag nicht auf den 22t, wie dein Brief ausſagt, ſondern auf den 24t März. Aber München iſt gar weit entfernt! Sei dem nun, wie ihm wolle, ſo haben mich die guten Nachrichten welche dein Brief enthält, aufrichtig u. ſehr gefreut; ganz beſonders der Erfolg, den du bei deinem erſten Auftreten in Wien gehabt haſt. Vivat sequens! Es hat mich ſogar aus deinem Brief ſo ein Ton angeweht, als ob darin ein ausgeſprochener Zug nach der Kaiſerſtadt ſei u. als ob über kurz oder lang meine Briefe nach Wien zu wandern hätten. Du haſt in Wien meiner gedacht. Die Naturſelbſtdrucke, welche du mir zugeſandt haſt, haben mir Freude gemacht. Zum erſten u. wohl auch zum letzten Mal habe ſolche geſehen in München in der Induſtrieausſtellung, wo ich mit dem Erfinder dieſer Druckart Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit fand. Die Hoffnungen, welche Herr Auer auf den Erfolg ſeiner Erfindung ſetzte, haben ſich, wie es ſcheint, nicht realiſiert, immerhin war ſie recht ſinnreich. Er kannte damals in der Kunſt der Vervielfältigung nur 3 Schritte:

I. Buchdruckerkunſt	II. Photographie	III. Naturſelbſtdruck
Gutenberg	Daguerre=Talbot	Auer

letzterer aber iſt der bedeutungsvollſte!

Ich bedaure ſehr, vernehmen zu müſſen, daß in eurem Hauſe kein guter Geſundheitszuſtand herrſche, ich hoffe mit dir auf die beſſere Jahreszeit. Ich habe einen guten Winter hinter mir, einige Rheumatismen abgerechnet, welche ich zu beſtehen hatte, hat mir ſelbſt nichts gefehlt, meiner Frau auch nicht, nur Rudi hat von Zeit zu Zeit aufgeregte, fieberige Affektionen, ſo in den letzten Tagen wieder, ſodaß ich auch für ihn die Ankunft wärmerer Jahreszeit und Bewegung im Freien erſehne. Bethly wird in den nächſten Tagen nach Neuchâtel verpflanzt werden, um das Welſch=land durch zu machen, weil es andere auch thun. Man tritt ſo leicht in ausgetretene Geleiſe. Nun, ich hätte kaum Gelegenheit gehabt, es paſſender in eine andere Umgebung zu verſetzen, als dorthin, wo es unbekannt u. zudem weiß ich, daß es daſelbſt außer dem Hauſe Freundſchaft u. Aufmerkſamkeit zu erwarten hat.

Für dieſes Frühjahr habe ich weder Ausſicht noch Abſicht gehabt, nach München zu kommen; meine Hoffnung ſteht auf die Herbſtferien. Du kannſt alſo an deinem 24t. April ruhig aus=ziehen, mir aber dann unfehlbar deine neue Wohnung u. ihre Adreſſe zur Kenntnis bringen. Geſtern Abend, als ich von der Deutſchen Eiſenbahn zur Stadt zurückkehrte, hielt ich ſeit Jahren zum erſten Male bei Zeller an und traf daſelbſt den meinen Augen vollſtändigſt entſchwundenen Weber, den ich ſeit letztem September nicht mehr geſehen hatte. Er freute ſich zu vernehmen, daß es dir gut gehe. Er war im Laufe des Winters ziemlich krank u. ſcheint mir ſehr zu altern; wenn Du je ſein Bildnis noch haben ſollteſt, ſo mache Bart und Haare weiß, andere hat er nicht mehr. Im Ganzen ſcheint er munter. Er grüßt dich.

In meinem Philiſterleben ſpinnt ſich ein Tag ab ſo ziemlich wie der andere, der Arbeit habe ich mehr, als ich erwartet hatte. Meine Schule habe ich in einem ſowohl in Rückſicht auf Lehrer als Schüler ziemlich verwahrloſten Zuſtande abgetreten, etwas beſſer freilich als wenn ich ſchon im Frühjahr hätte daran gehen müſſen. Das Interregnum Zimmermanns hat gut gethan. Meine Zeit iſt total ausgefüllt u. das wonnige Gefühl eines Jahres= oder Semeſterſchluſſes kenne ich nur noch dem Namen nach, denn jeder Schluß iſt für mich ein Anfang. Kaum ſind die Examina eingeſtellt u. abgemacht, ſo beginnen die Zurüſtungen auf das kommende Schuljahr. Indeſſen habe ich das Gefühl, daß ich mich in dem verwichenen Semeſter tüchtig an das neue Geſchäft ge=

macht u. in dasſelbe hineingearbeitet habe. Das wird mir für die Folge nützlich ſein. Wenn ich nicht von Zeit zu Zeit eine Unterrichtsſtunde hätte oder ein Kolleg, ſo würde ich verſinken im Verwaltungsſumpf, wo man fortwährend Dinge zu ordnen, richten und wenden hat, was man ſelbſt ſich ſollte machen unter ſo nette Menſchen.

Es wird deinen Arnold intereſſieren zu vernehmen, daß Remginnos Meyer abgedankt hat, auch kein Schaden! Ich habe ihn mit einiger Schlauheit dazu veranlaßt, ohne daß er es weiß — hätte ſich auch von ſelbſt machen ſollen! Andere Veränderungen wüßte ich nicht zu berichten. Ich hoffe, daß ſich deine Familie wieder beſſerer Geſundheit erfreuen möge, u. daß du ſelbſt kräftig arbeiten könneſt. Es wird mich jedesmal freuen, wenn du mir einige Minuten ſchenken kannſt und mich auf dem Laufenden erhalten willſt u. doppelt, wenn du mir ſo guten Bericht ſchicken kannſt, wie in deinem letzten Schreiben.

Meine Frau und meine Kinder grüßen herzlich dich u. die Deinen ſchließen ſich meinen Wünſchen an.

Vale! Dein Fr. Burckhardt.

Über Böcklins Reiſe nach Wien weiß Frau Angela nur ſehr wenig. Sie meint, der Meiſter habe dort lediglich Bilder verkaufen wollen. Es liegt die Vermutung nahe, daß Lenbach die Veranlaſſung zur Wiener Reiſe war. Der Münchener Porträtmaler hatte viele und gute Beziehungen in Wien und hatte ſich offenbar erboten, Arnold Böcklin dort die Wege zu ebenen. Böcklin hat ja, wie wir einwandsfrei feſtſtellen können, für Lenbach gemalt, vielleicht mehr, als nachzuweiſen iſt. Der Gegendienſt war die Einführung in Wien. Böcklin hat übrigens 1873 in der Wiener Weltausſtellung ausgeſtellt.

Arnold Böcklin an Prof. Dr. Fritz Burckhardt.

München 22. März 72

Lieber Freund!

Es iſt da nicht anders zu helfen — Palmſonntag, alle Laden geſchloſſen u. kein anderes Stück Papier zu finden, da meine Frau mit den beiden Großen, Clara u. Arnold ſammt Schlüſſelbund zur Confirmation gegangen iſt. Warum ich aber gerade jetzt ſchreibe muß ich erklären.

Es war mir klar geworden, daß ich in Wien mit einem bedeutenden Bilde auftreten mußte, um dort, wo am meiſten kritiſiert,

aber auch am meiſten gekauft wird, bekannt zu werden und Fuß zu faſſen. Zu dieſem Zweck fieng ich um Weihnachten ein großes Bild an und malte mit großer Anſtrengung, ſo daß ich es am 10ten März fertig nach Wien ſchicken konnte, wo am 1. Aprilis eine große internationale Kunſtausſtellung eröffnet wird. Beim Auspacken ſah es ein Kunſthändler u. ließ mich fragen, ob ich es vor der Ausſtellung verkaufen wolle, in dieſem Fall ſei es um den geforderten Preis ſein. Ich pr. Schnellzug nach Wien, um bei dieſer Gelegenheit auch etwas zu ſehen und viele Leute auch perſönlich kennen zu lernen. Bemächtige mich des Geldes und bleibe einige Tage dort. Bei dieſem Bummeln ſah ich auch die ſo intereſſanten Selbſtabdrucke, die ich Dir ſchicke. Augenblicklich waren nicht mehr Abdrücke im Laden, und die Zeit erlaubte mir nicht, dorthin zurückzukehren. Wenn Du ſie aber nicht ſchon haſt od. kennſt, ſo ſchicke ich ſie Dir. Ich habe bei einem Bekannten eine ſehr ſchöne Sammlung ſolcher Abdrücke zu ſehen bekommen. Wien iſt eine wunderbare Stadt und Paris hält, was Architektur anbelangt, nämlich Wohnhäuſer, den Vergleich bei weitem nicht aus; der Reichthum und der Luxus gränzen an's Unglaubliche (etwa 450 Millionäre) von denen mehrere Millionen Einkünfte haben ſollen. Dabei wollen alle ihren Reichtum genießen und zeigen, wozu ihnen die Künſte unentbehrlich ſind. Auf dieſe Weiſe machen die Kunſthändler gute Geſchäfte, und mir iſt ein fortgeſetzt guter Verkauf ſicher. In den letzten 3 Monaten habe ich 15000 Fs. ermalt, und ich ſehe einer guten Zukunft entgegen.

In der letzten Zeit haben wir viel Krankheiten gehabt, ich allein blieb verſchont. Hoffentlich wird ein warmes Wetter die Reſte von Erkältung herausziehen, aber es läßt ſo lange auf ſich warten, daß ich vergeſſen habe, ob die Sonne rund oder viereckig iſt.

Seid Ihr alle geſund und darf ich hoffen, Dich etwa bald hier zu ſehen? In dieſem Fall nur nicht am 24. April, denn da ziehen wir um.

Herzl. Grüße

Dein A. Böcklin.

München 30. Mai 1872.

Lieber Freund!

Endlich iſt es wieder bei mir ſoweit in Ordnung, daß ich Dir antworten und mich verantworten kann. Ich war nämlich bei

Ankunft Deines Briefes ebenfalls Strohwittwer, aber gerade deshalb hatte ich keinen freien Augenblick. Es hatte ſich ſchon vor Wochen infolge des fortwährenden rauhen Wetters bei den Kindern ein Huſten eingeſtellt, der blau zu werden drohte. Der Arzt riet dringend Luftveränderung und ſo zog meine Frau mit der kleinen huſtenden Herde in ein nahes Dorf, wo ſie ſich alle ziemlich ſchnell erholten.

Nun ſtellt ſich aber anhaltendes kaltes Regenwetter ein und das Zimmer hüten können ſie auch hier, wenn auch nicht ſich ſo mörderlich langweilen; folglich holte ich ſie geſtern wieder ab.

Während dieſer Zeit behielt ich nur Clara und Arnold. Nun kommt endlich die Urſache, warum ich nicht geſchrieben. Ich hatte einem Kunſthändler ein Bild auf Ende Mai verſprochen und mußte mich beeilen, um Wort halten zu können. Um 4. od. 5. gieng ich nach Hauſe, ſah Arnolds Arbeiten durch und gieng dann mit ihm und Clara, die den ganzen Tag allein zu Hauſe geſeſſen hatten vor die Stadt in irgend einen Bierkeller zum Abendbrot; natürlich mit dem Vorſatz nachher zu ſchreiben, was natürlich nicht geſchah. So, mit dieſer Geſchichte wäre ich glücklich fertig.

Hier die Aufſchrift des bot. Gartens, den ich mit wachſendem Intereſſe beſuche: Florum daedalae telluris gentes dissitae Maximiliani Jos. R. numine consociatae. Der Verfaſſer hat die Wörter auch an die verſchiedenſten Stellen gepflanzt, wie florum gentes, aber man hat ſie auch wieder ſchön beieinander, wie in einem botaniſchen Garten. Ich füge noch ein anderes ſchöneres Stück bei, daß im Sutt gewiß mit vollem Verſtändnis genoſſen wird.

Nun noch die Geldfrage. War meine Sendung richtig, oder hat ich mich wieder einmal verrechnet? In dieſem Fall ſage mir, wie ich die Differenz ausgleichen kann; etwa mit Briefmarken. Dieſer Verkehr mit Peter behagt mir nicht ganz. Diesmal wollte ich es billiger machen, als bei ſonſtigen Geldſendungen, habe aber doch 42 £ für Frankatur auslegen müſſen. Ich muß Peter darüber fragen, und muß Dich zu dieſem Zweck um ſeinen Namen und Titel bitten, weil bloß „Herr Peter“ zu komiſch zu leſen iſt.

Ich glaube Dir ſchon früher gemeldet zu haben, daß Arnold ſich plötzlich entſchloſſen hat, Maler zu werden. Er giebt ſich der Sache mit Eifer hin und zeigt Anlagen, die ich nicht erwartet hatte unterdeſſen fährt der Unterricht im Latein, Griechiſch etc. fort, bis ich ihn für reif genug für das Akademieleben halten kann.

Hoffentlich wird Deiner Frau der Aufenthalt in Clarau ſo gut tun, wie der auf dem Land der Meinigen, ſie hat bei Milch und Schwarzbrot ſichtlich zugenommen. Grüße mir Deine Frau

herzlich von meiner Frau und mir, ſowie auch Hauſens, deren wir oft gedenken.

Mit freundlichem Gruß

Carlsſtraße 32 c/1. Dein A. Böcklin.

München 16 Sept. 1872

Lieber Freund!

Es wird Dir wohl lieb ſein, ſobald als möglich zu wiſſen, wie Du dran biſt. Stündlich erwarte ich die Niederkunft meiner Frau und nach Ausſage einer Wiſſenden wird dieſe Niederkunft wahrſcheinlich gut von Statten gehen, ſo daß alſo in 14 Tagen meine Zeit vollkommen frei ſein wird. Mir ſelbſt können einige Feiertage nur erwünſcht ſein und ich hatte ſchon längſt vor, mir einmal ein bene zu thun. Nun ſchiebe ich ſie auf, bis Du kommſt und werde ſie doppelt genießen.

19 ten Soweit hatte ich geſchrieben, als mir in den Sinn kam, ich wolle noch einen od. zwei Tage warten, um zugleich die erwartete Niederkunft melden zu können. — Immer noch Nichts, darum weiter im Text! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du bei mir logierſt, da Du auf fürchterliche Pracht keine Anſprüche machſt. Zwar wird in der Nähe bis 11 Uhr Tanzmuſik geſpielt, aber das Bett iſt gut und läßt ſich auch bei einem luſtigen Galopp einſchlafen — w e n n Du überhaupt ſchon im Bett biſt. Mache Dich alſo bereit, herzukommen.

Das erwartete Familienereignis wird heute oder morgen ſtattfinden und ich werde es melden. Alles Übrige iſt geſund. Meine Zeit iſt vollkommen frei und ich ſchmachte nach einigen Ferientagen, die ich mit Dir verbringen kann. Hoffentlich wird auch bei Dir alles in Ordnung bleiben und Rudi ſich erholen. Grüße mir die Deinen alle herzlich, auch von den Meinen.

Dein

A. Böcklin.

München 28 Oct 72

Lieber Freund!

Endlich im Beſitz einer Antwort von Gotha kann ich Dir berichten, daß alles in Ordnung iſt und ich fortan die Zahlungen in loco d. h. München machen werde. Wenn Du mir als gelegentlich die Police ſchickſt, ſo haſt Du die ganze Geſchichte vom Hals.

Nicht wenig wird Dich die unfrankierte Sendung der Meer-

rettige überraſcht haben. Es klingt unglaublich und iſt doch ſo, der Poſtbeamte erklärte, daß nach dem neuen Reichspoſtgeſetz alle Sendungen außer Briefe nicht frankiert werden können. Es ſoll, wie es ſcheint, dem Publikum alles Geſchenkeſchicken, das um Weihnachten den armen Beamten ſo viel Arbeit macht, gründlich verleidet werden. Es läßt ſich nicht genug bewundern, wie auch hier wieder der deutſche Geiſt das einfachſte und Zweckmäßigſte gleich gefunden hat. Mit Recht behaupten die Deutſchen und ſagen es bei jeder Gelegenheit freudig und deutſch heraus, daß ſie eben auch in praktiſchen Sachen allen andern Völkern voran ſind. In den Künſten verſteht es ſich von ſelbſt.

Was ich an Deinem hieſigen Aufenthalt auszuſetzen habe, iſt daß er viel zu kurz war. Wie viel nicht geſehen, beſonders die Umgegend, und was wir geſehen, viel zu flüchtig.

Geſtern war ich z. B. mit Frau bei herrlichem Herbſtwetter in Nymphenburg und bereute es, Dich nicht dorthin gebracht zu haben. Der Park iſt das Schönſte, was ich in dieſer Art kenne.

Nun, ich hoffe, du werdeſt München für einen guten Erholungsort anſehen, wenn auch nicht für die Beine, und dann können wir das Verſäumte nachholen. Ich taglöhnere jetzt weiter. Der kleine Felix iſt geſund trotz der Taufe, kurz die ganze Familie iſt in Ordnung und läßt Dich und die Deinen grüßen, ſowie ich Dich bitte, Deine liebe Frau und Rudi, der ſich vielleicht noch meiner erinnert.

Dein

A. Böcklin.

d. 29 ten Wegen Verunglückung der einzigen Enveloppe um 1 Tag verſpätet.

München 27 Nov. 72.

Lieber Freund!

Die Lebensverſicherungspapiere ſind pr. Deutſche Reichspoſt wider Erwarten richtig angekommen. Und nun nochmals meinen herzlichſten Dank für alle Deine Mühe, ſowie meine Gratulation, daß Du nun derſelben überhoben biſt. Daß Dir ſonſt noch genug zu thun übrig bleibt, dafür iſt wohl ſchon geſorgt. Es freut mich, daß bei Dir alles geſund iſt; dieß bleibt doch immer die Grundlage, auf der wir unſere Glücks Kabinetli bauen können. Wenigſtens hält es jedenfalls auf andere Weiſe ſchwer u. wer's kann, der iſt zu beneiden.

. . . Bei mir geht auch Alles ſeinen richtigen Gang. Der kleine Felix gedeiht prächtig u. meine Frau iſt geſunder als je, da ſich

Capranica. Tuschzeichnung von Carlo Böcklin.

ihr nervöſer Kopfſchmerz ſeltener und ſchwächer einſtellt. Unter ſo bewandten Umſtänden läßt ſich gut arbeiten. Alle Bilder, die Du bei mir geſehen, ſind ſchon expediert und ich arbeite jetzt, außer einigen Kleinigkeiten an einem großen Bild für die Wiener Ausſtellung.

Es wird Dich vielleicht intereſſieren, daß ich unter meinen Bekannten einen Rothblinden gefunden habe, einen ſehr geſchickten Holzſchneider (Xylograph) der ſich mit Vergnügen zu allen Verſuchen hergiebt. Ich hoffe auf dieſem Wege für mich Manches zu finden, glaube auch ſchon gefunden zu haben, daß ſehr viele Menſchen mehr oder weniger farbenblind ſind. So wird auf einmal begreiflich, wie die Urtheile über Farbeneindrücke ſo verſchieden ſein können. Wenn ich einmal mehr Material bei einander habe, ſo will ich es Dir mittheilen. Prof. Petzold erklärte mir Einiges, doch nicht ſo, daß es für andere Fälle ſtichhaltig wäre. Ein andermal mehr. Ich gehe jetzt einen Krug Weißbier trinken. Herzliche Grüße an Dich und die Deinen

A. Böcklin.

München 28 Mai 73.

Lieber Freund!

Nur ſchnell einige Worte als Lebenszeichen. Wir ſind alle geſund und wohl, nachdem wir viel Schlimmes hatten durchmachen müſſen. Nun geht es einem ſo, daß man nicht gern ſchreibt, wenn's einem ſchlecht geht; nun gar mir, der ſchon in guten Tagen das Schreiben als Selbſtpeinigungsmittel anſieht und zur Seltenheit anwendet. Was mag Deine liebe Frau ſagen, daß ihr ſo freundlicher Brief bis jetzt unbeantwortet geblieben. Zwar meine Frau, die kein Wort deutſch ſchreiben kann und nie können wird, drängte mich fortwährend; aber ich — ich bin ein großer Sünder, incapable à faire du bien. Thue Fürbitte für mich, und ſage ihr, wie ihr Brief gerade ankam, als Clara im höchſten Grad den Typhus hatte und meiner Frau ein freundliches Wort doppelt wohl that.

Du gehſt wohl dieſen Sommer nach Wien zur Ausſtellung. Wenn Du nicht einen beſonderen Abſtecher für Venedig vorhaſt, ſo würde Dich der Weg, wenn ich nicht irre, über München führen. Wir ſind jedenfalls hier, da wir nicht auf's Land gehen. Da könnte es ſich ganz ſchön machen, daß wir einige Tage miteinander wieder zubringen könnten. Deine Frau könnte ja auch einmal etwas riskieren und ſich mit den Augen überzeugen, daß der

Himmel nicht hinter dem Schwarzwald an die Erde anſtößt, ſondern daß die Herrlichkeit immer ſo weiter geht und man eben vom Himmel immer gleich weit weg iſt, was für uns Menſchen beſſer paßt.

Was ſoll ich Dir auf dieſem Wiſch noch mehr ſchreiben, als daß es fortwährend regnet, daß ich folglich nur meine Familie und mein Atelier ſehe, mich ganz in die Malerei eingeſponnen habe und faſt nur noch für das intereſſiere, was darauf Bezug hat? — Du wirſt denken: De gustibus . . . Drum will ich Dich Deinen Gedanken überlaſſen, auf welche Weiſe das Leben am beſten und reichſten auszufüllen iſt und Dich nur noch erinnern, daß ich nothwendig hie und da erfahren muß, wie es Dir und Deiner Familie geht.

Herzliche Grüße Dein

A. Böcklin.

Mitfolgend Einiges für den Sutt nebſt Grüßen.

München 10. März 74.

Mein lieber Freund!

Wenn ich abwarten wollte bis mir ſchiene, jetzt habe ich ſo recht bequem Zeit um eine ordentliche Epiſtel zu verfaſſen, ſo käme ich wohl nie dazu. Alſo im hiſtoriſchen Styl: Deine Nachrichten und opusculae über Farbenblindheit habe ich erhalten und bin Dir ſehr dankbar dafür, doch bin ich jetzt mit anderen Dingen beſchäftigt, daß ich einſtweilen dieſe letztere Frage mußte ruhen laſſen, ſo weit ſie nicht direkt in das Techniſche reicht. Hierüber ein andermal. Einſtweilen nur die Beobachtung an mir ſelber, daß der Eindruck der Farben, ſogar die Fähigkeit, einige derſelben zu ſehen, von der jeweiligen Stimmung od. vielmehr Verſtimmung abhängig iſt.

Wenn ſchon eine geraume Zeit ſeit Deinem letzten Bericht verfloſſen, ſo würde er doch hoffentlich jetzt eben ſo gut lauten, ſodaß, wenn man eine Subtraction machte — das Unangenehme vom Angenehmen — ein Plus von Angenehmen übrig bliebe. Wir in München waren in keiner ſo wünſchenswerthen Lage. Der Winter war abſcheulich, beſonders dadurch, daß die Cholera keine heitere Stimmung aufkommen ließ. Wenn man auch nicht gerade krank war, ſo war es doch oft, wie wenn einige Kobolte im Leibe Jägli's machten und hie und da anbohrten um hinauszukommen. Für mich allein wäre ich ruhig geweſen, auch fühlte

ich mich ziemlich ſtichfeſt, aber die Chance war achtfach! Du wirſt wohl ſchon davon gehört haben. Da mich Weber über die Sache fragt, daß wir M. verlaſſen werden. M. iſt ein gar zu armſeliger Aufenthalt für Künſtler, und ebenſo für die Familie. Da ich nun durchaus nicht vom Verkauf am Ort abhängig und mir die Wahl meines Aufenthaltes freiſteht, ſo werden wir, wenn der Sommer vorbei, etwa im September, nach Florenz ziehen, um dort zu bleiben. Nach Hauſe können wir ja doch nicht, und da iſt es in jeder Hinſicht beſſer in Florenz als in M. Doch hierüber ein andermal mehr.

Vor einiger Zeit ſchickte ich ein Bildchen an den Basler Kunſtverein, eigentlich mehr meinen Freunden zum Gruß, denn was eure Kenner dazu ſagen, iſt ſo ziemlich gleichgültig. Es ſoll mich aber freuen, wenn es Dir einen heiteren Augenblick macht.

Herzliche Grüße von uns allen an Deine liebe Frau und natürlich auch an Dich, in d. Erwartung, Euch noch hier zu ſehen, bevor wir verreiſen.

Dein

A. Böcklin.

Dr. Carl Burckhardt-Iſelin an Arnold Böcklin.

Carl Burckhardt-Iſelin war geboren am 2. Juli 1830 als zweiter Sohn des Ratsherrn Albrecht Burckhardt und Frau Louiſe geb. Reſpinger. Nach Beendigung ſeiner juriſtiſchen Studien trat er in den Staatsdienſt, wo er zuerſt als Kanzliſt und dann als Ratsſchreiber tätig war. Von 1868 an bekleidete er einige Jahre das Amt eines Unterſuchungsrichters und ſpäter das eines Polizeigerichtspräſidenten. Im Jahre 1873 wurde ihm die höchſte Würde des Kantons zuteil, indem er zum Bürgermeiſter erwählt wurde. In dieſe Zeit fielen die mehrjährigen heftigen Kämpfe um die Verfaſſungsreviſion. Carl Burckhardt, der erkannte, daß das bisherige Collegialſyſtem veraltet ſei und bei der raſchen wirtſchaftlichen Entwicklung des Gemeinweſens nicht mehr genügte und eine Änderung der Kantonsverfaſſung nötig ſei, wurde ein eifriger Förderer der Umgeſtaltung der ſtaatlichen Einrichtungen. Als die neue Verfaſſung ins Leben trat, wurde er, der letzte Bürgermeiſter, zum erſten Regierungspräſidenten des Kantons Baſel-Stadt gewählt. Zugleich übernahm er in der neuen Regierung die Verwaltung des Polizeidepartements, die er bis zu ſeinem Rücktritte innehatte. Im Jahre 1875 wurde er als Vertreter Baſels in den Nationalrat gewählt, dem er 1880/1881 präſidierte. Er verblieb in dieſer Behörde bis zum Jahre 1889. Carl Burckhardt hatte ſich

mit Fräulein Julie Iſelin von Baſel vermählt. Seine Ehe, die mit drei Töchtern und einem Sohn geſegnet war, bot das Bild eines überaus glücklichen und harmoniſchen Familienlebens. Mit beſonderer Liebe hing er an ſeinen elf Enkeln, denen er ein zärtlicher und humorvoller Großvater war. Burckhardt, ſchon äußerlich eine vornehme, ſympathiſche Erſcheinung, war von einer großen Liebenswürdigkeit, ein durch und durch rechtſchaffener nobler Charakter, dem auch ſeine politiſchen Gegner ihre Hochachtung nicht verſagten. Ein Schlaganfall, der ihn am 27. September 1892 traf, zwang ihn, auf jegliche Tätigkeit zu verzichten. Elf Monate ſchweren Leidens folgten, von denen ihn ein ſanfter Tod am 24. Auguſt 1893 erlöſte.

Baſel 18. Juli 1872.

Mein lieber Freund,

Deine freundſchaftlichen Zeilen vom 15. Juli, für die ich dir beſtens danke, haben mich in unſerem neuen Hauſe Gartenſtraße No. 24 angetroffen. Ich will dir dieſe Notiz zugleich als unſere neue Adreſſe empfehlen. Wir bewohnen nun unſer neues Haus ſeit ungefähr 3 Wochen, können aber zur Stunde noch nicht behaupten daß dasſelbe ganz fertig ſei. Bisher hatten wir immer noch Handwerker aller Art darin und vorausſichtlich werden wir dies und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten noch einige Zeit zu ertragen haben. Seit ungefähr zwei Wochen iſt mein Schwager Viſcher mit ſeiner Familie von Frankfurt hierher zurückgekehrt. Sein Haus iſt aber noch ſo weit zurück, daß er erſt in einigen Wochen wird einziehen können. Inzwiſchen wohnt er bei ſeinem Bruder Viſcher-Biſchoff und einige ſeiner Kinder bei uns. Außerdem erwarten wir in nächſter Zeit Verwandte meiner Frau aus Amerika zu Beſuch. Unter dieſen Verhältniſſen haben wir für die nun angebrochenen Ferien gar keinen Plan gemacht und mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich, ſtatt wie du die Welt mit guten Bildern, meine nächſten Umgebungen mit polizeigerichtlichen Urtheilen anfülle, theilen wir bei der Hand dasſelbe Loos, jeder an ſeinem Orte einſtweilen zu Hauſe zu bleiben. Wir haben aber den Gedanken eines Beſuches in München keineswegs aufgegeben, nur kann ich die Zeit noch nicht beſtimmen, wann dies geſchehen kann. Neben den erwähnten Abhaltungen kommt nämlich noch der dir vielleicht neue Umſtand in Betracht, daß ich das Amt eines Polizeigerichts Praeſidenten angetreten habe und wenn dieſe Stelle auch von keiner welterregenden Bedeutung iſt, ſo widerſtrebt es doch meiner Auffaſſung, dieſe eben

erſt angetretene Stelle ſofort mit einer Abweſenheit zu eröffnen. Hoffentlich läßt ſich dies aber ſpäter nachholen. Gottlob ſind Frau und Kinder alle wohl und wenn einmal beſtändigeres Wetter eintritt, ſo hoffe ich wenigſtens einige kleinere Ausflüge mit ihnen zu machen. Der Sutt hat am letzten Freitag ſeine offiziellen Sitzungen geſchloſſen und die wenigen hier zurückbleibenden Mitglieder wollen ſich bei Glock verſammeln. Von dem hieſigen Künſtlerfeſte, das du in deinem Briefe erwähnſt, kann ich dir leider nichts mittheilen, indem ich demſelben ganz fern geblieben bin. Wenn du gekommen wärſt, ſo hätteſt du jedenfalls als „Stern erſter Größe", wie du einmal in den Basler Nachrichten ausnahmsweiſe erwähnt warſt, in blauer Schärpe neben der Fahne durch die Stadt ziehen dürfen, als der Kunſtverein ſeine Herberge wechſelte. —

Ich habe dir nun aber hinlänglich von unſeren unbedeutenden Neuigkeiten vorgeſchwatzt und nun will ich nicht länger anſtehen, dir vorläufig zu dem erwarteten Zuwachs zu deiner Familie zu gratulieren und dir unſere aufrichtigſten Wünſche auszuſprechen, daß Alles recht gut von Statten gehen möge! Ebenſo hoffe ich daß Hans ſeit deinem Briefe wieder hergeſtellt ſei. Deine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Münchener Akademie hat mich mehr gefreut als überraſcht indem mir die Einrichtung dieſer Akademie nicht näher bekannt iſt. Doch zeigt mir der Umſtand daß du auf die in dieſer Ernennung liegende Anerkennung einigen Werth ſetzeſt, daß es keine unbedeutende Auszeichnung ſein muß. — Ich gratuliere alſo auch hierzu beſtens. vivat sequens! —

Ich will dich nun aber nicht länger ermüden und ſchließe mit den beſten Grüßen an dich und deine l. Frau von meiner Frau und deinem

Gartenſtraße 24. D C Burckhardt.

Baſel 22. Auguſt 1872.

Mein lieber Freund

Du mußt nicht erſchrecken, wenn ich dir ſchon wieder zumuthe einige Zeilen von meiner Hand zu entziffern. Der Anlaß der mich nun die Feder ergreifen läßt iſt für meine Frau und mich ein ſehr angenehmer. Es iſt mir nämlich gelungen mich aus vielen kleinen Hinderniſſen für einige Tage frei zu machen und wenn nichts Neues dazwiſchen kömmt, ſo hoffen wir am nächſten Dienstag 27. Auguſt Baſel zu verlaſſen und zu unſerem lang-

erſehnten Beſuche nach München zu kommen. Wir hoffen nur daß wir dir nicht zu unbequem fallen, wenn wir jetzt gerade kommen und hoffentlich kommen wir auch noch vor dem erwarteten Familienereigniß! Wahrſcheinlich werden wir am Mittwoch eintreffen und da möchte ich dich erſuchen mir mit 2 Worten zu berichten ob es wohl nöthig iſt im Voraus ein Zimmer in einem Gaſthof zu beſtellen und in welchem? Früher waren wir einmal in den 4 Jahreszeiten, doch wäre mir jeder andere reinliche und nicht zu weit von Euch entfernte Gaſthof ebenſo recht. Wenn ich keinen Bericht erhalte ſo nehme ich an es ſei unnöthig zu beſtellen und hoffe dich dann am Donnerstag in der Briennerſtraße zu treffen. Sollten wir Euch jetzt aber in Mindeſten unbequem ſein ſo ſage es offen, wir machen dann einen anderen Ausflug und behalten uns den Gruß an München für ſpäter vor.

Am nächſten Montag iſt hier großes St. Jacobsfeſt an dem ich noch theilnehme und von dem ich dir dann erzählen kann. Intereſſanter war mir die Erſcheinung von Aug. Kürſteiner der hier aufgetaucht iſt und uns im Sutt beſucht hat. Es ſcheint ihm gut zu gehen, wenn man gleich bei ſeinen Erzählungen manchmal die Fenſter aufſperren möchte, ſo als er uns letzthin erzählte es ſei in New York ſo kalt geweſen daß ſeiner Katze der Schwanz gefroren ſei.

Im Uebrigen geht hier Alles ſeinen ruhigen Weg, bei uns iſt Gottlob Alles wohl auf und ich hoffe nun mich bald überzeugen zu können daß auch bei Euch dasſelbe der Fall ſei. Viele herzliche Grüße von meiner Frau an deine Frau und dich ſowie auch von deinem

Gartenſtraße 24. D C Burckhardt

Baſel 26. Sept. 1872.

Mein lieber Freund

Die gute Nachricht von der glücklichen Entbindung deiner l. Frau hat uns ſehr gefreut. Wir wünſchen ihr von ganzem Herzen baldige und gute Erholung und deinem kleinen Sohne gutes Glück bei ſeinem Eintritt in die Welt, denn dieſes kann man immer brauchen. Wenn ich dir ſeit unſerer Abreiſe von München noch nicht ſchrieb, ſo hängt dies mit meinem horror scribendi zuſammen, der mich mit Allem Schriftlichen ſehr ſparſam umgehen heißt. Ich dachte auch du werdeſt dich mit dem Sprüchwort tröſten „keine Nachrichten gute Nachrichten“. Es war wirklich ein eigenthümliches Pech daß wir uns in München am letzten Abend noch

verfehlten, allein wir tragen einige Schuld daran. In der Ungewißheit ob wir dich noch antreffen würden, hatten wir deiner Frau hinterlaſſen wir würden Abends im Hôtel ſein. Nach dem Theater gingen wir dann aber ins National und erſt beim Nachhauſekommen erfuhren wir zu unſerem Bedauern daß du uns 2 Mal aufgeſucht habeſt. Wir ſind dir alſo für dieß Verſehen zur Entſchuldigung verpflichtet und nicht etwa du uns. Meine Frau hat unterdeſſen die Venusphotographie bei Frau Hübſcher abgegeben, wo ſie mit großem Dank aufgenommen wurde. Wie du vorausſetzeſt iſt unſere Heimreiſe gut von Statten gegangen. Bei prachtvollem Wetter ſahen wir die großartige Walhalla, ſodann Würzburg, Heidelberg und Straßburg. Ich will dir keine Reiſebeſchreibung liefern, ich will aber doch erwähnen daß wir bei all dem Schönen und Sehenswerten manchmal an München und nebenbei auch an die Maaßerl zurückdachten. Hier haben wir unſere Kinder alle wohl angetroffen. Gegenwärtig haben wir abwechſelnd Verdruß mit unſerem neuen Haus, das bereits verſchiedene Aenderungen und Reparaturen erfordert.

Im Sutt geht Alles ſeinen gewohnten Gang. Alle waren froh Nachricht von dir zu erhalten und ich habe deine Grüße freigebig ausgetheilt.

Fritz Burckhardt ſprach davon dieſe Herbſtferien nach München zu gehen, er wird dir wahrſcheinlich ſchon darüber geſchrieben haben. Mit vielen Grüßen meiner Frau an Euch Alle, denen ich mich ebenfalls anſchließe bleibe ich dein

D C Burckhardt.

Baſel 9 Januar 1873

Mein lieber Freund,

Soeben erhalte ich dein liebes Schreiben vom 7 Januar, das mir leider keine glänzenden Nachrichten von Euch bringt. Der einzige Troſt der ſich daraus ſchöpfen läßt, iſt daß die ſchlimmſte Zeit der Krankheit bei Euch vorüber zu ſein ſcheint, aber wie ich aus den wenigen Zeilen entnehme, wart Ihr Alle hart mitgenommen. Um ſo mehr iſt Grund vorhanden Euch ein gutes und glückliches Neujahr zu wünſchen; was wir Alle von Herzen thun! — Für uns iſt das Jahr gut und glücklich zu Ende gegangen, ſogar über die üblichen Strapazen des Jahreswechſels, die übrigens für uns nicht bedeutend waren, ſind wir ohne Beſchwerde hinweg gekommen. Frau und Kinder ſind Gottlob alle wohl; der außerordentliche milde Winter mag das Seinige zum Wohlbefinden

beitragen. In unſerem neuen Hauſe fühlen wir uns behaglich. Unſere Luftheizung, ſo weit wir ſie bis jetzt erprobt haben, funktioniert vortrefflich. In letzter Zeit hat man mich wieder zum Praeſidenten eines unſerer wenigen Gerichte, nämlich des Baugerichts, gemacht; ſo daß ich nun meine Zeit bald wieder ſo ſehr in Anſpruch genommen ſehe, als wenn ich irgend ein regelmäßiges Amt übernommen hätte. Glücklicher Weiſe geht es augenblicklich mit meiner Schreiberei nicht gar zu ſchlecht, obſchon ich noch immer nicht behaupten kann daß dies für mich eine ſpielende Beſchäftigung ſei. Bis ich nur ſo eine kleine Seite heruntergeſchmiert habe, muß ich unzählige Mal das Blatt rücken, Hand und Arm anders legen und Alles Mögliche thun, um überhaupt in annähernd leſerlichen Formen vorwärts zu kommen. Bei unſerm Nachbarn Viſcher geht auch Alles recht gut und wir haben durch unſere Nachbarſchaft gar manches Angenehme. Der Leimſutt hat ſeinen Jahresſchluß zwiſchen Weihnacht und Neujahr bei Haſenpfeffer und Bier gefeiert oder vielmehr begangen, denn von Feier kann man kaum ſprechen, da das Ganze ſehr in den gewöhnlichen Schranken ſich bewegte. Ich hatte die Einladung Bülachers*) übernommen und fand denſelben, als ich ihn in ſeiner neuen Wohnung aufſuchte, tief im Bett an Rheumatismen liegen. Ich machte ihn auf die ganz naſſe Wand ſeines Zimmers aufmerkſam; er wohnt nämlich in einem eben erſt vollendeten Haus an der Beniusgerſtraße. Obſchon nun die Tapete durch und durch naß war, behauptete er daß dies auf ſeinen Zuſtand keinen Einfluß habe, da er ſein Bett $1^1/_2$ Fuß von dieſer naſſen Wand entfernt habe. — Wie er da ſich erholen ſoll weiß ich nicht. Du erinnerſt dich wohl noch der Braut von Bülacher. Dieſe hat ſich ſeither mit einem buckligen Iffenthaler Kaſſier bei Riggenbach verlobt und dieſe Brautſchaft iſt nun auch wieder zurückgegangen. Um wieder auf den Leimſutt zurück zu kommen, ſo hält dieſer in alter Weiſe zuſammen, nur das etwa das eine oder andere Mitglied ſich immer ſeltener ſehen läßt. Unter dieſen zeichnet ſich Wieland durch Nichterſcheinen aus. Im Allgemeinen weiß ich dir von hier wenig Intereſſantes zu melden und ziehe daher vor zu ſchließen ehe ich ganz ungenießbar werde. Wenn du mir wieder ſchreibſt, ſo würde es mich freuen zu vernehmen an was du nun arbeiteſt; namentl. auch was aus all den Bildern geworden iſt die wir bei dir ſahen.

*) Karl Bülacher, Dr. phil. und Spitalapotheker, geboren 1828 geſtorben 1893. Er war Mitglied des Leimſuttes, der eine Zeitlang bei ſeinem Bruder, der Bierbrauer in Baſel war, tagte.

Meine Frau beauftragt mich ſpeziell mit Grüßen an Euch Alle und indem ich meine verſpäteten Neujahrswünſche wiederhole und Euch Allen gute Erholung und Geſundheit von Herzen wünſche, bleibe ich dein aufrichtig Ergebener

D C Burckhardt.

Arnold Böcklin an Dr. Burckhardt-Iſelin.

München 5 Oct. 71

Lieber Freund,

Nur ſchnell einige Zeilen, ſonſt kann ich vor böſem Gewiſſen nicht mehr ſchlafen, obſchon ich vorausſetze, Du und Deine liebe Frau werden trotz meinem Schweigen nicht einen Augenblick an uns zweifeln. Es wird nothwendig ſein, einigermaßen geſchichtlich zu verfahren, damit Du au fait biſt, Meine Finanzen waren bei der Ankunft in München ziemlich erſchöpft und bekamen durch die Bezahlung der enormen Gaſthofrechnung | beim Einzug der Truppen 16 Juli waren die Preiſe auf das Doppelte geſtiegen | und das Porto der theilweis ruinierten Möbel, den Todesſtoß. Nun galt es, ſo ſchnell als möglich wieder auf den Damm zu kommen. Ich hatte glücklicherweiſe gleich ein gutes Atelier und malte das Porträt eines ungariſchen Grafen, lebensgroß Knieſtück, für 1000 fl, dann zwei Landſchaften, jede zu 800 und verkaufte das mitgebrachte an Baron Schack. Jetzt habe ich ganz oder beinahe fertig noch eine Landſchaft, dann 2 Figurenbilder, die Melancholie und Cleopatra ferner den Centaurenkampf, den ich in Baſel ſkizziert habe, beinah 7 Fuß lang. Ferner angefangen die Frau des ungariſchen Grafen und einen Fürſten Mensdorf zu 3000 fl, ſo daß ich wieder aufathmen kann*). Dies wird Dir aber erklären, daß ich am Abend mich nur ſo ins Bett plumpen laſſe und fortwährend das Schreiben auf morgen aufſchiebe, wobei natürlich nichts herauskommt. — Bei unſerer Ankunft fanden wir eine Wohnung vor, die zwar hübſch, aber für uns doch zu klein iſt, und wir haben deshalb auf's Frühjahr gekündigt. Wir fühlen uns aber außerdem ziemlich wohl, nachdem das erſte Heimweh der Kinder überſtanden iſt, welche da alle unſere Bekannten auf dem Lande waren, Langeweile hatten und Baſel für ihr verlorenes Paradies anſahen. Was mich betrifft, ſo finde ich es vor-

*) Das Porträt eines ungariſchen Grafen, einer Gräfin und des Fürſten Mensdorf ſind als Bilder Arnold Böcklins nicht bekannt. Es gibt nur einen Fürſten dieſes Namens, der in Frage kommen könnte, Alexander Fürſt von Dietrichſtein zu Nikolsburg, Graf Mensdorff-Pouilly, der iſt aber ſchon am 14. Februar 1871 geſtorben.

theilhafter, mich mit der Gegenwart zu beschäftigen, das Unangenehme in der Vergangenheit sein zu lassen und mich des Angenehmen mit Dank zu erinnern. Und so spreche ich täglich mit meiner Frau von Dir und Deiner lieben Familie und hoffen sehnlich, Euch bald hier zu sehen. Zu sehen giebts hier viel, das Laub ist noch nicht welk und man verspricht sich allgemein einen schönen Spätherbst, das Bier — besser als im Sutt. Lasse einmal die Gerechtigkeit in Basel ohne Dich fertig werden und nimm zwei Plätze Schnellzug nach München. Ich bestelle vorher die Zimmer und warte mit meiner Frau auf dem Bahnhof.

Mit herzlichen Grüßen von uns allen an Euch alle

Dein

Briennerstraße 35/1 A. Böcklin

Im Hof Rüsch an Arnold Böcklin.

Basel 1. Octob. 1872.

Lieber Freund!

Durch unsern gemeinschaftlichen Freund Herrn Dr. Burckhardt-Iselin erhielt ich in letzter Zeit von Deinen guten Nachrichten u. freute es mich zu vernehmen, daß es Dir in dorten wohl geht. Ich hoffe daß es auch Deiner lieben Frau u. Familie in München gefällt und Alle die Deinigen der besten Gesundheit sich erfreuen.

Ich hatte nach meinem Besuch in Italien, der mir der mannigfachsten Genüsse brachte, nach meiner am 12. Mai erfolgten Rückkehr ein sehr bewegtes Leben. Meine Tochter Marie verlobte sich zwar in Rom mit Herrn Pfarrer Riggenbart Sohn von Hans Director R. in Olten u. die Hochzeit fand am 19. 7. statt, dann gab mir die Einweihung der Kunsthalle, des St. Jacobs Denkmals u. die Wiener Ausstellung hinlängst Stoff meine Zeit anzuwenden.

Gegenwärtig sind wir nun mit der Einrichtung zur Eröffnung der permanenten Ausstellung in der Kunsthalle beschäftigt, wozu wir die besten Aussichten, nachmals auch durch Beschickung von italienischen Künstlern haben.

In letzter Kommissionssitzung wurde vorgeschlagen, dein Porträtbild das der Verein besitzt an die Wiener Weltausstellung zu senden, wenn du nähmlich damit einverstanden bist u. weshalb ich dich hiermit anfrage. Gern hätte der Verein das im Besitze von Herrn Rathsherrn Merian-Iselin befindliche Gemälde von Petrarca hingesandt u. falls Herr Merian darin einwilliget, so würde dies gern von Seite des Vereins geschehen . . . Gieb ihm

daher drüber deine Anſicht, damit der Verein nach deinem Wunſche handeln kann. Vom Muſeum wird wohl nichts erhältlich ſein, da die Kommiſſion bereits für einen andern Anfang eine abſchlägige Antwort ertheilt hat. Von Seite des Herrn

Olevano Romano. Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

Oberſt Rieten eidg. General Commiſſär für Wien werden dir wohl die Einladungen zugekommen ſein Ich denke die Adreſſe unter welcher dir ſchreibe ſei die rechte.

Ich vernehme gerne daß dort gegenwärtig ein ſehr reges

Leben in den Kunſtgebieten herrſcht u. freue mich durch einige Worte von dir von deinem u. der lieben Deinigen, nahmentlich von meinem Pathenkinde Wohlbefinden directen Bericht zu erhalten. Wenn es ſich einmal ſchickt ſo würde ich dich gerne beſuchen u. dir in Freundſchaft die Hand zu reichen. Nebſt beſten Grüßen

Dein Freund

Im Hof.

Baſel 26 Apr 1876

Lieber Freund,

Bald iſt wieder ein halbes Jahr verfloſſen ſeit du mich mit deinem lieben Beſuche bald darauf mit deinen werthen Zeilen vom 30 t. Novb erfreuteſt daß ich dir für beide Freundſchaftsbezeugungen ſehr dankbar bin, darfſt du mir dennoch glauben, obgleich durch meine Schreibfaulheit dafür ſchlechten Beweis leiſte. Meine liebe Frau hat es auch gefreut, deine Bekanntſchaft zu machen, da ſie ſich für die Kunſt intereſſiert, waren ihr deine freien Äußerungen u. Anſchauungen von beſonderem Intereſſe. Sie hat auch wie du bemerkt haben wirſt, Verſtändnis nicht nur für das Hergebrachte ſondern auch für neue Leiſtungen. Wir bedauerten Beide daß du ſo preſſiert warſt u. nicht länger bei uns verweilteſt.

Leider haben wir ſeither einen ſchweren Verluſt an meinem lieben 9 jährigen Ernſtli erlitten, der nach kurzer Krankheit an einer tuberkuloſen Hirnentzündung uns am 22 t. Febr. entriſſen wurde. Das letzte 15te Kind meiner lieben Frau ſel. war es ſtets munter u. geſund, wie auch der Liebling u. der frohe Geſpiele, Aller geweſen.

Ich gab ſeiner Zeit Jordan den Auftrag dir ſogleich von der Verſendung deines Bildes an Herrn Fleiſchmann in München, zu unterrichten u. hoffe es ſei geſchehen. Du mußt deiner Vaterſtadt deine Gunſt nicht entziehen. Wenn der alte Satz daß der Prophet in ſeiner Heimath weniger gilt ſich auch bei dir bewahrheitet. Dein Freund Herr Profeſſor Burckhardt hat mir ſchon ſeit einiger Zeit ſeine lobenswerthe Abſicht dich wieder einmal zur Ausſtellung eines deiner bedeutenden Gemälde dahin zu veranlaſſen u. habe ich deshalb an Herrn Fleiſchmanns K. H. B. u. K. Hdg. in München geſchrieben, daß er uns für die Eröffnung unſerer ſogenannten Ausſtellung deine Centauren ſenden möchte. Derſelbe iſt auch wie er mir unterm 24 t. ſchreibt ganz dazu bereit, er wünſcht nur daß du ihm deine directe Ein-

willigung hierzu erteilest. Die permanente Ausstellungscommission wird im Fall des Nichtverkaufes die Hin- und Herfracht von München übernehmen. Wie mir Herr Professor Burckhardt sagte so verlangst du Mk. 5000 für das Bild. Wenn es dir recht ist, so würde nur die Provision, Kosten und Zoll zu decken den Preis auf Fs. 6750 versetzen. Was ich meiner Seits thun kann, wird gerne geschehn, doch glaube ich daß die Verwendg. von Burckhardt für dich erfolgreicher sein wird, da ich bei unserer Kunstvereinigung in schlechtem Geruch stehe, namentl. bei der Museeums Commission. —

Wie ich von Sandreuter Vater vernommen, so haben wir von seinem Sohn auch nächstens ein Bild zu gewärtigen.

Grüße mir deine werthe Frau u. lieben Kinder, besonders meine Pathe aufs Beste u. behalte mich in treuer Freundschaft

dein steter Freund

via Lorenzo magnifico
Port. San Gallo 49.

Im Hof Rüsch.

Basel 24. Juni 1876.

Lieber Freund,

Dein liebes Schreiben vom 19. Mai ist mir bestens zugekommen u. danke ich dir für die freundschaftliche Theilnahme, die du mir darin ausgesprochen. Wie du wahrscheinlich von Herrn Professor Fritz Burckhardt vernommen haben wirst, so sind trotz Allem u. Allem, was vorgekommen, deine Centauren in den sicheren Schutz des Museums durch den Einkauf derselben von Seite der Kunstkommission aufgenommen. Es freute mich für dich u. für mich daß dieses Werk deiner schöpferischen Kraft deiner Vaterstadt angehört. Ich konnte wie ich dir früher sagte wenig dazu beitragen, nur sorgte ich u. zwar noch zur rechten Stunde da auf dem Bilde der Preis von Fr 6000 — auf der Rückseite bemerkt u. auch affichirt wurde, daß dir der volle Betrag von Mk 5000 — oder Fr 6250 — zugetheilt werde. Wahrscheinlich hat unser Cassier Herr C. Burckhardt-Ryhiner dir diesen Betrag bereits übermittelt, da ich ihn gestern u. heute nicht in der Ausstellung traf, so kann ich nichts Bestimmtes angeben. Ich wollte das Bild noch im obern Saal den morgen nach Restauration desselben mit einer reichen Collection von Karlsruher Werken wieder eröffnen, ausgestellt haben, allein das Museeum wollte nicht die Hand dazu bieten. Mir war es nur darum zu thun, solches noch im besten Licht dem Publikum zu zeigen.

Zu gleicher Zeit wurde auch für die öffentl. Kunſtſammlung eine Landſchaft von Maler Staebli gekauft, der Kunſtverein hat das recht brave Gemälde von deinem Schüler u. Nachahmer Sandreuter für die Verloſung gekauft. Mit einiger Geduld und Bequemlichkeit kommen wir ſo nach u. nach in die Stellung unſeren Freunden den Künſtlern wenigſtens indirecte einige Nachhülfe zu verſchaffen.

Deiner Einladung nach Florenz zu kommen würde ich ſchon gern entſprechen. Es war die einzige Stadt in Italien, die ich zweimal beſuchte, die ich gern zum dritten u. nicht zum letzten Mal beſuchen möchte, beſonders wenn ich noch den Vortheil hätte dich zu meinem Cicerone zu haben.

Deine liebe Tochter Clara wird nun ſchon den Brautſchleier hinter ſich geworfen haben. Empfiehl mich deiner werthen Frau u. küſſe für mich meine Pathe

In alter Freundſchaft

Dein Im Hof.

Vielleicht zum Überfluß lege noch die Recenſion deines Bildes in der Grenzpoſt bei —

Rudolf Schick an Arnold Böcklin.

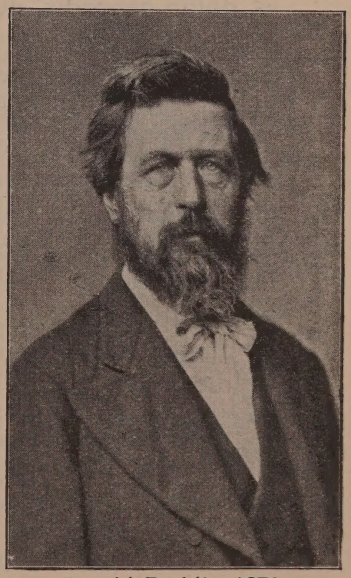
Berlin am 9ten Feb. 1873.

Lieber Herr Profeſſor!

Sie haben hoffentlich die Correſpondenzkarte erhalten, mit welcher ich Ihnen vor beinahe 14 Tagen die Ankunft Ihrer herrlichen Bilder einſtweilen meldete, indem ich mit dieſem Brief noch etwas warten, und die Meinung des Publicums und beſonders der Künſtler nach Möglichkeit erforſchen wollte. Ich kann Ihnen wenigſtens zu Ihrer Genugthuung mittheilen, daß Ihre Bilder Aufregung unter die Künſtler gebracht, und daß heftig über Berechtigung und Nichtberechtigung Ihrer Kunſtanſchauung disputiert worden iſt. Leider bekannte ſich die Mehrzahl zu Ihren Gegnern, und es hat mir in der Seele weh gethan, ſo viele erbarmungslos abſprechende Urtheile vernehmen zu müſſen, und das von Künſtlern, welche den Geſchmack des großen Publicums repräſentieren, allerdings auch um die Gunſt desſelben buhlen. Dieſe bezeichneten Ihre Arbeiten geradezu als verrückt, und die ernſte Tendenz derſelben erſchien dieſen Menſchen, deren Lebenszweck üppiger, verſchwenderiſcher Genuß iſt, als Häßlichkeit, die in der wahren Kunſt, welche nur Schönes darzuſtellen hätte, unzuläßig iſt. Das

iſt die Anſicht Ihrer, leider ſehr zahlreichen Gegner, die ſich natürlich in blaſierter Weiſe garnicht einmal die Mühe geben wollen, etwas herauszuſehen. Nun habe ich aber auch Viele gefunden, die halb unbewußt doch herausfühlten, daß ein großes, echt künſtleriſches Streben in Ihren Bildern lebt, die aber je nach ihrer ſpeciellen Anſchauung bald dieſes, bald jenes daran auszuſetzen hatten. So z. B. Gentz, den ich als einen klugen und beſonnenen Menſchen ſehr hoch ſchätze, und der in ſeiner Specialität: dem orientaliſchen Sitten- u. Stimmungsgemälde à la Gérome ſehr tüchtiges leiſtet. Er ſtellte Ihre Bilder denen Delacroix's zur Seite, und ſagte mir: „Als ich in Ihren Jahren in Paris ähnliche Schöpfungen von Delacroix geſehen, haben ſie mich ſo hingeriſſen, daß ich Nachts nicht ſchlafen konnte. Jetzt denke ich anders darüber; die Zeit iſt über den Sturm u. Drang hinfort gegangen und klarer und beſonnener geworden und beſchäftigt ſich ungern mit den halb zerfloſſenen, myſtiſchen Phantaſiegebilden von damals.“ Sie werden hochverehrter Herr Profeſſor, daraus erkennen, daß der Mann eben alt und nüchtern geworden, und das jugendliche Feuer, welches ſie ſich bewahrt haben, bei ihm im Erlöſchen iſt. Eine Anzahl anderer Maler, wie Aug. v. Heyden, Knille, Hildebrandt u. a., die ſich mit Geſchick auf dekorative Arbeiten gelegt haben, erkannten den Centaurenkampf und Cleopatra ſehr an, meinten jedoch bei erſterem Bilde könnte der Effect noch ſchlagender u. plaſtiſcher werden dadurch, daß der Steinſchleuderer ſich faſt allein als dunkle Silhouette von der weißen Luft abhebt, und auf der anderen Seite die vordere ſtürzende Gruppe in hellem Licht vor einer dunklen Luft oder Bergwand gemalt wäre. Bei der Cleopatra waren faſt alle darüber einig, daß es ungünſtig ſei, daß der Kopf an den oberen Rand des Bildes ſtößt; ferner ſähe der tiefe Schatten auf dem Geſicht und der darüber ſo ſtark vorſpringende Rahmen ſo aus, als ſäße die Figur in einem Kaſten. Meine Anſicht, daß ſie wohl die Abſicht gehabt haben, den Beſchauer das Beängſtigende und Rettungsloſe der Situation dadurch mehr empfinden zu laſſen, drang nicht durch. Ebenſo haben wenige die eigenthümliche Farbenerſcheinung des Bildes begreifen können, die mir ſehr bezeichnend wie ein Aufſchrei, wie Gift und Tod zu klingen ſcheint. Man antwortete mir, wenn das ſo beabſichtigt wäre, ſo wäre das eben bloße Reflexion, die andere nicht verſtünden. Das Bild wäre in der Farbe eine ungelöſte Diſſonanz und deshalb werde man vom Bilde getrieben den auflöſenden Accord außerhalb in andern Bildern zu ſuchen und dergl. mehr. Die

Landſchaft mit dem Tempel gefällt allgemein; man bewundert die graziöſe Form und den köſtlichen Morgenhimmel. Die Euterpe dagegen hat von allen Bildern am wenigſten Anerkennung gefunden. Man kann ſich nicht darüber hinfort ſetzen, daß Figur und Reh nicht richtig und ſchön genug gezeichnet ſeien, daß namentlich ihre Beine zu kurz ſeien. Die Farbe im Himmel erſcheint den Leuten zu brillant; man wünſcht das Blau ganz fort. — Über das Selbſtportrait gehen die Anſichten faſt am meiſten auseinander. Man wünſchte den Grund zu wiſſen, wie der Maler auf einen ſo seltſamen Gedanken kommen konnte. Den echten Realiſten gefiel dieſes Bild am meiſten, — vielleicht, weil ſie am meiſten direct benutzte Natur darin ſahen. Bezeichnend für die Naturbeobachtung in Ihren Bildern iſt, daß den Thiermalern (z. B. Steffeck) Ihr Centaurenbild am beſten gefiel, den Landſchaftern Ihre Landſchaft, und die Figurenmaler hielten ſich faſt ausſchließlich an das Selbſtportrait und die Cleopatra. Sie ſehen, lieber Herr Profeſſor, wie buntſcheckig die Kritik iſt, und wie unmöglich es iſt, es Allen recht zu machen. Ich weiß, Sie werden gelaſſen über das oben Geſagte denken und es mir nicht übel nehmen, daß ich Ihnen Alles ſo grade herausgeſagt habe. Mir gefallen Ihre Bilder ganz außerordentlich, und iſt mir, als leſe ich in jedem ein Gedicht. Ich meine im Centaurenbild das Ringen von Urmächten zu ſehen; hinten in klarer Luft die feſtgeballten Schneewolken, die den Giganten als Brücke zum Himmel gedient haben, vorn die höchſte Bergkuppe, die in eiſige Luft hineinragt. Es iſt ganz meiſterhaft in der Stimmung. — Bei der Euterpe, die ſo wenig Sympathie gefunden, gefällt mir die Bilderſcheinung ungemein und entzückend finde ich das Landſchaftliche daran. Auch die anderen Bilder ſcheinen mir ohlagend gelöſt, und finde ich die oben angeführten Bemerkungen durchaus nicht berechtigt. Wenn ich nun aber auch eine Bemerkung los laſſen dürfte (damit Sie ſehen, daß ich mit Nichts zurückhalte), ſo wäre es ein Wort über die Erſcheinung, die die Bilder im Vergleich mit einander haben. Mir erſcheinen in unſerm Ausſtellungsraum Centauren, Cleopatra und Selbſt-



Arnold Böcklin 1872.

portrait durchaus gelungen, ernſt und charakteriſtiſch, — Euterpe u. Landſchaft aber gleich dunkel, und da ſie einen ferneren und freieren Raum darſtellen zu wenig luftig in den tiefen Farben. Haben Sie etwa ein dunkel geſtrichenes Atelier und etwas grelles Licht? Bei der Euterpe ſcheint mir die Urſache der dunkeln Erſcheinung in der laſirten Behandlung des braunen Gewandes, des Raſens u. der Luft zu liegen, und mußte ich an Ihre ſo grau und pastos gemalte Hirſchjagd denken, die dennoch luftig und farbig neben der Steffanſchen mit laſierenden, brillanten Farben behandelten Landſchaft ausſieht. Nichts für ungut, lieber Herr Profeſſor, es iſt eine Sache von geringer Wichtigkeit, da die Bilder ja für den Einzelverkauf beſtimmt ſind und nur in der Ausſtellung zum Vergleich auffordern. — Bewundernswürdig finde ich Ihre Auffaſſung der Cleopatra als leidenſchaftlichen Dämon, und nicht, wie man es ſeit Guido Reni gewohnt war, als ſchönes ſanftes Weib, das mit einem Madonnenblick zum Himmel die Schlange an den Buſen ſetzt. Am meiſten bedaure ich, daß ſich noch keines Ihrer Bilder verkauft hat, denn der ſtarke Widerſpruch iſt im Grunde als ein großer Erfolg anzuſehen und als ein Beweis für die Bedeutſamkeit Ihrer Schöpfungen. Jener Herr aus Breslau, von deſſen Anfrage Büreauvorſteher Woyte Ihnen ſchrieb, wollte zu wenig geben (Er hatte anfangs 600 M geboten) und hoffe ich, Sie werden dieſes Bild noch einmal beſſer verkaufen. — Ich habe es dahin gebracht, daß Prof. Alb. Wolff (Bildhauer) welcher zum Verwaltungsrath der Nationalgallerie gehört, die Centauren zum Ankauf vorſchlagen wird, doch fürchte ich, er wird Schwierigkeiten finden, da die Direction in dieſem Jahre bereits ihre disponiblen 25.000 M für den Ankauf der permanenten Gallerie des Berliner Kunſtvereins ausgegeben hat. Doch möchte ich Ihnen rathen, das Bild nicht zu bald zurückzuziehen. — Schade, daß Reinhold Begas nicht bei Stroußberg für Sie wirken kann, da derſelbe nach den letzten, ſeine Machinationen aufdeckenden Parlamentsverhandlungen vollſtändigem Sturz entgegen geht. Kritiken in Zeitungen ſind mir noch nicht zu Geſicht gekommen. Wenn ich welche finde, werde ich ſie Ihnen zuſenden, obwohl ſie faſt immer werthloſes Gewäſch irgend eines Dilettanten ſind. — Noch eine Frage nach Ihrer Technik erlauben Sie mir. Malten Sie mit Copaiva Ihre Bilder? Ich brauche ihn faſt garnicht mehr, ſondern nur etwas Siccatif, ſonſt ziemlich trocken, u. reibe höchſtens im Winter eingeſchlagene Stellen mit Copaiva ſtatt mit Leinöl an, damit es ſchneller anziehe und trockne. Die Landsberger Farben

ſcheinen mir nicht gut; entweder zu ölig, oder zu myſtiſch nach Schwefeläther u. andern Chemikalien riechend. Meine Proben von letzteren Farben ſind alle geriſſen, vielleicht weil der Bindeſtoff zerſtört war. Meine Proben von Cremſerweiß verſchiedener Fabriken ſind faſt ſtets geriſſen, ich male deshalb nur noch mit Zinkweiß. — Ihre Nachricht von der Geburt eines 6ten Kindes hat mich um ſo mehr überraſcht, als ich auch von der Exiſtenz des 5ten noch nichts wußte. Nun, mögen Sie Glück und Freude an ihnen erleben, das wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen! Es betrübt mich ſehr, daß Sie bei Ihrer edlen Künſtlerſchaft u. trotz Ihres heldenmüthigen Ausharrens bei Ihrer Überzeugung nicht mehr Gunſt des Publicums u. leichteren Verkauf errungen haben, was kein Einziger ſo, wie Sie, verdienen würde. Es iſt dies ein Bedauern, welches Alle theilen, die Ihre Anſchauung ſchätzen, und habe ich wiederholt von Leuten, wie Gentz, Henneberg, Dieffenbach, R. Begas und andern die Äußerung gehört: Es wäre unendlich ſchade, daß Sie ſo finſtere oder mythologiſche Themata wählten. Sie könnten bei anmuthigeren Süjets und directerem Anſchluß an die Natur, mehr als irgend ein anderer Künſtler Liebling des Publicums werden."

Indem ich Sie herzlich grüße, bitte ich Sie, mir Ihre Zuneigung zu bewahren und zu glauben an die aufrichtige Hochachtung

Ihres Rudolf Schick.

Bitte um herzliche Empfehlung an Ihre hochverehrte Frau Gemahlin, ſo wie viele freundſchaftliche Grüße an Ihre Kinder. Da ich bis Oſtern im Künſtlerverein noch zur Ausſtellungscommiſſion gehöre, habe ich es durchſetzen können, daß Ihre Bilder in einer geſchloſſenen Gruppe aufgehängt wurden, und zwar mit dem Centrum in Geſichtshöhe: Euterpe, Portrait, Landſchaft und Cleopatra, und über den mittleren wegen des tiefen Horizontes die Centauren. Iſt es Ihnen ſo recht?

Ihre Bilder ſchlagen an plaſtiſcher, körperlicher Wirkung alle übrigen der Ausſtellung, welche dagegen, flach, fahlbräunlich und ängſtlich ausſehen. Die Centauren machen vielleicht eine etwas zu harte und dadurch ſchwärzliche Silhouette, als könnte ſie gegen das Leuchten der glänzend weißen Luft ſich etwas leichter und lichtüberfloſſener abheben.

Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme. Mit meiner Geſundheit geht es wieder ſo ziemlich, doch muß ich noch ſehr vorſichtig ſein. In Betreff des Unterrichtens theile ich Ihre Anſicht, und werde ich es ſo bald, als thunlich, wieder aufgeben.

Berlin am 14. Febr. 1873.

Lieber Herr Profeſſor!

Ihre Depeſche habe ich $3^{3}/_{4}$ Stunden nach ihrer Aufgabe (um $4^{1}/_{2}$ Uhr) erhalten u. am Abend Herrn Woyte übergeben können. Den Brief erhielt ich heute früh u. habe, da die Depeſche ſpäteren Datums war, nur den Inhalt der Depeſche befolgt. Sie haben unterdeſſen wohl die Rückantwort des Breslauer Reflectanten empfangen, der ihnen 750—800 M bietet. Er iſt, wie ich aus Brief und Namen erſehe, ebenfalls Jude, Sammler u. Renommiſt, hat weder wahres Kunſtintereſſe, noch einen beſtimmten nach einer Richtung neigenden Geſchmack, und kauft dem Namen nach. Er renommiert, daß er alljährlich zum wohlthätigen Zweck ſeine neu angekauften Bilder in Breslau ausſtelle, und daß ja damit Ihr Name und Ihre Kunſt bei dem Breslauer Publicum eingeführt würden, was Ihnen ja auch von Wichtigkeit ſein müßte. Übrigens macht er ziemlich viel Worte, ſo daß man erkennen kann, daß ihm doch an dem Beſitz Ihres Bildes etwas gelegen iſt. Banquier Liebermann hat Ihren Beſcheid heute erhalten. Ich habe ihm durch Herrn Woyte ſchreiben laſſen, Sie hofften, daß er wenigſtens noch die $5\,\%$ alſo 30 Rthl. Proviſion übernehmen würde, die Ihnen die Künſtlervereins=Ausſtellung noch in Abzug bringen würde, ſo daß Sie wenigſtens die runde Summe von 600 Mark erhalten. Beiliegend ſende ich Ihnen die Recenſion Ihrer Bilder in der Berliniſchen (ſogenannten Voſſiſchen) Zeitung. Ich halte ſie nach den Urtheilen, die ich bisher gehört, für ſehr anerkennend und bin ſehr erfreut darüber. Ludwig Pietſch, früher Maler, gilt hier als erſte kritiſche Größe in Kunſtſachen und hat ſich zum beliebteſten Feuilletoniſten aufgeſchwungen. Er iſt wenigſtens ein freundlicher, jovialer Mann, der die Welt ſtets von der beſten Seite nimmt, wie Sie aus den Recenſionen der mitausgeſtellten Bilder erſehen werden, und keiner von den verbiſſenen Schurken, welche früher wenigſtens in München die Stelle der Kritiker einnahmen. — Wie charakterlos von den meiſten Malern geurtheilt wird, habe ich geſtern im Künſtlerverein erfahren; es haben verſchiedene arge Ketzermeiſter in Folge dieſer Recenſion freundlichere Seiten aufgezogen und Ihre Bilder in hohen Phraſen anerkannt.

Haben Sie nur noch etwas Geduld mit dem Berliner Publicum. Es muß ſich an Sie erſt gewöhnen, und es fängt ſchon damit an. Wenn die Anſicht erſt allgemein geworden ſein wird, daß Ihre Bilder geiſtvolle Schöpfungen ſind, ſo wird auch jedes derſelben

mit Achtung aufgenommen. So ist es auch Menzel mit seinen Bildern gegangen, der eigentlich populär nie werden wird, der aber trotzdem wie ein Papst dasteht und dessen Bilder von den Berlinern jetzt als völlich „unfehlbar" hingenommen und mit Tausenden bezahlt werden.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr Rudolf Schick.

Berlin am 23. Febr. 1873.

Lieber Herr Professor!

Es ist zwar Nichts von Wichtigkeit vorgefallen, jedoch glaube ich, daß es für Ihre Entschließung von einigem Belang ist, wenn ich Ihnen so viel von Nebenumständen, wie möglich mittheile, die auf den Verkauf Ihrer Bilder Bezug haben. Wie ich erfahre, hat Ihnen Herr Woyte von der Anfrage des Banquiers Oppenheim nach dem genauesten Preise der Landschaft geschrieben; Sie gingen darauf in Ihrer Antwort bis 1000 M herab. Nach Mittheilung dieses Bescheids an Oppenheim und nach mehrmaligem Anfragen, erwiderte er endlich, er wollte es sich noch überlegen, 1000 M wären etwas viel, der Künstlerverein solle sich in dieser Sache durchaus nicht gebunden fühlen, sondern falls sich eine günstigere Gelegenheit böte, das Bild verkaufen, er würde sich die Sache noch überdenken. Nun hat ein anderer Reflectant 800 geboten. Haben Sie das Geld jetzt nicht so nöthig und etwa Bilder in Arbeit, die Sie dem Thema nach für sehr verkäuflich halten, so rathe ich Ihnen, halten Sie den Preis von 1000 noch fest. Die Gefahr ist nur die, daß der 2te Reflectant, wenn Sie mit dem Bescheid lange zögern würden, die von jenem zurückgewiesene Waare dann vielleicht auch nicht mehr annimmt. Die Bilder sind nun schon mehrere Wochen ausgestellt. Leidenschaftliche Kaufbegehr zeigt sich gewöhnlich gleich in der ersten Zeit des Ausstellens. Ferner verrauscht der günstige Eindruck, den die Interesse weckende Recension von L. Pietsch hervorgebracht hat, in dem Rausch von Vergnügungen u. Schaustellungen, den eine große Stadt wie Berlin dem reichen Mann in der Carnevalszeit bietet, gar bald.

Schlagen Sie also mit 800 zu, so würden Sie gut thun, den Entschluß telegraphisch anzuzeigen.

Ich bedaure, daß Liebermann selbst die 30 M Procente an den Verein zu zahlen verweigert hat. Wie ich erfahre, freut er sich jetzt, das Bild zu besitzen, nachdem ihm Passini die größten Elogen

für seinen guten Geschmack bei diesem Kauf gemacht hat. Ein andrer hiesiger Maler von Bedeutung, Paul Meyerheim, hat ihm darauf angelegentlich die Centaurenschlacht zum Kauf angerühmt, worauf er neuerdings zu Woyte geäußert hat: er würde sie kaufen, wenn er sie recht billig bekäme. Woyte will Ihnen dies auch nächstens mittheilen. Der Käufer Ihrer Cleopatra heißt Kaufmann Schweitzer in Breslau. Das Geld haben Sie wohl bereits erhalten. Ich rieth selbst dem Woyte, sie dem Käufer bald zu schicken, damit er bald seine Kaufsumme auszahle. Es war auf jeden Fall für Sie von Vortheil, daß Sie 5 Bilder zugleich ausstellten. Denn, wenn auch unterdessen verschiedene neue Bilder in die Ausstellung gekommen sind, so blieben diesen vereinzelten Novitäten gegenüber Ihre Bilder doch sehr Hauptsehenswürdigkeit der Ausstellung, als dies der Fall sein würde, wenn Sie nur eines oder zwei ausgestellt hätten. Ich rathe Ihnen daher, es mit der Bezahlung der Selbstportraits, die übrigens Ihnen ja sicher ist, — so lange als möglich ausstehen zu lassen, damit das Bild noch ausgestellt bleibe. — Die Landschaft hätten Sie doppelt so groß malen sollen, dann hätte man gern einen viel höheren Preis als den ausgestellten bezahlt. Sie ist den Leuten zu klein für diesen Preis.

Die Recension, die ich Ihnen neulich schickte, haben Sie doch erhalten?

Der Firniß der Landschaft ist an mehreren Stellen blind geworden. Reiben mit einem seidenen Tuche nahm es einigermaßen fort. Wie ist so etwas zu behandeln? Womit ist das Bild gemalt oder gefirnißt?

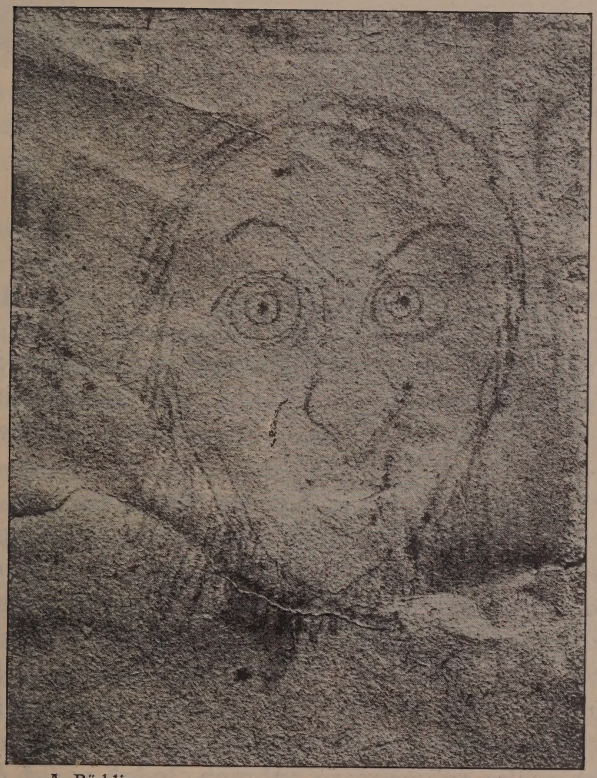
Mit herzlichen Grüßen an Sie und die lieben Ihrigen bleibe ich

Ihr treu ergebener

R. Schick.

Zum Zeichen, daß ich jetzt mehr Courage habe, als früher, möchte ich Ihnen mittheilen, daß ich in der vorigen Woche in 4 Abenden ein 10′ großes Transparentbild mit über 10 Figuren für das Weihnachtsfest des Künstlervereins gemalt habe, das sich Beifall erworben hat. Leider war es nichts selbst Erfundenes, sondern nur die Reminiscenz eines Bildes von Tadema: „Altegyptische Todtenklage", welches ich ohne Hülfsmittel herzustellen hatte. Auf jeden Fall eine gute Gedächtnißübung. Das Bild war vor einem halben Jahre in der Berliner Ausstellung gewesen und bei unserem gestrigen Fest in Beziehung zu einer scenischen Darstellung gebracht worden. Transparentbilder sind ein speciell in

Berlin cultivierter Zweig der Malerei, der oft zur Verwendung kommt, und Sie Herr Professor, sicherlich interessieren würde. Es ist die dankbarste Malart, denn man kann bei der großen Scala von fast wirklichem Licht zu fast undurchdringlichem Schatten eine fast plastische Erscheinung erreichen.



A. Böcklin:
Karikatur für seinen Enkel Reinhard Bruckmann „Schullehrer".
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München).

Böcklins Haus in Via Lorenzo il Magnifico, Florenz.

X.

Florenz.

1874—1885.

Wenn man von der Unbehilflichkeit und Ungeſchicklichkeit der Künſtler ſpricht, muß man Arnold Böcklin in allererſter Reihe nennen. Er war in Dingen des täglichen Lebens ſo unpraktiſch wie nur irgend möglich und wenn er etwas auch noch ſo gut beſorgt zu haben glaubte, hatte die Geſchichte am letzten Ende doch immer einen Haken. So ging es auch mit der Wohnung in Florenz.

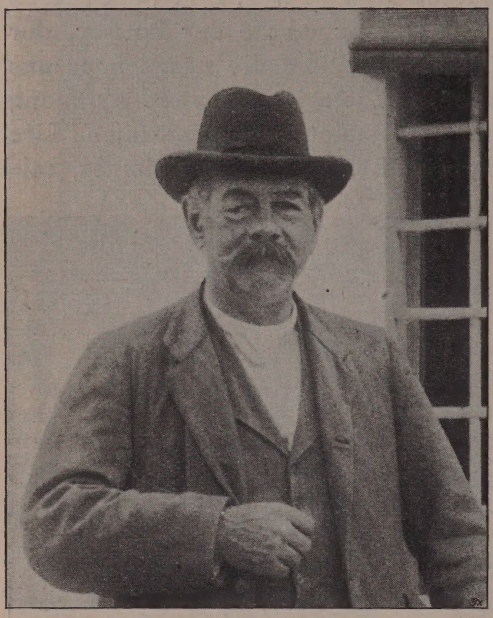
Schon in München bei der denkwürdigen Abreiſe ohne Gepäck im ſtrömenden Regen ſchwärmte er von der großartigen Florentiner Wohnung, die er geſehen und von dem billigen Preiſe, zu dem er ſie gemietet habe. Die Wohnung umfaßte das ganze Erdgeſchoß des Villino Falcini und lag in der Via Lorenzo il Magnifico. Schon dieſe Namen allein mit dem italieniſchen Zauber hatten hingereicht, meinen Gatten völlig gefangen zu nehmen, ſodaß er ſich die Wohnung ſelbſt eigentlich garnicht angeſehen hatte. Er war ans Fenſter getreten, hatte die Ausſicht ſtudiert, und das war für ihn die Hauptſache. Wieviel Zimmer die Wohnung enthielt, wie ſie lagen, davon wußte er nichts. Daß die Gegend noch ganz wenig bebaut und ſchlecht beleuchtet war, das überſah er gleichfalls vollſtändig.

Als ich dann nach dreiwöchigem Aufenthalt im Albergo Contrucci in Prato nach dem Villino Falcini kam, erſchrak ich. Es war eine Wohnung, die eigentlich aus lauter Korridoren beſtand. Die

Zimmer eng und klein, unſer Eßzimmer lag ſogar im Souterrain und war nur mäßig von zwei kleinen Fenſtern beleuchtet. An den Wänden war eine Art Laube mit Vögeln gemalt, die infolge der Feuchtigkeit in einem recht erbärmlichen Zuſtand war. Einen der beiden vorgebauten Flügel, die Terraſſen trugen, bewohnte der Portier, der Beſitzer ſelbſt hatte ein Haus in der Stadt, und die Etage über uns war an eine zweite Familie vermietet. Dieſe jammervolle Wohnung nun hatte ſich mein Gatte für eine Jahresmiete von dreitauſend Lire aufſchwatzen laſſen. Es war allerdings ein Atelier dabei, ein kleines, freiſtehendes Häuschen, das früher eine Remiſe geweſen war und ein kleiner Garten, in dem Feigenbäume wuchſen. Dieſe imponierten meinem Gatten ganz beſonders, da er ſein ganzes Leben lang ein großer Freund der Feigen war. Das Atelier taugte garnichts, denn dem Hauptfenſter gegenüber erhob ſich eine blendend weiß geſtrichene Mauer, die den ganzen Tag von der Sonne beſchienen, ihre ſchneidenden Reflexe direkt in das Auge des arbeitenden Künſtlers warf. Die Folge davon war, daß mein Gatte ſich ein einſeitiges Augenleiden zuzog, ſodaß er ſchließlich gewiſſe Dinge nur noch mit einem Glaſe ſehen konnte. Statt ſich aber wie gewöhnliche Sterbliche eine richtige Brille zu kaufen, verwendete er ein ſchiefgeſchliffenes Glas aus einem alten Stereoskop. Dann kaufte er ſich eine Lupe und endlich entſchloß er ſich doch, als alle Hilfsmittel nichts mehr nützten, zu einer Brille. Die ſcheußliche Wohnung hatte aber noch eine andere, für meinen Gatten und mich viel ſchmerzlichere Folge, denn unſere kleine Beatrice, die am 2. September 1876 dort geboren war, erkrankte infolge der ungeſunden Feuchtigkeit an Lungenentzündung und ſtarb uns. In Prato, wo wir die erſten drei Wochen ſehr billig gelebt hatten, hatten wir uns auch eine Magd gemietet. Sie hieß Rosina Boeris und ſollte noch eine bedeutungsvolle Rolle im Hauſe ſpielen.

Böcklins Atelier in Via Lungo il Mugnone (Florenz).

Mein Gatte hatte sich in jener Zeit sehr eingehend mit dem Studium der alten Temperabilder der Präraffaeleliten beschäftigt und in den Tagen, die wir in Prato zubrachten, auch Florenz eingehend nach gutem Wein durchforscht. Bei dieser Gelegenheit machte er die Bekanntschaft Rossis, der in der Cantina Strozzi einen kleinen Weinhandel betrieb, und später zum Stammtischwirt des Künstlerkreises um Arnold avancierte. Es gefiel meinem Gatten damals so gut in Florenz, daß er stets erst mit dem letzten Zuge zu uns nach Prato zurückkam.



Victor Zurhelle.

Anfang Oktober hatten wir uns in der neuen Wohnung so gut es ging eingerichtet und es schien, als ob sich die Sache besser anlassen würde, als wir gehofft hatten. Florenz war in jener Zeit außerordentlich verrufen und wimmelte von Bettlern. Das Leben war billig, es kostete fast nichts. Viele Wohnungen standen leer und man hätte für einen Spottpreis mieten können. — Es gab überhaupt keine Werte in jener Zeit und so konnten wir mit dem Wenigen, das ein Künstler stets dann verdient, wenn er in ein neues Milieu versetzt wird, immer noch in gewisser Beziehung opulent leben. Mein Gatte war in seinem Element, er war wieder in Italien, er sah wieder die Motive, die ihn von Jugend auf gereizt hatten, wenn auch in einer etwas veränderten Form, und in jenen Tagen ist der erste Gedanke zu einem seiner machtvollsten Bilder, zum Prometheus entstanden. Wenn er nämlich abends an dem nahen Mugnone spazieren ging, hatte er das gewaltige Massiv des Monte Morello vor sich, der ihm, wenn er dunkles Gewölk auf seinem Haupte gesammelt hatte, das Urbild zum 1882 gemalten Prometheus gab.

Er machte auch bald Bekanntschaften, die freilich nicht besonders herzlich wurden. Am Lungo il Mugnone hatte der Glasmaler Wladimir Swertchkoff ein Atelierhaus gebaut, dessen einzelne Räume er an verschiedene Künstler vermietete, die mein Gatte fast alle kennen lernte. Da war Bruzzi, der Genrelandschaften mit großem Geschick malte und gerade in jenen Tagen ein hübsches Bild fertig hatte, das

flüchtende Schafe darstellte. Es hieß „Ecco il lupo". „Der Wolf kommt." Mein Gatte meinte nun, das Bild sei unvollständig, denn man kann nicht jedem Beschauer den Titel mitteilen. Ein Bild dürfe keine schriftliche Erklärung fordern, es müsse aus sich selbst sprechen, und hier wisse niemand, warum die Schafe flüchteten. Man müßte doch eigentlich den Wolf sehen.

„Ja, da hatte ich auch schon dran gedacht," meinte Bruzzi, „wer malt aber den Wolf?"

Das kam so komisch heraus und imponierte uns allen so sehr, als mein Gatte es zu Hause erzählte, daß diese Redensart bis heute in unserer Familie wortgängig geblieben ist, wenn einer etwas nicht fertig bringt. Es heißt dann immer „Chi lo fà il lupo ?"

Dann arbeitete noch im Atelierhaus der Maler Glisenti, ein sehr tüchtiger und liebenswürdiger Mensch, und später kamen noch Skene, von Pidoll, Lang, und auch Zurhelle hatte es in München nicht mehr ausgehalten und siedelte zu uns nach Florenz über, schließlich fanden sich Preißwerk ein und Sandreuter.

Der letztere hatte bei einem deutschen Fräulein Frieß gewohnt, die ein kleines Häuschen mit Atelier besaß. Dort erkrankte er am Typhus und mein Gatte hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als den Kranken in unsere enge Wohnung zu bringen. Ich pflegte ihn, so gut ich es eben verstand und soweit unsere Mittel reichten, und brachte ihn schließlich, da er keinen Pfennig Geld besaß, in der Portierwohnung unter, die inzwischen leer geworden war, da die Portiersleute, weil

A. Böcklin.

Clara Böcklin.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

sie im Verdacht des Diebstahls standen, hatten entlassen werden müssen. Leider stellte sich erst zu spät heraus, daß sie unschuldig waren. Die Schuldige war unsere in Prato gemietete Magd Rosina, ein ganz durchtriebenes, raffiniertes Geschöpf, deren Schlichen wir erst nach Jahr und Tag auf die Spur kamen.

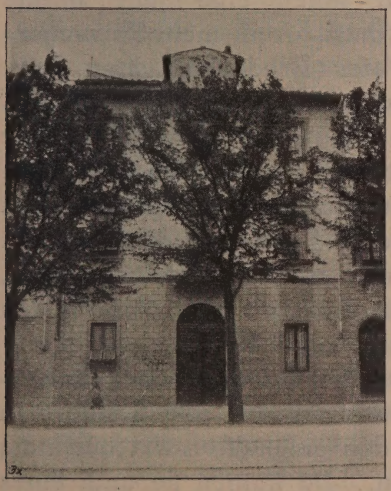
Rosina war als Magd außerordentlich brauchbar und hatte vor allen Dingen eine Eigenschaft, die jede Herrschaft bestechen muß, sie ging nämlich niemals aus, und darum schenkte ich ihr ganz außerordentliches Vertrauen. Später merkte ich, daß sie einen Liebhaber ganz in der Nähe hatte. Neben dem Villino Falcini nämlich war die Reitschule von Budini und mit einem Reitknecht von dort hatte sie ein Verhältnis angeknüpft. Wenn nun alles ruhig im Hause war, in der Nacht, ließ sie den Liebhaber zu sich ein und gab ihm alle Sachen, die sie tagsüber gestohlen hatte, damit er sie bequem beiseite bringen konnte. In der Stadt unterhielt sie noch ein zweites Verhältnis, dem sie auch in der Nacht das Haus öffnete und auch durch diesen zweiten Galan gestohlene Sachen in Sicherheit brachte. Ganz ohne Geräusch gingen diese nächtlichen Schäferstunden nicht ab. Die Kinder glaubten, es wären Gespenster im Haus, fürchteten sich entsetzlich, und mein Gatte und ich, die natürlich keine Ahnung davon haben konnten, daß die nächtlichen Störungen von Rosina ausgingen, warfen Verdacht auf den Portier, der dann, wie schon gesagt, entlassen wurde.

Rosina wurde mit der Zeit immer sicherer und es kam so weit, daß sie selbst am hellen Tage ihre Beute aus dem Hause schaffen ließ. Eines Tages fuhr ich mit meiner Tochter Clara von der Piazza San Gallo im Omnibus nach der Stadt hinein und wir bemerkten einen jungen Mann, der uns schräg gegenüber in der Ecke saß. Er hatte ein Paket auf dem Schoß, das nicht fest verpackt war und das er nun anfing auszupacken, um es besser zu verschnüren. Da sah ich zu meinem Erstaunen, daß in dem Papier der antike Dornauszieher war, den mein Gatte selbst getönt und bronziert hatte. Ich erkannte ihn ganz genau, denn der Kopf war uns einmal abgebrochen und mit Siegellack angeklebt worden. Am liebsten hätte ich den jungen Bengel gleich festnehmen lassen, aber meine Tochter Clara hatte solche entsetzliche Angst, daß ich es unterließ, aber ich sagte ihr gleich: „Paß auf, wenn wir nach Hause kommen, ist bestimmt der Dornauszieher weg.“ Tatsächlich war es auch so. Außerdem fehlten Kleider, Wäsche, Silber und ein ganzer Anzug meines Mannes. Rosina beteuerte natürlich mit aller Entschiedenheit ihre Unschuld und lenkte den Verdacht auf eine Köchin, die erst vierzehn Tage bei uns im Hause war. Weil wir keinen Platz hatten, mußte sie abends weggehen

und bei ihren Eltern ſchlafen, ſo ſchien es durchaus möglich, daß ſie bei dieſer Gelegenheit geſtohlene Sachen wegſchleppte. Ich machte weiter kein Aufhebens, entließ einfach die Köchin und Rosina triumphierte.

Böcklins Wohnung in Via del Maglio, Florenz.

In der ganzen Gegend war es übrigens bekannt, daß Rosina ſtahl, nur wir ahnten es nicht. Sie wußte ſtets ſo geſchickt den Verdacht von ſich auf andere zu lenken und die Scheinheilige zu ſpielen, ſo daß kein Menſch ihre Ehrlichkeit bezweifelte. Als ſie das wieder einmal bei einer anderen Aushilfsköchin tat, kam es zu einer ernſten Szene. Die Aushilfsköchin nämlich ließ ſich nichts gefallen und prügelte Rosina tüchtig durch. Um ihr geſchwollenes Geſicht zu erklären, hatte ſie uns geſagt, ſie ſei von der Leiter gefallen und habe ſich verletzt. Mein Vertrauen zu ihr war ſo groß, daß ich ſelbſt, als die Polizei ſich ins Mittel legte und Rosina wegen der fortgeſetzten Diebſtähle in unſerem Haus feſtnehmen wollte, Einſpruch erhob und ſie vor der Verhaftung bewahrte.



Böcklins Haus im Viale Principessa Margherita, Florenz.

Die diebiſche Magd machte noch den Umzug aus dem Villino Falcini nach der Via la Marmora mit, die damals noch Via del Maglio hieß. Dort wohnten wir nur ein halbes Jahr und überſiedelten nach dem Viale Principessa Margherita. Auch in dieſer Wohnung blieb ſie noch bei uns, und erſt als wir im Frühjahr 1878 nach der Via Cherubini verzogen waren, erfüllte ſich ihr Schickſal. Ich war allmählich trotz ihrer guten Eigenſchaften und ihrer ſcheinheiligen Reden mißtrauiſch gegen ſie geworden, denn es war mir ſeltſam vorgekommen, daß alle Köchinnen und Dienſtboten, die wir ins Haus nahmen, ſtehlen ſollten. Es mußte doch ſchließ-

lich auch einmal ein ehrlicher Menſch unter ihnen ſein. So machte ich mit Rosina kurzen Prozeß und entließ ſie. Die Polizei oder gar das Gericht zu alarmieren hätte gar keinen Zweck gehabt, die geſtohlenen Sachen waren einmal verloren und wozu ſollte man ſich noch Scherereien machen. Kein Dieb entläuft je dem Strick. Als Rosina in ihrer nächſten Stelle bei einer Contessa dieſelben Geſchichten machte und wiederum alle andern Dienſtboten des Diebſtahls verdächtigte, wurde ſie entlaſſen. Es war ihr aber doch gelungen, ihren Koffer aus der Wohnung herauszuſchleppen und beim Portier unterzuſtellen. Die verdächtigten Dienſtboten waren eifrig hinter ihr her und entdeckten, daß ein rotes Band aus dem Koffer heraushing. Sie brachen ihn darum auf und fanden alle geſtohlenen Sachen darin.

Hans v. Marées (Ende der 80er Jahre).

Als Rosina nun am nächſten Tage ahnungslos bei dem Portier vorſprach und ihren Koffer abholen wollte, wurde ſie mit Prügeln empfangen und zur Polizei gebracht.

In jenen Tagen waren ſich mein Gatte und Hans von Marées, der bei Florenz in San Francesco de Paola wohnte, nahe getreten und es entwickelte ſich in kurzer Zeit zwiſchen ihnen eine ſehr intime Freundſchaft. Auch mein Schwiegerſohn Peter Bruckmann kam jetzt, von Lang empfohlen, zu uns ins Haus. Er hatte unſere Tochter Clara bereits in München auf einem Studentenball kennen gelernt und für ſie ein lebhaftes Intereſſe gewonnen. Nunmehr ſchloß er ſich immer freundſchaftlicher an uns an, überall, wo wir mit Clara waren, erſchien er auch, und ſo wunderte es uns denn nicht, als die beiden plötzlich vor uns hintraten und um unſern Segen baten.

Als die für die Hochzeit beſtimmte Zeit immer näher heranrückte, wanderte mein Gatte mit ſeinen Freunden und Schülern in der Umgebung von Florenz herum, um den paſſendſten Ort ausfindig zu machen, die Feier würdig zu begehen. Da kamen ſie auch eines Tages nach Sesto, das zwiſchen Florenz und Prato ungefähr in der Mitte liegt. Mein Gatte wurde bei ſolchen Ausflügen von ſeinen

Freunden und Schülern ſtets als der General behandelt, der ſeine Ordonnanzen ausſchickte, um feſtzuſtellen, wo es den beſten Wein gab. Als ſie nun in Sesto einen ſchönen Platz und einen guten Trunk gefunden hatten, konnten ſie ſich natürlich nicht ſo ſchnell von dem Orte trennen und blieben ſo lange, bis die in der Nähe befindliche Porzellanfabrik geſchloſſen wurde und die Arbeiter nach Hauſe gingen. Sobald ſich nun der kleine Malertrupp auf der engen Straße, die zu beiden Seiten von hohen Mauern umgeben iſt, langſam, laut plaudernd nach Florenz zurückbegeben wollte, bemerkten die Künſtler, daß ihnen ein Trupp Arbeiter aus jener Porzellanfabrik folgte und ſchließlich eine drohende Miene annahm, als ob ſie Händel ſuchten.

„Kinder“, erklärte mein Mann, „ſeid nur ganz ruhig, wir haben ja einen alten Generalſtabshauptmann unter uns, das iſt Freund Pidoll, der wird im Falle eines Angriffes das Kommando übernehmen.“

Herr von Pidoll war in der Tat Hauptmann im öſterreichiſchen Generalſtab geweſen und hatte 1866 in der Schlacht von Custozza mitgefochten. Dann war er als Spion unter der Maske eines Landſchaftsmalers nach Deutſchland gegangen, hatte aber ſchließlich an dem erheuchelten Malerberufe ſo großen Gefallen gefunden, daß er den Degen mit dem Pinſel vertauſchte. Nun war er in Florenz und hatte ſich eng an Arnold Böcklin angeſchloſſen. Außerdem war bei dieſem Ausflug nach Sesto Skene, Peter Bruckmann und der Maler Friedrichs, der völlig verſchollen iſt, zugegen. Desgleichen auch unſer Sohn Arnold, der ſchon ein kräftiger Burſche von neunzehn Jahren war.

Als die Arbeiter eine immer bedrohlichere Haltung annahmen, erklärte Pidoll, alle ſollten ruhig vorgehen und ſie herankommen laſſen. Beim erſten Angriff ſollte nicht reagiert werden. Dieſem Befehl wurde ſtreng Folge geleiſtet. Als ſich die Arbeiter das erſtemal näherten, blieb alles ruhig. Beim zweitenmal wurden ſie handgreiflich und der junge Arnold erhielt einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf. In dieſem Augenblick machten ſämtliche Maler zur gleichen Zeit einen Angriff, aber die Arbeiter riſſen aus bis auf einen, den mein Gatte erwiſcht, auf die Erde geworfen und jammervoll durchgehauen hatte.

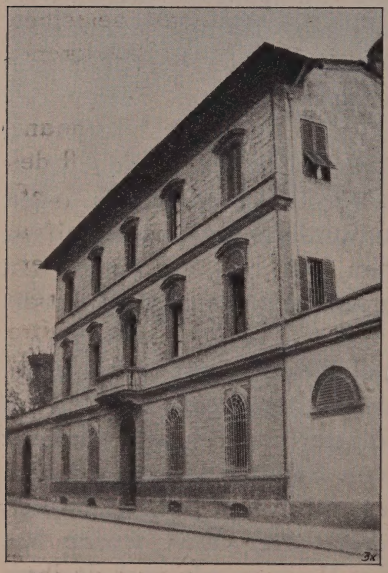
So leichten Kaufes war aber die Geſellſchaft nicht abzuweiſen. Denn als mein Gatte und ſeine Freunde weitergingen, wurden ſie mit einem Hagel von Steinwürfen überſchüttet und es war äußerſt ſchwierig, zwiſchen den engen Mauern den Geſchoſſen auszuweichen. So blieb den angegriffenen Malern weiter nichts übrig als zu flüchten und in einer Fiaschetteria Schutz zu ſuchen. Der Wirt wurde beſtürmt, ihnen Waffen zu leihen, das ganze Haus wurde auch darnach durchſtöbert, aber man fand nur Knüppel und eine roſtige Flinte.

Damit wollten die Künſtler den Arbeitern zu Leibe gehen. Der Wirt aber war vernünftiger als ſeine Gäſte. Er verſchloß das Haus, ließ die Arbeiter nicht herein und die Maler nicht hinaus. So wurde weiterer Streit in geſchickter Weiſe verhütet.

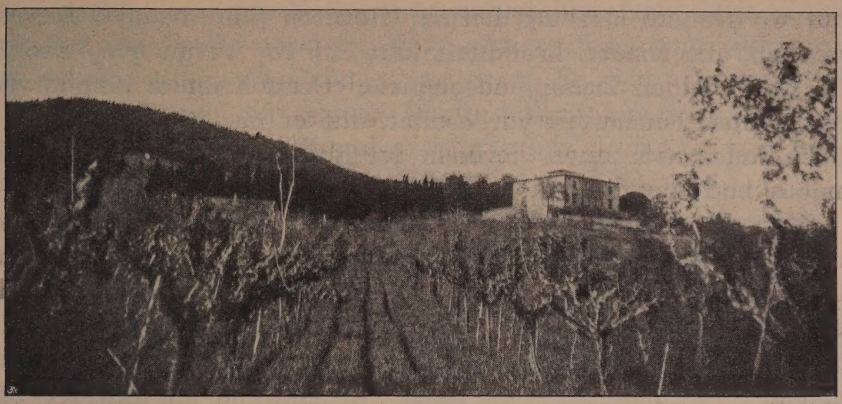
Es ſtellte ſich dann heraus, daß die Porzellanfabrik, um den immer höher ſteigenden Lohnforderungen der italieniſchen Arbeiter zu begegnen, aus Frankreich Arbeiter ins Land gezogen hatte, denen die Italiener natürlich nicht gut geſinnt waren. Als ſie nun plötzlich in der Gegend ihrer Fabrik die fremden Leute ſahen und ſie eine andere Sprache reden hörten, glaubten ſie, das ſeien die franzöſiſchen Arbeiter, die als Streikbrecher ins Land gerufen worden ſeien und ſo wollten ſie ihnen ihre Ankunft gleich tüchtig verſalzen. Das iſt ihnen übrigens nicht gut bekommen, denn am andern Tag machte mein Gatte in Florenz Anzeige, die Arbeiter wurden ermittelt und mit ſechs Monaten Gefängnis beſtraft.

Am 6. Juli 1876 wurde dann, aber nicht in dem ominöſen Sesto, die Hochzeit unſerer Tochter bei Bonciani am Viale dei Colli bei einer fürchterlichen Hitze gefeiert. Die kleineren Kinder weinten entſetzlich, weil ſie ſehr an ihrer Schweſter hingen und ſie ungern von ſich ließen. Im September darauf wurde dann, wie ſchon erzählt, unſere kleine Beatrice geboren, bei der Hans von Marées zu Gevatter ſtand.

In jener Zeit ging es uns wieder einmal recht knapp mit Geld, und da mein Mann gelegentlich, um das neue Abſatzgebiet Berlin, das ſich gerade jetzt erſchloß, kultivieren zu können, dorthin reiſen mußte, ſo war er gezwungen, bei ſeinen Freunden zu borgen. Vater Skene war ſtets bereit und er hat auch regelmäßig ſein Geld zurückerhalten. Trotz alledem kam trübe Stimmung in unſerem Kreiſe nicht mehr auf. Wir wußten, daß Schwierigkeiten pekuniärer Natur jetzt nur noch vorübergehende Schatten ſein konnten, die auf unſeren Lebensweg fielen. Noch im Villino Falcini hatte mein Gatte das „Meeresidyll“ fertig gemalt und an Sußmann-Hellborn für zehntauſend Mark verkauft, die in drei Raten bezahlt wurden, deren letzte erſt im Januar 1878 fällig war. Wir wollten alſo ſparen und fingen da an, wo es am leichteſten ging, bei der Wohnung, die wir



Böcklins Haus, Via Cherubini (Florenz)



Villa Danti in Compiobbi bei Florenz.

ja viel zu teuer bezahlten. Mein Gatte ſuchte und fand im dritten Stock eines Hauſes der Via la Marmora ein Quartier mit einer prachtvollen Ausſicht auf einen großen ſchönen Garten. Die ſonſtigen Verhältniſſe hatte er wieder völlig außer acht gelaſſen. Die Wohnung erwies ſich als ſo entſetzlich feucht, daß unſere kleine Beatrice nicht geſunden konnte und darum räumten wir nach dem Tod des Kindes auch dieſe Wohnung wieder und überſiedelten in die dritte, die ſich leider ebenfalls völlig ungeſund erwies. Da machte ich mich nun auf die Suche und fand in der Via Cherubini Nr. 10 ein ſchönes und paſſendes Heim, in dem wir bis zu unſerer Überſiedelung nach Zürich wohnen blieben. Im Frühjahr 1878 zogen wir dort ein und am 21. Januar desſelben Jahres konnten wir, freudig in die Vergangenheit und Zukunft blickend, unſere ſilberne Hochzeit feiern.

Es war ein ſehr luſtiges Feſt. Alle waren wir nach Settignano hinausgezogen, um in einer entzückenden kleinen Gartenwirtſchaft des lieblichen Dörfchens den Tag zu begehen, an dem wir uns vor fünfundzwanzig Jahren in Rom die Hand zum Ehebunde gereicht hatten. Die Freunde und Schüler meines Gatten waren vorher hinausgezogen, um die Lauben, unter denen ſich die Tiſche befanden, zu dekorieren. Unſer ſechsjähriger Felix war als Bacchus angezogen. Er überreichte uns einen ſilbernen Becher, Geſchenk von Hans von Marées.

Man kann ſich denken, daß es ſehr luſtig zuging. Die Männer hatten infolge des ſpritzigen toskaniſchen Rotweins, der gegen Abend durch den edlen Vino Santo erſetzt wurde, bereits recht heiße Köpfe. Sie ſprachen über alles mögliche, ſchimpften und mokierten ſich über Kunſt und Künſtler und keiner merkte, daß Zurhelle verſchwunden war. Als ſchließlich die wunderbare toskaniſche Sommernacht ihre tiefen Schatten über die kleine Dorfwirtſchaft breitete, ziſchte und

blitzte es plötzlich um uns herum, Raketen fuhren auf, Feuerräder schwirrten, die Kinder kreischten laut auf vor Vergnügen, und Zurhelle hatte seinen Trumpf ausgespielt. Ganz heimlich nämlich hatte er ein großes Feuerwerk vorbereitet, das er nun als Schlußfeier des schönen Tages abbrannte. Spät in der Nacht brachte uns ein riesiger Omnibus nach Hause.

Mein Gatte liebte es überhaupt, in der Umgegend herumzuwandern. Bald ging es Arno aufwärts, bald Arno abwärts, bald nach dem Norden in das Gebirge hinein, der reiche landschaftliche Zauber der Florentiner Umgegend zog ihn unwiderstehlich an. Auf solchen Wanderungen war es stets sehr lustig. So hatten wir einmal ein Picknick im Park der Villa Danti in Compiobbi am Arno, einem Dörfchen, das sich malerisch an der einen Seite der Stromschnellen und Gefälle des Arno entlangzieht. Wunderbare Höhen mit prachtvollen Zypressenwäldern und Olivengärten steigen vom Arnoufer fast plötzlich an. Villen hängen bis in die höchsten Regionen am Berg und hie und da krönt ein altersgraues Kloster die zahlreichen Kuppen, die sich wie eine erstarrte grünschimmernde Brandung weit hinausdehnen. Es ist ein wundervolles Stückchen Erde und gerade die Villa Danti mit ihrer mächtigen, düsteren Zypressenallee machte einen tiefen Eindruck auf meinen Gatten. Bei jenem Picknick waren nicht nur Maler zugegen, sondern auch ein Geschwisterpaar Bumiller, das eine Kegelbahn in Florenz besaß, wo mein Gatte öfter hinging, um zu spielen. Außerdem war auch ein Verwandter der Geschwister Bumiller, der schweizerische Nationalrat Joost, mit von der Partie. Ich sehe ihn noch heute, den steifen alten Herrn mit der großen Glatze, der sein Gesicht nie zu einem Lächeln verzog, trotzdem es auf dem Picknick, wie man sich denken kann, recht viel zu lachen gab. Auch meinem

Zypressenallee in der Villa Danti in Compiobbi (Florenz).

Gatten mußte der ſteife Nationalrat aufgefallen ſein, denn plötzlich, plagte ihn der Teufel oder der Wein, ich weiß es heut nicht mehr, nahm er eine überreife Orange und warf ſie dem ſteinernen Gaſt mit aller Wucht auf den grauen Kopf, daß es nur ſo klaſchte und ſpritzte, aber der Herr Nationalrat rührte ſich nicht. Es war brutal, aber wir mußten alle entſetzlich lachen.

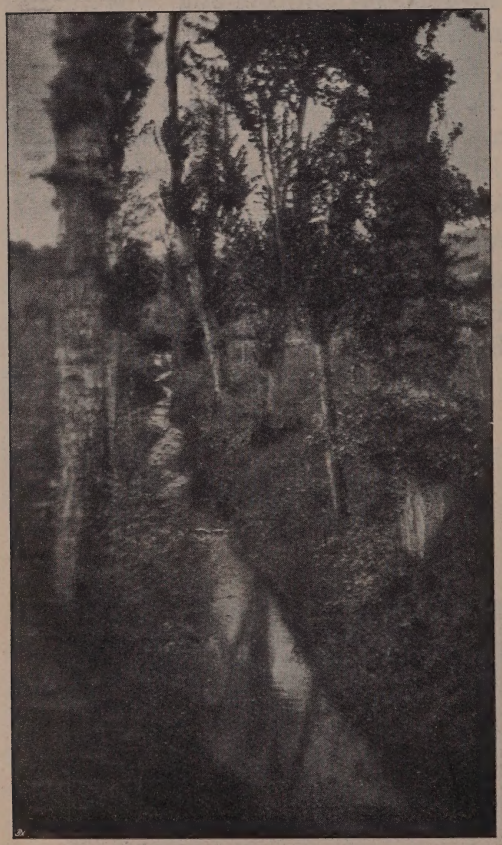
Ein Lieblingsausflug meines Gatten war noch Careggi. Er wanderte dann durch die Barriera di Ponte Rosso und meiſt ging die Reiſe über Careggi hinaus nach dem kleinen Ort Le Masse, der an der Terzollina, einem kleinen Wildbach, lag, der ſich in tollen Windungen durch das enge Tal zwängt und in Frühjahrszeiten ſogar die Fahrſtraße überflutet. Seltſamerweiſe hat die Landſchaft hier einen ganz anderen Charakter. Statt der Zypreſſe herrſcht hier die Pinie vor, und wenn man im Talgrunde der Terzollina das gewaltige Rad an der Waſſermühle gehen ſieht, kann man faſt glauben, im deutſchen Schwarzwald zu ſein, weil hier in dem verhältnismäßig wilden Gebirge der Ölbaum nicht gezogen wird. Mein Gatte hat dort eine Unmenge von Motiven gefunden, die in ſeinen Bildern deutlich nachzuweiſen ſind. So erinnern die Pappeln an den grünen Ufern der Terzollina an die Herbſtgedanken. Eine prachtvolle Villa mit Loggien und Säulen kann man als das Urmotiv zu ſeinen toskaniſchen Villen hinſtellen, auch Teile aus dem Gefilde der Seligen ſind dem Tal der Terzollina und Le Masse entnommen.

In Le Masse ſelbſt war eine ungemein gemütliche Kneipe. Ein braver tüchtiger Wirt, ein paar nette Töchter, guter Wein, dazu reinliches und geſchmackvolles Eſſen. Der Wirtsgarten liegt etwas erhöht über der Straße, Lauben von Roſen und Glyzinien blühen und

Bei Careggio (Florenz).

duften dort und man ſitzt an mächtigen, wie von Zyklopen aufgebauten Steintiſchen, die zur Eſſenszeit freilich das blütenweiße Linnen der ſauberen Wirtin verhüllt. Viele, viele Tage und Abende hat mein Gatte mit ſeinen Freunden in dieſer an Motiven ſo reichen Landſchaft verbracht, wo ſich das Angenehme ſo reizend mit dem Nützlichen verband.

Wenn ich erzähle, daß ihn das gute Eſſen, das er bei dem gemütlichen Wirt in Le Masse erhielt, anzog, ſoll damit nicht geſagt ſein, daß mein Gatte beſonderes Gewicht auf gutes Eſſen legte, daß er alſo ein großer Feinſchmecker geweſen wäre. Ganz das Gegenteil war der Fall. Natürlich hatte er wie die meiſten Menſchen ſeine Lieblingsſpeiſen und die mußte ich ihm denn auch häufig vorſetzen. Ein großer Teller Suppe, das war ihm die Hauptſache, den aß er gern, der durfte auch keinen Mittag auf dem Tiſch fehlen. Sonſt verlangte er niemals etwas Beſonderes. Sein Geſchmack war einfach, und er aß ſtets mit der Familie. Am allerliebſten aß er Eierkuchen oder Schmarren mit Äpfeln; und in Erinnerung an dieſe ſeine Lieblingsſpeiſe fällt mir eine kleine Epiſode ein, als wir noch im Villino Falcini wohnten.



Motiv zu „Herbſtgedanken“ (ſpäter in Zürich gemalt). Le Masse—Florenz.

Des Abends kamen wir von einem großen Spaziergang ziemlich ſpät nach Hauſe. Mein Gatte hatte einen rieſigen Hunger mitgebracht, da ſagte er plötzlich: „Weißt Du, ich habe koloſſalen Appetit auf einen Schmarren und ich werde ihn jetzt einmal ſelbſt machen, da ſollſt Du ſehen, wie ſchnell man das fertig bringt.“

Er ging nun hinunter in die Küche, zog ſich die Jacke aus und, nachdem ich ihm den Teig angerührt hatte, begab er ſich an das Backen. Als er die Pfanne heiß hatte, goß er die ganze Schüſſel mit Teig auf einmal hinein und da er nicht

warten wollte, bis die eine Seite angebacken war, faßte er mit dem Heber darunter, aber es gelang ihm natürlich nicht, die ſchlüpfrige Maſſe umzudrehen. Wütend ſtocherte er darin herum, bis ſich ſchließlich an dem Heber eine dicke Kugel bildete. Das Ende vom Lied war die Beförderung des ſchönen Schmarrens in das Feuer.

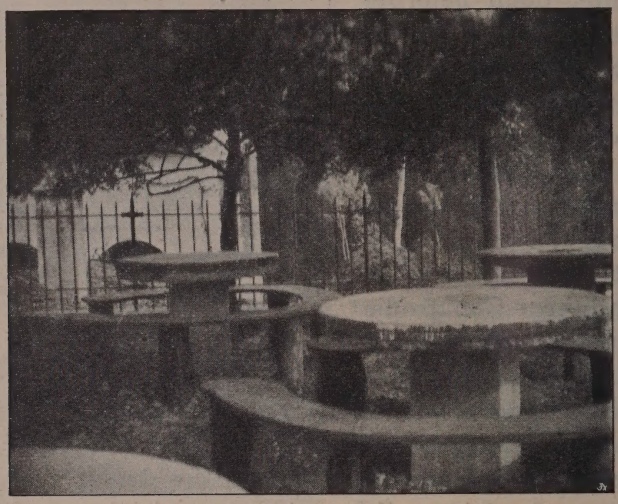
Motiv bei Le Masse (Florenz).

Wenn ich ihm eine Freude machen wollte, dann beſorgte ich ihm deutſche Cervelatwurſt, die in Italien natürlich unendlich teuer war und nur an hohen Feſttagen gegeſſen werden konnte. Die Kinder hatten dieſe Vorliebe gleichfalls geerbt, und wenn der Vater am Tiſch ſaß und mit großem Verſtändnis und ſichtlichem Genuß die Cervelatwurſt aß, ſtanden ſie um ihn und ſchielten mit ſehnſüchtigen Blicken nach dem Teller. Lange hielt er dies verlangende Zuſchauen nicht aus, dann teilte er jedem Einzelnen der Kinder ein dünnes Scheibchen zu, und alle zogen ſich befriedigt zurück.

So wie er in ſeinem Eſſen einfach und ohne beſonderen Geſchmack war, hatte er auch keinen Sinn für ein gemütliches Heim. Ebenſowenig ſchmückte er ſein Atelier, wie das ſo viele Maler tun, mit Bildern, Waffen und bunten Teppichen aus. Es war einfach ſchwarz, weil er meinte, die Farben würden auf dem dunklen Grund beſſer wirken. Sonſt fand ſich im Atelier weiter nichts als viele Zigarrenſtummel und unendliche Aſche. Abſtauben oder rein machen durfte man nicht, und das Atelier wäre Jahr und Tag in demſelben Zuſtand geblieben, hätten wir nicht von Zeit zu Zeit ſeine Abweſenheit benutzt, um das Studio einmal von Grund aus zu ſäubern. Auf ein gutes Bett legte er beſonderes Gewicht und zwar bevorzugte er große und breite Holzbetten, wie ſie die Baſeler Tiſchler anfertigten. Darum hatte er auch niemals wo anders Bettſtellen gekauft, als von den Handwerksmeiſtern ſeiner Vaterſtadt.

Meiſt ſtand er ſehr früh auf, und wenn es hell war, ging er

ſchon um ſieben Uhr ins Atelier. Erſt ſeitdem wir in Florenz wohnten, änderte er ſeine Gewohnheit und es wurde oft neun und zehn Uhr, bevor er an die Arbeit kam. Pünktlich um ein Uhr ſollte er zum Eſſen zurück ſein. Er hat aber dieſe Stunde faſt nie innegehalten, er kam immer ſpäter. Hatte er doch das Bedürfnis, nachdem er ſtundenlang gearbeitet, einen Spaziergang zu machen, ehe er ſich zu Tiſch ſetzte. Und häufig trank er in der Pizzicheria Moresi*) auf der Piazza San Gallo ein Glas Wermuth Nostrale. Aus dem einen Glas wurden natürlich manchmal zwei und ſo verſpätete er ſich. Wenn er nach Hauſe kam, aß er ſchnell und ſtand ſofort nach beendigter Mahlzeit auf, um wieder nach dem Atelier zu gehen. Es kam auch manchmal vor, daß wir ihn vergeblich zu Tiſch erwarteten, dann war



Die ſteinernen Tiſche (Le Masse, Florenz).

er zu dem Portier des Atelierhauſes gegangen, der immer Wein und etwas Frühſtück hielt, dort hatte er eine Kleinigkeit zu ſich genommen und bis Dunkelwerden weitergearbeitet, beſonders dann, wenn das Bild, das er auf der Staffelei hatte, ihn ſehr anregte und zu lebhaftem Schaffen trieb. Er wollte das Feuer der Begeiſterung nicht erkalten laſſen und vergaß über dem Arbeiten oft Eſſen und Trinken. Nachher fand er ſich mit ſeinen Freunden und Schülern in der Cantina Strozzi bei Rossi zuſammen.

Es iſt ja bekannt, daß er, wenn der Stoff ihn gepackt hielt, ungemein ſchnell arbeitete. Manchmal hatte er ſchon in einer Stunde das ganz große Bild im Ton. Er ließ ſich dann aber auch durch nichts

*) Die kleine Pizzicheria Moresi beſteht noch heute.

ablenken, war ungeheuer nervös und reizbar, er ſchnaufte und puſtete und ſchien mit allen Sinnen und Kräften bei der Arbeit. Wenn dann jemand ins Atelier kam, war es von der Familie einer, oder einer ſeiner beſten Freunde, der hatte es ſchlecht, und er tat am beſten, ſich ſo ſchnell wie irgend möglich wieder zurückzuziehen. Modelle hatte er ſehr wenig gebraucht, er war nicht an das Vorbild gebunden, ſondern ſchuf frei aus der Phantaſie. War ihm einmal irgend etwas unklar, ſo ſchaute er ſich ſelbſt an, bewegte einen Arm oder ein Bein in der beabſichtigten Lage und damit kam er ſchließlich aus. Nur bei ſchwierigen Verkürzungen nahm er ſich Modell.

Ende der ſiebziger Jahre hatte ſich ſein Ruf ſo weit verbreitet, daß ſein Atelier für die Beſucher von Florenz als eine Art Sehenswürdigkeit galt. Später ließ er ſich nicht gern ſtören, aber in den ſiebziger Jahren empfing er häufig Beſuche von durchreiſenden Deutſchen. Auch Prinz Wilhelm, der jetzige Deutſche Kaiſer kam, es mag wohl Ende der ſiebziger Jahre geweſen ſein, mit dem Grafen Mirafiori zu meinem Gatten ins Atelier, betrachtete alles und unterhielt ſich ſehr intereſſiert mit ihm. Der Prinz ſtudierte damals in Bonn und machte wohl ſeine erſte italieniſche Reiſe. Der Mutter des Prinzen, der Kronprinzeſſin Viktoria, hatten meines Gatten Bilder nicht gefallen, ſie waren ihr immer zu unreligiös erſchienen, und ſo hatte ſie darauf gedrungen, daß ſie aus der Ausſtellung verſchwinden mußten. Trotzdem hat auch die Kronprinzeſſin das Atelier meines Gatten einmal gelegentlich ihrer Anweſenheit in Florenz beſucht. Sie kam, nachdem ſie ſich ganz kurz vorher hatte anmelden laſſen, ohne daß mein Gatte verſtanden hätte, wer der hohe Beſuch ſei. Der Portier brachte weiter nichts heraus, als eine Principessa habe ihren Beſuch angeſagt. Die Kronprinzeſſin erſchien dann mit ihrem Hofmarſchall und zwei Hofdamen und das Unglück wollte, daß die eine Hofdame eine Gräfin Kalckreuth war, die Tochter des Freundes und Kollegen meines Gatten aus Weimar, die er natürlich aus den ſechziger Jahren ſehr gut kannte. Er war ſo erfreut über dies Wiederſehen, daß er die Kronprinzeſſin völlig überſah, er ging auf die Tochter ſeines alten Freundes zu, ſchüttelte ihr die Hand und war ſo freudig erregt, daß er die entſetzte Zeichenſprache des Hofmarſchalls gar nicht bemerkte. Er plauderte mit der Gräfin, erkundigte ſich nach dem Vater und der Mutter, nach allen Verhältniſſen und dachte gar nicht mehr an die Principessa. Schließlich wandte ſich die Kronprinzeſſin indigniert um und verließ das Atelier. Die Mißachtung war ja auch zu groß geweſen, aber mein Gatte war völlig unſchuldig. Er hat noch ſtundenlang auf die Principessa, die kommen ſollte, gewartet. Erſt als es viel zu ſpät war, erfuhr er ſein Mißgeſchick, da ließ ſich aber nichts mehr ändern.

Alljährlich machte ich selbst ein Faß Sauerkraut ein, da es mein Gatte sehr liebte, und wenn es aufgebraucht war, wurde das leere Faß in den Garten gestellt, dicht an das Mäuerchen, das uns von dem Nachbar trennte. Wenn es nun regnete, lief das Faß voll Wasser und eines Tages ereignete sich eine lustige Tiergeschichte. Unsere Nachbarsleute hatten einen prachtvollen weißen Kater und eine ebensolche Katze, die meist auf dem Mäuerchen spazieren gingen oder sich sonnten. Das war natürlich unserem Kater nicht recht, er sprang hinauf und attackierte den Nachbarn, und es kam zu einem heftigen Katzengefecht. Die beiden Kater waren in ihrer Wut und Eifersucht um die schöne weiße Katze in einer solchen Aufregung, daß sie das untenstehende Faß und die Gefahr gar nicht bemerkten, sondern tüchtig aufeinander losprudelten und kratzten, bis sie schließlich bei ihrem Springen und Fauchen ins Rutschen gerieten und beide in das Wasser hinunterplumpsten. Schnell schossen sie wieder aus dem Faß hervor und kletterten jeder auf eine Akazie, von der sie den ganzen Tag nicht mehr herunterkamen. Meinem Gatten machte diese kleine Episode ungeheuren Spaß. Für Tiere schwärmte er überhaupt ganz außerordentlich, besonders dann, wenn er sie in temperamentvollen Bewegungen sah.

Tiere mußte er immer um sich haben. So hielten wir im Garten der Villa Cherubini Enten, zwei Kiebitze liefen mit gestutzten Flügeln herum. Sie waren uns ursprünglich als junge Pfauen verkauft worden, wollten aber trotz eifrigen Fütterns nicht größer werden. Mein Gatte wartete und wartete und deutete immer an, wie groß sie werden würden, aber die beiden blieben was sie waren und liefen immer im Gänsemarsch auf den Wegen des Gartens hintereinander her, bis schließlich einem, ohne daß man es gemerkt hatte, die Flügel gewachsen waren und er sich auf die Mauer schwang und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Der andere erkrankte vor Sehnsucht und starb. Eine Eule hatten wir auch eine Zeitlang, die hatte Sandreuter mitgebracht, Schildkröten krochen überall herum und Hunde waren natürlich unsere ständigen Hausgäste, so in der Villa Cherubini ein prachtvoller weißer Pudel.

Künstlerisch war die Florentiner Zeit eine sehr reiche Zeit. Noch als wir im Villino Falcini wohnten, wurde das Meeresidyll beendet. Der Centaurenkampf, der in Basel gemalt war, sollte meines Gatten Namen in England populär machen und war deshalb dorthin versandt worden. Aber lange Zeit hörten wir nichts davon, bis eines Tages mein Gatte bei Faber du Faur eine englische Dame traf, die ihn sehr verehrte und die Frage an ihn richtete, warum er niemals Bilder nach England gesandt habe. Er antwortete ganz kurz, nach

England könne man keine Bilder ſchicken, ſie verſchwänden dort und kämen nicht wieder zurück. Die Dame erkundigte ſich dann näher, woher dieſer Argwohn käme, und als ſie die Geſchichte mit dem Centaurenkampf gehört hatte, erbot ſie ſich, für die Wiederauffindung des Bildes Sorge zu tragen. In der Tat iſt es ihr gelungen, das Werk in einem Zollſchuppen in einer Kiſte verpackt aufzufinden und zurückzuſenden. Es iſt dann nach Wien gekommen und hat dort auf der Ausſtellung die bronzene Medaille errungen.

In den Jahren 1876 oder 77 erſchien der Berliner Kunſthändler Gurlitt auf der Bildfläche und begann für die Bilder meines Gatten in Berlin lebhafte Propaganda zu machen. Er hatte das, was mein Gatte hie und da in Berlin ausgeſtellt, geſehen und mit ſicherem Blick erkannt, daß die Sachen zu verkaufen ſeien. Und da in den erſten Florentiner Jahren das Geſchäft nicht allzu günſtig war — es wurde nicht übermäßig viel verkauft und die Preiſe waren niedrig — ſo war meinem Gatten die Anknüpfung der Verbindung mit Gurlitt durchaus angenehm. Aber Gurlitt wollte eine Art Monopol haben und vor allen Dingen dem Künſtler ſelbſt ſeine Käufer nicht verraten, darum erfuhr man nie, in weſſen Hände das Bild, das er gekauft hatte, gelangt war.

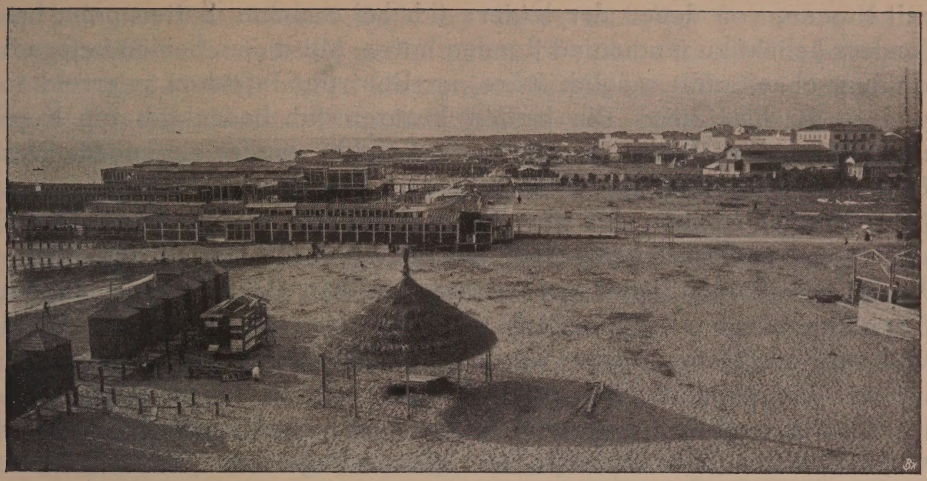
Gurlitt beſtellte ein Bild, zahlte ſchlecht, nahm es ab und mein Gatte erfuhr nicht, was damit geſchah. Auch auf andere Weiſe ſetzte er ſich in den Beſitz von Werken. So ſchrieb ein Fräulein aus Zoppot, die aber eine Beauftragte Gurlitts war, um ein Bild und erlangte einen ſo billigen Preis, wie er natürlich einem Kunſthändler nie bewilligt worden wäre. Eine andere Zwiſchenträgerin nannte ſich Fräulein Büttner. Es ſickerte aber ſpäter durch, daß ſie niemals exiſtiert, ſondern daß Gurlitt unter dieſem Namen Bilder von meinem Gatten erworben hatte. Später verband ſich dann Gurlitt mit Steinbarth und beide trugen ängſtlich Sorge, daß mein Gatte von ihrer Geſchäftsverbindung nichts erfuhr. Er kam zwar jedes Jahr nach Berlin, aber Steinbarth bat dann hoch und teuer, wenn er bei Böcklin ein Bild beſtellte, er möge nur ja Gurlitt nichts ſagen, und Gurlitt ſeinerſeits hielt alle Privatkäufer von meinem Gatten dadurch fern, daß er erklärte: „Dieſer Böcklin iſt außerordentlich ſchwierig zu behandeln, er iſt ein unangenehmer, reizbarer Menſch, mit dem kommt ſo leicht niemand aus. Selbſt ich, der ich doch ſehr viel für ihn getan, habe meine liebe Not, mit ihm fertig zu werden.“ Auf dieſe Weiſe nahm er die Beſtellung der Käufer an und ſchloß meinen Gatten völlig ab. Er hatte das, was er wollte, das Monopol für Berlin und gewiſſermaßen den ganzen Norden.

Ich hatte gleich von Anfang an gemerkt, daß mit dieſen Damen,

mit Gurlitt und Steinbarth etwas nicht recht in Ordnung sei, aber mein Gatte ließ sich in solchen Dingen schwer raten, und es dauerte ziemlich lange, bis auch seine Freunde von dem Komplott erfuhren und ihn aufmerksam machten; ihnen glaubte er dann eher, und so kam es schließlich zu Differenzen mit Gurlitt und endlich zum Bruch.

Noch etwas will ich über die Art sagen, wie mein Gatte in jener Florentiner Zeit arbeitete. Das Wichtigste war zunächst die Konzeption der Idee. Damit beschäftigte er sich oft mehrere Wochen. Er dachte alles bis ins kleinste durch, stellte sich alle Verhältnisse, koloristische und zeichnerische Wirkungen so lange im Geist vor, bis er selbst nichts mehr zu ändern wußte. Dann ging er meist gleich auf die Leinwand. Nur höchst selten skizzierte er sich auf ein Blatt Papier mit wenigen Bleistiftstrichen die Raumverteilung. Manchmal zeichnete er auch mit Kreide in ein kleines Quadrat auf den Wirtstisch. Wenn ihm gerade die Erleuchtung gekommen war, durfte kein Wort gesprochen werden. Die Freunde saßen stumm um ihn herum, rauchten und tranken, aber keiner tat den Mund auf, bis er fertig war und ein tiefes Aufatmen die Lösung des Problems anzeigte.

Während der Florentiner Zeit machte mein Gatte außer den jährlichen Reisen nach Berlin verhältnismäßig wenig größere Ausflüge. Eine Vergnügungsreise nach Neapel ist die einzige, deren ich mich erinnere, und zwar hauptsächlich deshalb, weil mein Gatte den Aufstieg auf den Vesuv zu Fuß gemacht, sich sehr erhitzt und dann am Krater oben eine heftige Erkältung zugezogen hatte. Sie äußerte sich in einer schmerzhaften Gelenkentzündung, die ihn auf Marées Anraten trieb, nach Ischia zu gehen, um dort in Sonne und Meer zu baden. Marées blieb bei ihm, um ihn zu unterstützen und zu unterhalten, aber der Erfolg war sehr gering, mein Gatte kam nur scheinbar geheilt zurück. Die Gelenkentzündung brach sehr bald wieder aus. Reichlicher Salizylgenuß hatte auch das Herz sehr angegriffen und so beschloß er im Sommer des Jahres 1880, zum zweitenmal nach Ischia zu reisen. Diesmal begleitete ihn sein Schüler Friedrich Albert Schmidt und diese Reise hatte auch den gewünschten Erfolg. Von da an haben wir jeden Sommer vier bis fünf Wochen an der See zugebracht. Vorher konnten wir nie das Geld dazu erübrigen. Anfänglich wählten wir Viareggio, später gingen wir manchmal nach San Terenzo, immer aber an die See, die mein Gatte leidenschaftlich liebte. Im Sommer 1880 war ich zum erstenmal mit den Kindern nach Viareggio gegangen und wir hatten uns dort wunderbar erholt, und da ich einsah, daß auch mein Gatte diese herrliche Umgebung, den prachtvollen Strand und die schimmernde Beleuchtung sicher sehr schön finden würde, so hatten



Viareggio.

wir uns entſchloſſen, im folgenden Sommer uns wieder während der heißen Monate dort einzuquartieren.

In dieſen Sommerwochen tat mein Gatte gar nichts. Stundenlang ſaß er auf der Mole oder auf den Dünen und ſah dem Waſſer oder den Möven zu. Nachmittags machten wir alle zuſammen Spaziergänge im Pinienwald. Dabei wurde Piastrella geſpielt. Das war ein verhältnismäßig einfaches Spiel. Es werden zwei Parteien gebildet, dann wird geloſt, welche Partei beginnt. Nachdem das entſchieden iſt, bringt einer der anfangenden Partei das Lecco aus, das iſt ein kleiner Stein, der vorausgeworfen wird. Nun verſucht die andere Partei ihre Steine möglichſt nahe an das Lecco heranzubringen, oder gar durch einen wohlgezielten Wurf den Stein aus ſeiner Lage zu ſchleudern; wer dies getan hat, gewinnt die Partie, und darin war mein Gatte Meiſter. Wenn die Entfernung nicht zu weit war, nahm man ſtatt der Steine Zehn-Centesimiſtücke. Das Spiel wurde faſt auf allen Spaziergängen geſpielt und auch zu Hauſe am Sonntag nachmittag häufig im Garten.

Zum erſtenmal waren wir gemeinſchaftlich im Sommer 1881 in Viareggio. Ich hatte ſchon das Jahr vorher, als mein Gatte in Ischia war, einige Wochen dort zugebracht, den Aufenthalt ſchön gefunden, und ſo waren wir denn alle zuſammen hingegangen.

Draußen am Horizont in ſchwimmendem Meerduft lag die Inſel Gorgona, ſtill und geheimnisvoll, zu jeder Tageszeit ein anderes Bild. Wenn mein Gatte in der Capanna, der Badehütte aus Stroh und Laub ſaß, blickte er hinüber nach dem Inſelchen und unwillkürlich packte ihn die Sehnſucht, ſeinen Fuß auf den Boden des Eilandes zu ſetzen. Beſitzer der Badehütten waren zwei Fiſcher, Amadeo und Carlo

mit Namen, von denen der letztere sich bei meinem Gatten ganz besonders beliebt zu machen verstanden hatte. Mit diesen beiden besprach er nun, ob es nicht möglich wäre, im Boot das Inselchen zu erreichen und zu durchforschen. Die beiden kratzten sich bedenklich am Kopf und zogen einen Dritten, den Fischer Santini hinzu, der ein ungedecktes Boot besaß, in dem man wohl bei gutem Wetter eine kleine Spazierfahrt machen konnte, das aber kaum ausreichte, weitere Strecken auf dem Meer zurückzulegen. Aber die Fischer von Viareggio sind kühne Leute und sie verdienen gern einen Groschen Geld. Darum sagten sie: „Ach, Gorgona ist höchstens vierzig Meilen weit, bei gutem Wind und ruhigem Meer fahren wir in vier bis fünf Stunden hinüber." „Wenn der Wind wirklich gut ist," setzte Santini hinzu. Diese Einschränkung machte bei meinem Gatten gar keinen Eindruck, denn er wußte ja nicht, was es heißt, im offenen Segelboot sich dem Meer anzuvertrauen.

Die Sache wurde also beschlossen und an einem prachtvollen Julitag früh um fünf Uhr schifften wir uns an der Mole ein. Wir wollten zunächst schlankweg bis nach Gorgona fahren, uns dort ein paar Stunden aufhalten und mit dem Seewind nachmittags zurückfahren.

Kein Lüftchen regte sich, ganz leise gurgelte die Brandung an der Mole und je höher die Sonne stieg, desto mehr verkroch sich der Landwind in die Pinienwälder und langsam wie eine flügellahme Möve schlich das Boot über die dunkelblaue See. Proviant hatten wir uns natürlich nicht mitgenommen, denn man wollte ja zu Mittag in Gorgona sein.

Stunde auf Stunde verrann. Santini, Carlo und ein Junge legten sich in die Ruder, weil das Segel schlaff am Masten hing und kein Luftzug über das Meer strich. Die Insel schien nicht näher kommen zu wollen, im Gegenteil, es sah aus, als ob sie immer mehr in der hellen Seeferne verschwände.

Es wurde zwölf Uhr, ein Uhr, zwei Uhr. Hunger und Durst plagten uns, und eine entsetzliche Hitze brannte auf das offene, langsam schleichende Boot nieder. Endlich ein Lüftchen. Wir alle begrüßten es mit freudigem Aufatmen, aber es kam von vorn. Zwar machten unsere Fischer mächtige Anstrengungen, mit dem großen lateinischen Segel vorwärts zu kommen, sie versuchten zu kreuzen, aber alles war vergeblich und das Segel mußte schließlich ganz heruntergenommen werden, weil der von vorn kommende Wind den Ruderern die Arbeit noch mehr erschwerte, wenn er sich in dem Stoff fing.

Es wurde fünf Uhr, wurde sechs Uhr, die Sonne neigte sich schon allmählich zum Meereshorizont und die Insel tauchte jetzt deutlicher in ihren Konturen auf, leider aber nur, weil sie von hinten Sonnen-

licht bekam. Ein violetter Duft lag davor und ließ sie immer noch in unermeßliche Entfernung zurücktreten. Delphine schossen in Scharen vor uns hin, Möven strichen über unsere Köpfe und langsam, langsam senkte sich die Nacht. Natürlich hatten wir auch kein Licht an Bord, aber zu unserem Glück hatte Gorgona einen kleinen Leuchtturm, und so konnten wir wenigstens mit sicherem Zielpunkt im Auge weiter rudern.

Hunger und Durst peinigten uns fürchterlich, es war kaum zu ertragen. Mein Gatte suchte beide zu bekämpfen, indem er eine Zigarre nach der andern rauchte, bis sie schließlich alle waren und er nun auch anfing zu leiden. Alle frohe Laune war dahin, still und hoffnungslos lagen wir im Boot, dazu das taktmäßige Stoßen der Ruderschläge, das einförmige Gurgeln des Meeres und die dunkle, brütende Nacht. Es war furchtbar. Die beiden Fischer Carlo und Santini ruderten mit unermeßlicher Zähigkeit. Manchmal wurden sie durch den Jungen und meinen Gatten abgelöst, der aber sehr bald Schwielen an den Händen bekam und müde wurde. Schließlich kam die pechschwarze Nacht über uns. Es war gerade Neumond und wir sahen kaum die Hand vor Augen, nur der erlösende Lichtschein von Gorgona war weit und breit in der Wasserwüste sichtbar. Die Kinder bekamen allmählich Schlaf und wurden am Boden unseres Kahnes, so gut es sich eben ermöglichen lassen wollte, untergebracht und so ging es weiter Stunden und Stunden lang.

Plötzlich, es mochte etwa 1 Uhr in der Nacht sein, tauchte unterhalb des Leuchtturmes ein anderes Licht auf und ehe wir es uns versahen, stieß unserer Kahn aufs Ufer.

Eine Stimme rief: „Chi va là?"

Die Schildwache, die am Strande auf und abging und bei der Finsternis absolut nichts sehen konnte, hielt uns sicher für etwas Gefährliches, denn es wird wohl sehr selten vorgekommen sein, daß um diese Stunde Touristen Gorgona anliefen, und nochmal ertönte ein mahnendes: chi va là, ferma!

Santini fühlte sich in seiner Würde als Kapitän getroffen und rief laut: Passeggieri! Darauf stieg er aus und ging kühn den Männern entgegen, die jetzt in dem kleinen Hafen zusammenliefen. Man sah Bewaffnete mit Laternen und die Schildwache fragte von neuem: Quale carico? Die Antwort lautete wieder: Passeggieri, und dann kam die Weisung: Avanti! Nun konnte die Besatzung von Gorgona bei dem dürftigen Schein der Laternen den kläglichen Inhalt des so geheimnisvoll angelaufenen Bootes überschauen. Ein Infanterieoffizier, der hinzukam, sah natürlich gleich, was los war und stellte sich uns bereitwillig zur Verfügung.

Damit war freilich nicht viel getan, denn die Insel war auf Fremdenbesuche nicht vorbereitet, sie hatte eine Strafanstalt und beherbergte infolgedessen nur Sträflinge. Durch die freundliche Vermittlung des Offiziers wurden uns zwei leere Zellen im Zuchthaus zur Übernachtung eingerichtet, in denen wir nach all den Fährnissen der Seefahrt vorzüglich schliefen.

Frühmorgens weckte uns die Trompete, dann sahen wir die Sträflinge im Hof antreten und, von Bewaffneten eskortiert, die Hänge der Insel hinaufmarschieren zur Feldarbeit. Allmählich waren wir aus unseren Zellen herausgekrochen, erhielten Kaffee und Kuchen und konnten in aller Ruhe die herrliche Insel betrachten.

Eine wunderbare Fruchtbarkeit überall. Ganze Wälder von Feigen, dazwischen prangende Obst- und Gemüsegärten und Rebenhänge. Wir durchstreiften in Begleitung des freundlichen Offiziers und zweier Bewaffneter die ganze Insel. Die Sträflinge, die in den Feldern arbeiteten, brachten uns allerhand Obst, worunter indische Feigen und Trauben am meisten gewürdigt wurden. Die Zuchthäusler waren meist kahl geschoren und glatt rasiert, nur die, deren Strafzeit demnächst um war, durften sich, ehe sie zur Entlassung kamen, Haar und Bart wieder wachsen lassen.

Unser Frühstück hatte Santini selbst bereitet. Es war ein herrliches cacciucco, das aus Fischen, viel Knoblauch und Pfeffer bestand. Er wußte das vorzüglich herzurichten und wir fielen in unserem Hunger wild über das schmackhafte Gericht her.

Die Rückfahrt mußten wir ohne Wind antreten, aber man merkte doch schon, daß das Wetter im Umschlagen begriffen sei. Wir gingen mittags gegen 1 Uhr in See und als der Abend hereindunkelte, waren wir etwa erst halbwegs Viareggio. Freilich hatten wir es schlauer angefangen und uns mit Früchten und Fischen gut verproviantiert. Unterwegs begegneten wir einzelnen Fischerbarken, die uns bedeuteten, wir sollten uns eilen, es sei ein Sturm im Anzug. In der Tat sah der Horizont sehr gefährlich aus. Dickes Gewölk zog herauf und in der Ferne zuckten schon Blitze.

So legten sich unsere beiden Fischer kräftig in die Ruder und wir hatten einigermaßen Glück, denn in der Nacht um 1 Uhr erst, als wir noch wenige Kilometer von der Mole entfernt waren, brach der Sturm los. Wir erreichten aber noch grade mit den ersten Sturzwellen den Hafeneingang und kamen in Sicherheit. Jedoch kurz vor dem Landen brach noch ein Ruder, das geflickt war. Nur italienische Fischer haben den Mut, mit geflickten Rudern eine so weite Fahrt anzutreten. Ersatz war natürlich nicht vorhanden und so dauerte es noch eine ziemliche Weile, bis wir endlich nach Hause gelangten.

Im Jahre 1884 war mein Gatte allein mit den Kindern in Viareggio, da ich eine Kur in Karlsbad machen mußte. Da trat plötzlich in Spezia die Cholera auf, die sich schon in ganz Italien an verschiedenen Orten gezeigt hatte. Ich erfuhr davon durch die Zeitungen und beschloß natürlich, sofort nach Hause zurückzukehren, denn wenn in Spezia die Seuche wütete, und die Zeitungen brachten die Nachricht, daß gleich an einem Tag dreißig Menschen erkrankt seien, so waren meine Lieben, die nicht weit von dem Choleraherd ihre Sommerfrische verbrachten, in großer Gefahr. Obwohl ich selbst sehr schwach und krank war, reiste ich doch in einem Zuge bis nach Florenz durch. Es war eine fürchterliche Fahrt. Kein Mensch war im ganzen Zug, als wir über die Grenze kamen, nur ein alter Engländer saß bei mir im Coupé, der ein ganzes Federbett der Kälte wegen über sich gedeckt hatte.

A. Böcklin:
Skizze zu einem projektierten Haus in San Terenzo.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

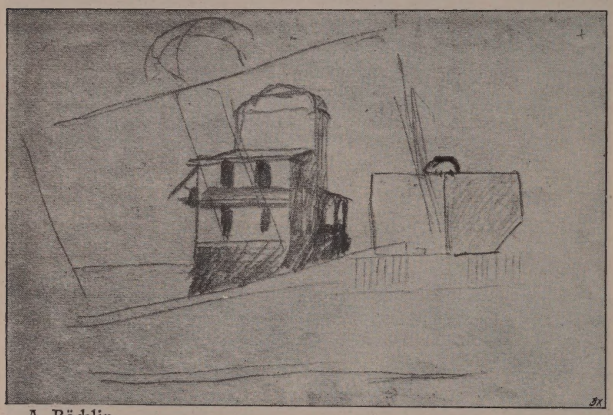
Mein Gatte wollte garnicht von Viareggio weggehen, denn er meinte, jetzt, wo alle Leute vor der Cholera geflüchtet seien, wäre am Strande keine Gefahr mehr. Die frische Meeresbrise blase auch alle Krankheitsstoffe in das Innere des Landes hinein. Schließlich entschloß er sich doch, mit den Kindern abzureisen, freilich ohne davon eine Ahnung zu haben, daß ich von Karlsbad aus nach Viareggio unterwegs sei. Ich kam aber nur bis Empoli, zwischen Florenz und Pisa, dort stand ein Militärkordon, der jedes weitere Vorwärtsdringen der Reisenden hinderte. Ich mußte unter entsetzlichen Schwierigkeiten in Empoli übernachten und am andern Morgen wohl oder übel nach Florenz zurückfahren.

Da aber unsere Magd, die nicht im Hause, sondern bei ihren Eltern wohnte, den Schlüssel zur Wohnung hatte, saß ich auf der Straße. Ich suchte sie erst bei ihren Eltern. Da hieß es, sie sei auf den Bahnhof gegangen, um mich abzuholen und als ich auf den Bahnhof kam, war sie nach der Wohnung gegangen. So lief ich immer hin

und her, bis endlich am Nachmittag mein Gatte mit den Kindern ankam und die Wohnung aufschloß.

Florenz war damals entsetzlich überfüllt. Alle strömten in die Stadt herein und alle wurden fürchterlich eingeräuchert, die ganze Stadt roch nach Chlorkalk.

Da die Kinder immer mehr heranwuchsen und es notwendig wurde, für ihre Bildung zu sorgen, griff der Gedanke einer Übersiedelung nach der Schweiz mehr und mehr Platz bei uns. Die von dem Franzosen Domengé geleitete Privatschule in Florenz genügte unseren Anforderungen nicht. Hauslehrer zu halten war sehr teuer, und gute zu bekommen, fast unmöglich. So wurden wir uns schließlich einig, daß es Zeit sei, die Kinder in eine geordnete Schule zu bringen. Wir wählten Zürich für den nächsten Aufenthalt. Mein Gatte reiste vorher dorthin, kaufte ein Stück Land in Hottingen an der Straße nach Hirslanden, um sich dort ein Atelier nach seinem Sinn bauen zu lassen.



A. Böcklin:
Bleistiftskizze zu einem projektierten Haus in San Terenzo.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

Professor Georg Lazius, der Direktor der Bauschule, hat den Bau dann nach meines Gatten Angaben ausgeführt. Vorgesehen war ein großer Raum und ein kleiner Anbau. Der große Raum war durch einen Vorhang in drei Ateliers geteilt, sodaß mein Gatte an drei verschiedenen Werken zu gleicher Zeit arbeiten konnte. Der kleine Raum war als Atelier für meinen Schwiegersohn Bruckmann bestimmt, in dem sollten farbige Plastiken angefertigt werden. Die Abreise war auf April festgesetzt, aber es ging so schnell nicht. Während mein Gatte vorausreiste, übersiedelte ich mit den Kindern noch vierzehn Tage nach San Terenzo, weil sich unsere Möbel auf der Bahn befanden. In San Terenzo wurde ich von einem heftigen Fieber befallen, sodaß ich acht bis zehn Tage das Bett hüten mußte. Mein Arzt war der Fischer Giacomino, der nahm mich mit in sein Boot, fuhr mich hinaus auf das Meer und gab mir Castagnie di Mare zu

eſſen. Das waren Seeigel, die mußte ich roh mit Zitronenſaft nehmen. In einigen Stunden verlor ſich das Fieber.

In dieſen vierzehn Tagen machten wir viel Ausflüge im Boot, und endlich traf die willkommene Nachricht ein, die Möbel ſeien in Zürich angekommen. Ich reiſte nun mit den Kindern zur See von San Terenzo nach Spezia. In Spezia verfehlten wir den Anſchluß nach Genua, mußten unſer Gepäck ausladen und nach dem Bahnhof bringen laſſen. Von dort hofften wir nun friſch weiterfahren zu können. Aber wir hatten uns verrechnet, denn die Strecke war bei Sestri levante durch einen Bergrutſch verſchüttet, ſo mußten wir aus= ſteigen und bis zur Stadt den Weg im Wagen zurücklegen. Der Facchino, der unſer Gepäck beſorgt hatte, war unverſchämt genug, für die geringe Arbeit vierzehn Lire zu verlangen. Es gab einen großen Skandal und er begnügte ſich ſchließlich mit der Hälfte. In Sestri levante mußten wir uns in einer Osteria aufhalten, um etwas zu eſſen. Auch dort erhielten wir wenig und ſchlecht, dafür aber eine ſehr hohe Rechnung. Schließlich erreichten wir den Zug und endlich auch Genua, wo über Nacht geblieben wurde. Am andern Morgen ging es mit friſchen Kräften weiter nach Zürich, wo wir nach einigen Tagen, die wir im Hotel zubringen mußten, in unſere Wohnung einziehen konnten.

* * *

Briefe aus der Florentiner Zeit.

Baſel den 8t. Mai 1876.

Lieber Freund,

Mit den Centauern verhält es ſich ſo:

Nachdem ich einiger Geneigtheit für Erwerbung des Bildes gewiß war, wollte ich Schritte thun, es hierher zu fördern zur Anſicht. Wegen des Lokales u. weil Fleiſchmann auf eine Auf= forderung von meiner Seite, das Bild zu ſchicken, kaum nach= gekommen wäre, wandte ich mich an den Kunſtverein, reſpektive deſſen Präſidenten, er ſolle das Bild von München beziehen. Fleiſchmann antwortete, er könne das Bild nicht ſenden, wenn er nicht directen Auftrag von dir habe. Imhof, der mir die Abſicht ausſprach, ohnehin dir zu ſchreiben, übernahm es dir Dieſes zu berichten u. hat es dann — kunſtgerecht nach ſeiner Weiſe — in flotte Phraſen von Propheten u. dergl. eingehüllt.

Der Gang wäre alſo, du ſchreibſt an Fleiſchmann, das Bild zur Ausſtellung im Kunſtvereinslokal zu ſenden, er ſendet es, wir

kaufen es hoffentlich, u. zwar halte ich dafür, daß wegen aller Phrasen die von Imhof genannten Fr. 6750 das richtige Maß wäre.

Jetzt denke ich, es sei kein Hiatus mehr im Gang der Dinge. Zugleich mit deinem Brief erhielt ich Nachricht von Hans, leider keine gute. Er hat die Rückreise angetreten, ist in schlechtes Wetter gefallen, sodaß er mit Rheumatismen in Genf anlangte u. sich sogleich um ärztliche Hilfe umsehen mußte. Ich bin außerordentlich gespannt ihn wieder zu sehen; er wird noch einige Zeit im Bett zubringen.

Daß du mit so großer Freundlichkeit meines Kleinen gedenken willst, freut mich sehr. Gottlob hat er einen guten Winter hinter sich u. erstärkt u. entwickelt sich zu unser aller Freude. Ueberhaupt hat uns in letzter Zeit Krankheit verschont, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, daß meine Frau in ihrer Geschäftigkeit sehr der Ruhe bedürftig ist. Jedes Lebenszeichen, das du uns zusendest, ist für sie wie für mich eine genußreiche Abwechslung, lasse also bald wieder etwas vernehmen; Deiner l. Frau u. den Kindern allen schicken wir freundlichste Grüße, ins Besondere lassen wir uns der lieblichen Braut zu Füßen legen.

Dein Fr. Burckhardt.

Basel den 18. Juni 1876.

Lieber Freund,

Der Zauber ist gelöst und der Kobold frei. Die Centauren sind mit Einstimmigkeit gekauft, wie mir eben von Dr. Bernoulli mitgetheilt wird. Es freut mich so sehr, als dich.

Ich muß dir, obgleich ich noch keine offizielle Mittheilung habe, noch Etwas vom Preis sagen. Als die Centauren in der Kunsthalle aufgestellt waren, befand sich auf denselben angegeben ein Preis von Fr. 6000. Da ich annahm, das beruhe auf einer Mitteilung an Imhof, hielt ich die Zahl zuerst auch für richtig. Da mir aber doch Zweifel aufstiegen, daß du unter 5000 Mark verkaufen wolltest, besprach ich mich mit Imhof, der mir erklärte, der Abwart habe diesen Preis ohne bestimmten Auftrag hingesetzt. Die Sache war bei der Kunstkommission schon anhängig u. die Fr. 6000 bildeten die Basis der ersten Berathung. Nun aber forderte ich, um die Kosten zu decken Fr. 6600 u. diese sind nun angenommen. Wie ich eben sehe, ist die Summe nun auf dem Bilde wieder korrigiert in Fr. 6750.

Ich werde nun nach Kräften dafür sorgen, daß die Kunstvereins=

kommiſſion ſich an den Transportſpeſen betheilige u. daß man dagegen das Bild noch etwas länger im oberen Saale ausſtellt.

Da du mir gleich anfangs mitgetheilt haſt, daß dir ſicher auch noch ein Abzug gemacht worden wäre, wenn das Bild durch Fleiſchmann verkauft worden wäre, ſo fährſt du bei dem hieſigen Verkauf nicht ſchlechter. Ich werde mich bei der Abrechnung zu deinen Gunſten bemühen, verlaß dich darauf; unterdeſſen bitte ich um Indemnität.

Heute wird eine Flaſche Extra auf deine u. der Deinen Geſundheit getrunken. Wir gedenken dabei beſonders Deiner Clara, welcher wir zur glücklichen Gegenwart eine glückliche Zukunft wünſchen.

Dein

Fr. Burckhardt.

Arnold Böcklin an Fritz Burckhardt.

Florenz 12. April 1876

Lieber Freund!

Dein Brief iſt ſehr verſpätet angekommen, darum nur ſchnell die Antwort und ein andermal über Anderes. Der Preis, den ich bis jetzt für den Centauren verlangt habe, iſt 5000 Mark (6250 Fs). Dieſen Preis habe ich auch Fleiſchmann angeſetzt; wieviel aber der verlangen würde weiß ich nicht. Jedenfalls würde er mir aber Commiſſionsgebühren abziehen. Alſo haſt Du von vornherein Vollmacht, im Falle daß es ſich um eine kleine Ermäßigung handelt, ohne weiteres darauf einzugehen. Nun, der Herr ſegne Deine Geſchäfte.

Herzlichen Gruß

Dein A. Böcklin.

Entwurf Böcklins zu einem Brief an Fritz Burckhardt.

Florenz, 14. Mai 1878.

Lieber Freund!

Dein Brief hat mich mitten in einer Schrift an Dich unterbrochen, ſo daß ich ſo gut Dir wie mir gratuliere, Dir, weil Du weiß Gott was für ein Durcheinander zu leſen bekommen hätteſt, mir, weil ich bei der jetzigen Hitze Furcht vor der Fortſetzung des Schriftſtückes hatte. Vor Allem meinen Dank für Deine Bemühungen für die Regiſtrierung meiner Nachkommenſchaft. Mit Deiner Berichtigung bezügl. der Geburtstage von Karl u. Felix willſt Du mir eine Schmeichelei ſagen wegen meines guten Gedächtniſſes. Sie prallt aber ab. Zahlen und noch manches Andere,

was aufzuzählen hier der Raum fehlt, gehen mir schwer in den Kopf. Sind sie aber einmal drin, sie mögen auch noch so falsch sein, so halten sie sich unveränderlich drin auf wie Schrotkörner, die einem in den Leib geschossen worden sind.

Florenz 28 Dec. 80.

Nach dem im Jahre 1880 erfolgten Tode von Arnold Böcklins Vater sollte ihm eine unbedeutende Erbschaft*) zufallen, über die schreibt er an Burckhardt:

Ich habe 2 Gründe, warum ich das Geld in Basel anlegen möchte: Der erste ist der, daß es mir sehr schwer sein würde, dasselbe anzugreifen, also eine Sicherstellung vor mir selber.

Der zweite ist folgender: Meine Schwester Mathilde (Frau Strahm) schrieb mir vor einiger Zeit, nach dem Tode des Vaters, die Spitalverwaltung werde jetzt wohl den Unterhalt für unsere Schwester Roseli übernehmen müssen, da jetzt der Vater tod sei, der die jährlichen Kosten bezahlt habe. — Ich glaube 418 fs!

Hierauf erwiderte ich, und eben wieder an Walter, da ich von Mathilde keine Antwort erhalten, daß ich ganz anderer Meinung sei, indem wir kein Opfer von einer städtischen Anstalt verlangen dürfen, wenn wir die Mittel besitzen, die Kosten zu bestreiten. Außerdem hätten wir die Erbschaft übernommen und halte ich uns für verpflichtet, auch unsere Schwester als Erbschaft zu übernehmen. Wie die Sache steht weiß ich noch nicht. Jedenfalls bin ich bereit, meinen Theil zu entrichten. Zu diesem Zweck möchte ich also zweitens das Geld in Basel anlegen, damit der Spital immer nöthigenfalls meinen Anteil zur Verfügung hat.

Florenz 18. Oct. 81.

Vorab behandelt Böcklin die Erbschaftsangelegenheit und fährt dann fort:

Dieses Jahr — es ist beinahe ein Jahr, seit ich Dir geschrieben — ist es mir ganz gut gegangen, schon deshalb, daß keine bedenkliche Krankheit in der Familie vorgekommen ist. Mein Rheumatismus in der Schulter ist auch verschwunden, und so ist meine Maschine, die durch die fortwährenden Schmerzen etwas herunter-

*) Es handelt sich z. T. um die Erbschaft, die von Böcklins Mutter stammte. Im Jahre 1861 waren die Teile an die Kinder verteilt worden. Die Brüder Werner, Arnold und Walther überließen dem Vater den Nießbrauch ihres Anteils lebenslänglich. Arnold hat von dieser Erbschaft nie einen Pfennig bekommen.

gekommen war, wieder zu vollen Kräften gekommen, so daß es mir möglich ist, von Morgen bis Abend zu arbeiten, ohne sehr zu ermüden . . .

Im August begegnete ich Jakob Burckhardt auf der Straße. Beinah hätte ich ihn nicht erkannt, so sehr ist er gealtert. Ich grüßte ihn und er benutzte diesen Augenblick um mir schnell einige Grobheiten und Dummheiten zu sagen. Da erkannte ich ihn wieder ganz.

Mit herzlichem Gruß Dein

A. Böcklin.

Florenz 14 März 1883
via Cherubini 10.

Mein lieber Freund!

Heute ist ein eiskalter Tag und da ich mein Atelier nicht heizen kann, so bleibe ich zu Hause, um Dir endlich einmal ein Wort zu schreiben. Daß ich dies nicht gleich nach meiner Ankunft im vorigen September gethan war ein Unfall schuld. Ich stürzte über einen Korb, der im Finstern vor meine Thüre gestellt worden, flog wie ein Taucher kopfüber und schlug mit dem linken Ellbogen so stark auf den Steinboden, daß irgend etwas in der Schulter riß. Ich habe lange Zeit mit Eisumschlägen und unter den heftigsten Schmerzen das Bett hüten müssen und mich nur langsam erholt.

Nachher mußte ich, um die verlorne Zeit wieder einzubringen, wie ein Tagelöhner arbeiten und so blieb mir am Abend nie der Muth, die Feder zu ergreifen. Jetzt ist wieder alles gut.

Dieser Winter ist mir so ziemlich erträglich verflossen, auch hat die große Reizbarkeit meiner Frau sich gelegt und zeigt sich nur noch hie und da, weil ich denn doch nicht immer zugegen sein und Schonungslosigkeiten verhindern kann. Kinder, auch größere u. Mägde denken ebenfalls immer mehr an sich selbst und werden durch leidenschaftliches Benehmen ebenfalls aufgeregt. Ich meinerseits hoffe den Kopf am Platz und aufrecht zu behalten. — Die Kinder große und kleinere machen sich trotz diesen Hindernissen ganz gut. Die Frage wird aber immer brennender, was ich mit den beiden Buben Karl und Felix anfangen soll, welche mehr Anlage zu Wissentschaftlichem, als zur Kunst zeigen und in der hiesigen Schule nicht für die Universität reif werden können. Soll ich sie nach Deutschland allein ziehen lassen oder muß ich oder kann ich den Ekel überwinden und mitgehen nach dem jetzigen Berlin, wo allein es mir möglich wäre zu existieren?

Dieß muß noch in dieſem Jahr entſchieden werden. Vielleicht ziehen wir nach Neapel, wo ganz gute deutſche Privatſchulen ſein ſollen, jedenfalls muß ich mich aber durch Augenſchein davon überzeugen, was dieſen Sommer geſchehen kann. Nach Breslau gehe ich doch nicht.

Und nun meine herzlichſten Grüße und Wünſche für Dein und der Deinigen Wohlergehen

Dein A. Böcklin.

Reinhold Begas an Arnold Böcklin.

Berl. 4. März 77.

Mein lieber Böcklin!

Du wirſt wohl alle Flüche auf mich herabgeſchleudert haben, daß ich Dir nicht gleich geantwortet. Nach vergeblichen Bemühungen muß ich Dir nun mittheilen, daß leider keine Ausſicht iſt Dein Bild für die hieſige Gallerie zu erwerben. Es iſt mit den Leuten nichts anzufangen. Ich hatte Dir im vorigen Jahre übereilt geſchrieben daß deine Meeresidylle angekauft werden ſollte und nur eine ganz beſtimmte Ausſicht auf Erfolg hätte mich bewegen können diesmal Dir zu ſchreiben. Hier habe ich gehört Du wärſt krank geweſen, hoffentlich iſt es nicht wahr. Ich bin leider hier ſo mit Arbeiten überhäuft, daß ich auf lange Zeit nicht los kann. Komme aber dieſen Herbſt vielleicht nach Florenz und hoffe Dich da zu finden. Alles was ich Dir zu ſagen habe werde ich Dir dann mündlich ſagen. Lieben Gruß Deiner Frau von mir und behalte lieb

Deinen getreuen Freund

Begas.

Meine Frau hat mich mit einem Jungen beſchenkt, befindet ſich noch recht ſchwach. Sie freut ſich ſchon euch alle wiederzuſehen.

Berl. d. 17. Sept. 77.

Lieber Böcklin!

Wieder iſt die Erfüllung meines Wunſches hinausgerückt nach dem Süden zu kommen. Nicht weil ich mich nicht los machen könnte aber diesmal liegt der Knüppel beim Hund es fehlt an dem kleinen Gelde wie man hier ſagt. Die Zeiten waren zu ſchlecht Aufträge fehlten, kurzum ich muß noch warten. Aber abgeſehen davon, Dir kann ich wenigſtens eine angenehme Nachricht bringen.

Villa Torrossa (Fisole).

Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

Die Commiſſion für Ankauf für die Nationalgallerie hat Dir einſtimmig ein Bild beſtellt. Zwar nicht das Motiv Deiner Skizze, man wünſcht von Dir ein Bild, überwiegend Landſchaft mit Staffage (Du wirſt ja vorher Mittheilung erhalten) für den Preis von 15000 Mark oder 5000 Thaler. Anzahlung wird ſelbſtverſtändlich auch nicht fehlen. Ich bin zum Glück auch in der Commiſſion. Gegen Deine Skizze*) (die wunderſchön iſt) hatte man einzuwenden, daß das Motiv in ſchon 2 Variationen vorhanden.

Könnte man die Skizze erwerben? ſage mir die Bedingungen das heißt für mich. — Da ich hoffe, daß in nächſter Zeit größere Aufträge für mich reif ſind, wird auch die Möglichkeit näher gerückt Dich wieder in Florenz aufſuchen zu können und einen Winter in Rom zu verleben. Leb wohl mein alter Junge grüße Deine Frau und ganze Familie von Deinem

getreuen Freund Reinhold Begas.

Meine Frau grüßt beſtens die Deinige. Ich bitte Dich nicht davon zu ſprechen da uns ſtrenges Geheimnis aufgelegt iſt.

Hans von Marées an Arnold Böcklin.

Nov. 75**).

Verehrteſter Böcklin!

Leider habe ich vernommen daß die National-Gallerie ſich ſo erbärmlich benommen. Sie können das eigentlich als eine Auszeichnung betrachten, wenn nur nicht die materielle Seite nachſchleppte. Ich hoffe u. wünſche daß ſich bald um ſo beſſere Ausſichten für Sie ergeben, vor Allem aber daß Sie den Humor drüber nicht verlieren u. nicht etwa Italien das in die Schuh ſchieben, was aus deutſcher Mißſinkenhaftigkeit geſchieht — Doch brauche ich Ihnen das nicht zu ſagen. Daß die Dinge ſo verſtrackt gehen können, beruht glaube ich, zum Theil darauf, daß heut zu Tage die Eſel von Menſchen glauben, die Kunſt ſei ein Geſchäft, mit dem man unter Umſtänden d. h. durch Berückſichtigung ihrer Eſelhaftigkeit ſein Glück machen könne, während doch thatſächlich der wahre Künſtler ſchon mit dem Glück geboren iſt, u. im Grunde ſeine Thätigkeit nur das Beſtreben iſt, auch anderen von dieſem Glücke mitzutheilen. Doch die Luder laſſen nicht von der Art, ſie wollen eben einmal Diſteln freſſen.

*) Es war die Skizze zu einem Meeresidyll.

**) Das Datum iſt von der Hand Arnold Böcklins mit Bleiſtift auf den Kopf des Briefes geſchrieben.

Doch um aus den Allgemeinheiten herauszukommen, so bitte ich Sie, sich wenigstens zunächst der kleinen von mir gesandten S. wegen nicht die geringsten Sorgen zu machen, da ich sie leicht entbehre; im Gegentheil, wenn Noth an den Mann geht, so kann ich vielleicht mit einer ähnlichen S. noch zu Diensten stehen, wünschend, mehr zu vermögen. Ich hoffe, Sie werden mir keine Sentimentalität unterlegen, sondern im schlimmsten Fall mich für einen halten, der sich gegen den Unverstand in der Welt zu wehren bemüht ist, was ohne natürliche Verbündete doch zu schwer ist.

Bitte grüßen Sie Ihre Familie, Bruckmann und wenn Sie wollen auch die Knoten aufs Beste von

Ihrem tr. ergebenen

Hans v. Marées.

Rom, den 1. April*).

Verehrtester Böcklin!

Verzeihen Sie, wenn ich erst heute daran komme, Ihnen mein aufrichtigstes Beileid auszudrücken, und vor allen Dingen Ihrer Frau, die durch diesen unvermutheten Schlag wohl am härtetsten getroffen ist. Hoffentlich wird dieselbe körperlich sich so weit wie möglich erholt haben.

Mir haben in dieser Zeit Ärger, Verdruß und Sorgen meine Philosophie über den Haufen geschmissen, doch wird das auch bald überwunden sein.

Gegenwärtig habe ich einen jüngern Bruder hier.

Wenn Sie bald wieder Erholung und Zerstreuung hier in Rom suchen wollten, so würde mich das unendlich erfreuen. Für heute wüßte ich gar Nichts mitzutheilen. Darum schließe ich mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau und den kräftigsten Wünschen für Ihr beiderseitiges Wohlergehen.

Wie immer

Ihr Hans von Marées.

Rom, den 14. April 1877.

Verehrtester Böcklin!

Ihr baldiges Erscheinen versetzt mich in die größte Freude, hoffentlich werden Sie meine Wohnung nicht verschmähen, ob=

*) Ohne Jahreszahl, bezieht sich offenbar auf Beatrices Tod, der Brief stammt darum aus dem Jahre 1877.

gleich Sie diesmal mein Zimmer theilen müſſen. Mein Fratello iſt wieder abgeſegelt, die Luft alſo rein.

Bei Lang bitte ich mich zu entſchuldigen, daß ich ſeinen recommandierten richtig erhaltenen Brief noch nicht beantwortet habe, ich bin durch allerhand Unannehmlichkeiten am Briefſchreiben verhindert worden.

Bitte zeigen Sie mir Stunde und Tag Ihrer Ankunft an und grüßen Sie Familie u. Bekannte aufs Beſte von

Ihrem tr.

Hans v. Marées.

Rom 19. Juni*).

Verehrteſter Böcklin!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen dieſe Lumparo ſchicke; es iſt eben die Hälfte meines momentanen Beſitzthums. In 10—12 Tagen werde ich Ihnen jedoch mehr ſchicken.

Eben iſt auch endlich Frau Bruckmann nebſt Tochter abgereiſt; dieſelbe wird an ihren Schwiegerſohn von Via Reggio aus Geld ſenden. Zu viel wird es kaum ſein. Jedenfalls darf ich glauben, ſie in eine etwas normalere Denkungsweiſe hinein bugſiert zu haben.

Meinen Plan nach Deutſchland zu reiſen habe ich noch nicht aufgegeben, es muß etwas geſchehen, u. ich werde Erfolg haben.

Mit den herzlichſten Grüßen an die Ihrigen

Ihr tr.

Hans v. Marées.

Verehrteſter Böcklin!

Bei Ihnen denke ich brauch man ſich nicht zu entſchuldigen wegen Schreibfaulheit. Sie haben in Ihrem letzten Brief Recht; ich kann Ihnen jetzt kaum rathen hierher überzuſiedeln. Rom wäre ſchon ganz ſchön, aber was darinnen, iſt vom Übel. Die Perſönlichkeiten ſind meiſtens derart, daß man ſich ſchon glücklich ſchätzen muß, wenn man ſie ſich mit guter Manier vom Halſe halten kann. Dies gilt vor allen Dingen von Freund Ludwig, von deſſen Umgang man nicht ſagen kann, je länger je lieber. Ich fürchte, daß er nächſtens überſchnappen wird.

Daß der arme Gunkel**) ſich freiwillig vom Schauplatz des

*) Der Brief dürfte auch ins Jahr 1877 gehören, etwa ein Jahr nach der Hochzeit Peter Bruckmanns mit Clara Böcklin.

**) Die Erwähnung von Gunkels Selbſtmord ſtellt das Jahr des Briefes 1877 einigermaßen ſicher.

Daſeins wegbegeben hat, werden Sie durch die Zeitungen erfahren haben, ich glaube, er hatte vollen Grund zu dieſem Entſchluß, die Welt hatte ihm nie viel geboten. Er hat noch einige Tage ſchwer leiden müſſen.

Was mich ſelbſt anbelangt, ſo werde ich, innerlich wenigſtens von Tag zu Tag heiterer, ich kümmere mich eben nicht um die Menſchen, da ich wohl weiß, daß all ihr Gethue von erbärmlichen Ränken u. Abſichten geleitet wird. Die Abende widme ich meiſtens dem Dienſt der Venus u. des Bachus, da weiß man doch, was man hat.

Übers Jahr denke ich werden wir wieder in Florenz ſein. Doch bitte ich Sie, nicht davon zu ſprechen. So lange, aber doch beinahe, werde ich noch mein Abſchließungs-Syſtem beibehalten, u. mit Grund, um dann für immer damit zu brechen. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen nach Wunſch. Bitte grüßen Sie Alles ſo wie auch Bruckmann, Lang Pidoll aufs Herzlichſte von

Ihrem

treu ergebenen

Hans v. Marées
via Sistina-107.

---

wahrſcheinlich 1877.

Verehrteſter Böcklin!

Durch ganz unbeſchreibliche Beſtialität der hieſigen Poſtbeamten iſt dieſer Zwiſchenfall vorgekommen über die Not derſelben will ich mich nicht weiter auslaſſen.

Ich danke Ihnen für das überſandte u. bedaure es zugleich, da es Ihnen vielleicht ſauer geworden iſt; noch mehr bedaure ich ſelber kein Kröſus zu ſein und zwar mit dem aufrichtigſten Herzen.

Was Sie von den Damen Bruckmann mittheilen, iſt allerdings mehr wie dämlich, da kann man ſchließlich nur noch mit den Achſeln zucken; mir thut es leid, ſo viel Zeit u. ſ. w. an dieſelben weggeworfen zu haben. Das Schlimmſte dabei bleibt, daß Sie dadurch in größere Sorgen gerathen, wenn jedoch Pedro ein rechter Kerl iſt, läßt er es freilich nicht darauf ankommen.

Von meinem Bruder habe ich noch gar keine Nachricht, was mich anfängt zu beunruhigen. Vorgeſtern erſchien Feuerbach in der Kneipe mehr giovanotto wie je.

Leider vermuthe ich, daß zur Helle den Pavonazzo bei einem von mir empfohlenen Farbenhändler erſtanden hat, doch weiß ich es nicht.

Vielleicht können Sie aber auch durch Vermittlung eines deutschen Farbengeschäftes das gewünschte erhalten.

Fratelli Herrmann

largo del municipio

Entschuldigen Sie mein Geschmiere ich schreibe mit einer sogenannten Penna miracolosa und man siehts auch.

Wird denn zur Helle durch Rom kommen?

Somit giebts nichts Neues.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr tr. Hans v. Marées.

Heinrich Ludwig an Arnold Böcklin.

10/9. 75. via Sistina 72

Lieber Freund,

Der Zweck dieser Zeilen ist, Dich in Deinem guten Vorsatz hier her zu Besuch zu kommen, zu bestärken. Freund Marées u. sein Bruder wohnen hier in meinem Hause u. auch für Dich kann um mäßigsten Miethspreis ein Zimmer zurecht gemacht werden. Essen kannst du auch billig, es hängt also nur davon ab, daß Du nicht zu viel Cigari Forti rauchst oder zu viel Wein trinkst, so werden die Kosten nicht übermäßig sein. Auch werden Dir ja wohl nicht Deine Münchener Gäste als Getreue folgen. Also besinne Dich nicht lange u. mache Dich auf.

Mit den herzlichsten Grüßen an Deine liebe Frau u. lieben Kinder Dein

getreuer H. Ludwig.

also beglaubigt

fra Giovanni

Gestern waren wir schon in der Cacciatori. Via salara bei herrlichem vino di monte rotondo.

---

via Sistina 72. 18/12. 1875.

Liebster Freund!

Ein Bekannter sagt mir, man fände in Florenz bei einem Farben- u. Kunstmaterialienhändler, dessen Adresse er aber nicht weiß, ganz ausgezeichnete, vollständig glatte u. fehlerfreie weiße Malerleinwand, die dieser aus Turin bezöge. Landschaftsmaler Castelli dahier bediene sich derselben, habe aber auch die Adresse des Händlers verlegt. Thäte mir wohl Dein Arnold den Gefallen, wenn er durch die Stadt streift, bei den dortigen Kunst-

händlern Nachfrage nach dieſer Leinwand zu halten, u. wenn er die gefunden mir ein ganz kleines Stück ſo viel in einen Brief geht, zur Probe herſenden zu laſſen; d. h. wenn ſie nicht vollſtändig glatt u. nicht fleckenlos weiß iſt, dann nicht. Es iſt nicht etwa Gyps, ſondern Ölgrund. Arnold iſt wohl auch ſo gut die Breite der Leinwand zu notieren, die Preiſe, wenn es verſchiedene Breiten ſind, u. die Adreſſe reſp. den Namen u. Wohnort des Händlers.

Bildhauer Hildebrand wird Dir u. den Deinigen vor einigen Wochen Grüße von uns überbracht haben, wenigſtens hatte ich ihn darum gebeten. Fiedler hat uns geſchrieben, das Nationalmuſeeum hatte Dir das überſandte Bild zwar nicht abgekauft, aber dafür ein Andres beſtellt. Nun male, wenn dem ſo iſt, ſo braucht hoffentlich Deine Hierherkunft nicht allzulange hinausgeſchoben zu werden. Ende April wird vielleicht in meinem Hauſe ein Logis frei, was möglicherweiſe für Euch paſſen könnte. Laß' uns hören, wie es Dir geht. Wie oft reden wir von Dir, wenn wir des Abends zuſammen ſitzen. Heute iſt Samstag u. wird bei Marées „der alte Stiegelitz“*) geſungen, wobei heute zum erſtenmale auch Schwarger mitbrüllen ſoll. Grüße herzlich die lieben Deinigen u. verbringe vergnügte Feſttage mit ihnen. Möchten dieſe uns Allen etwas von dem ſchnöden Mammon, der ſo ſehr notthut, in's Haus ſchneien laſſen. Siehſt Du Hilde- u. Hillebrand ſowie den alten Heyſe, — welcher nehmlich der alte Stiegelitz eigentlich iſt, ſo grüße ſie beſtens.

Der Fratello u. Marées empfehlen ſich Dir auf's Beſte u. ich bin

Dein getreuer H. Ludwig.

Der Druck meines Buches geht vorwärts aber, wie ich gehofft, in dieſem Jahre wird er doch nicht fertig.

---

via Sistina 72. 28/4. 1876.

Lieber Freund!

Endlich komme ich zu ein paar Zeilen an Dich. Sehr leid that es mir am vergangenen Sonntag, zu hören, daß Du, den wir des gräulichen Wetters halber nicht mehr erwartet hatten,

*) Das Lied war nicht ſehr geiſtreich, es beſtand aus einer einzigen Strophe, die bis ins Unendliche wiederholt wurde. Sie lautete:

Da oben auf dem Eichenſpitz,
Da ſitzt ein alter Stiegelitz.
Er ſitzt und ſingt in ſchönſter Ruh
Und hält dabei den Schnabel zu.

dennoch, nachdem wir kaum fort waren, in das Hôtel gekommen ſeieſt. Allein, wenn Du mich auch noch angetroffen hätteſt, ſo hätten wir in der kurzen Zeit, die mir blieb, doch kaum noch, was uns intereſſierte bereden können, u. es kann ja dies auch brieflich geſchehen.

Den Firniß u. das Petroleumpräparat bekommſt Du in nächſter Woche nebſt einer kleinen Notiz über das, was beim Gebrauch zu vermeiden iſt. Gut wäre, wenn ich vorher wüßte, mit was Deine Farben angerieben ſind, ob mit Öl, oder Eigelb, oder ob Du ſie ſchon mit einem Petroleum-Firnißpräparat anreibſt. Sei ſo gut u. theile mir dies in zwei Worten mit.

Dich lieben alten Freund u. Deine liebe Frau mit den Kindern in Eurer Häuslichkeit u. Arbeit zu ſehen — nicht gerade überglücklich, nicht einmal ſo glücklich, als Ihr es verdientet, aber ſo ruhig, feſt u. Mühen gewohnt, hat mich, ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen, innerlich gerührt u. wenn es noch möglich war, meine Freundſchaft zu Euch vergrößert. Möchten für Euch die größten Proben vorüber ſein u. es nun immer u. immer behaglicher um Euch werden. Dies wünſcht von ganzem Herzen, mit den beſten Grüßen an Alle Großen und Kleinen, männlichen u. weiblichen Böcklin's

Dein

getreuer, alter, junger
ſchlanker blonder Herr

H. Ludwig.

Arnold Böcklin an Burckhardt-Iſelin.

Florenz, 6 Sept. 76.

Lieber Freund,

Nachdem ich einen jämmerlichen Sommer durchgemacht, von dem zu ſchweigen das Beſte iſt, kommt eine nicht ſo traurige Veranlaſſung, Dir zu ſchreiben und Dich und Deine liebe Frau, die jetzt wohl ſchon wieder thalwärts gezogen ſein wird, von meiner Frau, wie von mir herzlich zu grüßen. Dieſe Veranlaſſung iſt die heut erfolgte Geburt eines geſunden Mädchens, die wir dieſen Sommer über mit Sorgen erwartet haben, weil der Zuſtand meiner Frau durchaus nicht in Ordnung war. Doch iſt Alles wider Erwarten ganz normal gegangen und es iſt zu hoffen, daß in Folge davon, meine Frau ſich auch in anderer Beziehung wohler befinden werde.

Die etwas bewegte Hochzeit iſt jetzt auch ſchon längſt über-

ſtanden. Sie hat Dank Deinen Bemühungen ſchon am 6 Juli ſtattgefunden — es war einer der heißeſten Tage im Jahr und nun befindet ſich das Paar auf der Inſel Ischia bei Neapel, in einem reizenden Logis voll Flöhe und Wanzen, nebſt prachtvoller Ausſicht aufs Meer.

Die Hochzeit ſelbſt verlief ſo gut, wie nur überhaupt in der Fremde möglich iſt. Kein Sachkundiger und, was noch ſchlimmer, keine Sachkundige griff mit Rath und That ein und ſtand mir zur Seite, und ſo mußte ich unpraktiſcher Farbenkleckſer Alles neu erfinden. Zu meiner höchſten Verwunderung gieng doch nicht Alles durcheinander. Die Kutſchen ſtellten ſich rechtzeitig ein. Wir fahren im Gänſemarſch in die proteſtantiſche Kapelle und ſiehe der Pfarrer erſcheint wirklich im bekannten Gewande, eine Rede wird gehalten, kurz die Sache gieng, wie es ſich geziemt.

Nun folgt aber ein ordentliches Programm des Tages. Die Gäſte beſtanden aus den wenigen Schülern, die ſich noch in Florenz befanden, Namens Herr und Frau Sinanides*), die der Clara einen prachtvollen Schmuck gaben, ferner ein Victor zur Helle, Louis Skene, und Baron Carl von Pidoll, alle 3 Oeſterreicher, Hans von Marées, ein alter Freund, hatte ſich von Rom aus her begeben, und Fräulein Anna Fries aus Zürich figurierte als Brautjungfer. Die Kinder feſtlich geputzt, unter Obhut unſerer Jungfer, zogen ebenfalls mit. Im Ganzen waren wir 16. Um 11 waren Alle in unſerem Hauſe verſammelt und wir fuhren zuerſt zur kirchlichen Trauung. Um halb eins waren wir im Municipio in einem prachtvollen Saal, wo die ganz würdeloſe Civiltrauung heruntergehaſpelt wurde. Von da fuhren wir in unſeren Glühöfen vor die Stadt in ein auf einer Anhöhe gelegenes Reſtaurant. Die erſte halbe Stunde wurde verbracht mit innerer Anwendung von Eis, Luftzufächeln und Totſchlagen von Mücken auf den Geſichtern, natürlich jeder auf ſeinem eigenen. Dann wurde das Eſſen gebracht, das uns alle überſtandenen Strapazen vergeſſen machte.

Um 6 Uhr brach das junge Paar auf und fuhr eine halbe Stunde ſpäter nach Siena ab, wo ſie einige Tage weiter brieten, bis ſie ſich nach der luftigen Inſel Ischia flüchteten. Wir Zurückgebliebenen drückten uns darauf ſtill nach Haus. Den folgenden Tag verreiſten Freund und Schüler — Nur die Mücken ſind geblieben. Jetzt iſt es wieder kühler und ich arbeite an der letzten

*) Sinanides, ein junger reicher Grieche blieb nicht lange in Florenz, zog nach Paris und iſt ſeitdem nicht wieder mit Böcklin zuſammengekommen.

Vollendung eines großen Bildes*), das in etwa 10 Tagen fertig ſein wird. Vielleicht führt mich wieder die Verkaufsangelegenheit im October nach Baſel, wo mir dann Gelegenheit wird, Dir mehr mitzutheilen und zu danken. Ich bitte Dich noch, Fritz Burckhardt zu grüßen und ihm zu ſagen, daß es mir bis jetzt unmöglich geweſen, ihm zu ſchreiben, daß ich es aber gleich thun werde.

Leb wohl in alter Freundſchaft

Dein A. Böcklin.

Friedrich Weber an Arnold Böcklin.

Baſel am 17. Apr. 75.

Lieber Freund,

Ich weiß nicht warum mir Dein Bild in der letzten Zeit ſo oft vor die Augen kommt, warum ich faſt täglich an Dich denken muß. Meine iſolierte Stellung in dem öden Baſel, wo ich eigentlich keinen vernünftigen Menſchen habe der mir eine Stütze ſein könnte wenn Tage der Entmuthigung eintreten, wo ich meine kupferne Cladde an die Wand werfen möchte daß ſie kleben bleibt — mag allerdings viel dazu beitragen. Das iſt kein Leben — am allerwenigſten ein Künſtlerleben, es iſt eine innerliche Exiſtenz, in der man ſich mechaniſch bewegt, ißt u. trinkt, hie u. da in einem leichten Duſel einſchläft u. des Morgens unerquickt aus den Federn kriecht.

Zum Ausreißen bin ich decidirt zu alt; das habe ich mir hinlänglich zurechtgelegt. Ich kann nur temporär fort, u. das muß ich nun bald thun, ſonſt werde ich krank. Auch iſt meine Geſundheit nicht vorzüglich u. Dein alter Weber hat Zeiten wo er matt wie eine Fliege herumkriecht und ein gräuliches Geſicht dazu macht.

Mein Titian iſt eine ſchwere Arbeit für mich u. ich habe ſchwer begriffen und begreife immer mehr warum ſich früher kein Stecher daran gewagt hat. Der kräftige Localton des Ganzen, die feine Zeichnung der Hauptfigur u. der Landſchaft, das Alles mit meinen trockenen Strichlagen herauszukratzen iſt eine heikle verzweifelte Aufgabe, u. mag den erfahrenſten Schwarzkünſtler in Verlegenheit bringen.

Schwarz ſehe ich der Zukunft entgegen, während man mich in der Gegenwart mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Umſomehr werde ich mich königlich blamieren mit dieſer Arbeit wenn nicht

*) Das große Bild iſt wahrſcheinlich die „Kreuzabnahme“, jetzt in Berlin.

noch in der letzten Stunde ein gesunder kräftiger Geist in mich fährt u. mir durchhilft.

Während Du hier warst hatte ich eine energische Stütze an Dir. Du hast mich belebt u. aufgerüttelt u. mich durch Deine Sonnenstrahlen erwärmt. Seit Du fort bist ist alles anders geworden und die 3 Jährlein unseres Zusammenseins bleiben mir nur in schöner Erinnerung, lassen mir aber umsomehr die jetzige Dürre empfinden.

Von Localgesichtern will ich schweigen. Nur soviel im Vorbeigehen daß der dicke Vest & Compagny immer noch der belebende Theil eines Zirkels ist, wo noch hie u. da von Herzen gelacht wird.

Mit Deinem Bildchen der Sirenen, hast in Basel eine höchst komische Revolution heraufbeschworen, einen Kampf auf Leben u. Tod. Die sogen. Kunstkenner kauerten Truppweise, mit Nasenklemmern u. Operngukern wie Schmeißfliegen um ein Zuckerkörnchen herum, vor dem Bildchen und schrien u. zankten alle zugleich miteinander. — Acht Tage lang war ich meines Lebens nicht mehr sicher in den Basler Straßen, wenn einer von ferne mich sah, stürzte er gleich wie ein Habicht auf mich los — und „haben Sie den Böcklin gesehen?“ — Erst als das Gemälde verschwunden ist hat sich der Sturm gelegt.

Du Glücklicher! Bist von allen dem bösen Geschwätz entfernt, auf herrlichem sonnenreichen Boden der Kunst gebettet, 10 Stunden von Rom, angeregt und gehoben durch klassische Vorbilder, allwo Deine reiche Phantasie immer wieder frische Nahrung findet. So sehr mir Deine Entfernung von Basel wehe thut, so aufrichtig muß ich Dir dazu gratulieren daß Du noch zur rechten Zeit fortgekommen bist. In Basel kann nur ein Künstler leben wenn seine Laufbahn gemacht ist. Auch ich bedaure sehr daß ich nicht 10 Jahre später diesen trockenen Boden betreten habe; wie schön u. lehrreich wären für mich diese 10 Jährlein in Italien gewesen.

Jetzt ist es so. — „Fehler machen selbst wir.“

Diese Zeilen nur als Gruß an Dich u. Deine liebe Familie. Vergiß nicht ganz in Deinem Glück

Dein alter Freund Weber.

Faber du Faur an Arnold Böcklin.

Lieber Herr Böcklin!

Vor kurzer Zeit habe ich einige Engländer in die Schack'sche Gallerie geführt, um denselben hauptsächlich Ihre dort befind-

lichen Bilder zu zeigen. Sie waren sehr entzückt davon und der Eine hat mich beauftragt bei Ihnen anzufragen, ob sie ihm eine beliebige Skizze (neuerer Zeit) für 20 £ Sterling überlassen wollten. Er wünschte sehr eine solche zu besitzen, verbindet aber damit hauptsächlich die Absicht, durch dieselbe, reiche Freunde in England zu größeren Bestellungen zu veranlassen. Natürlich könnte er jedoch ehe er im Besitz der Skizze ist, darüber keinerlei feste Zusicherung machen. Wenn Sie l. Herr Böcklin geneigt sein sollten, um oben genannte Summe eine Skizze zu machen oder eine schon vorhandene abzugeben so bitte ich dieselbe an mich ohne Rahmen zu schicken und würde ich die Weitersendung der= selben sowie Bezahlung an Sie vermitteln.

Schon lange hätte ich geschrieben, doch war es mir nicht mög= lich bis dato Ihre Adresse zu erfahren.

Mit Vergnügen höre ich von Bekannten daß Sie gerne in Florenz sind. Und habe ich vergangenen Winter zuweilen auch d. Wunsch gehabt in einer weniger winterlichen Gegend zu wohnen; da es hier kaum mehr zum Aushalten gewesen ist. Neues gibts hier wenig. Die Ausstellung im Glaspallaste hält die Geister immer rege, besonders da die Jury sehr strenge in der Annahme der Bilder sein soll.

In der Hoffnung, daß dieses Schreiben Sie l. Herr Böcklin und Ihre ganze Familie in erwünschtem Wohlsein treffen möge zeichne ich mit den freundschaftlichsten Gesinnungen

Ihr ganz ergebener

München d. 22 Mai 1876 Otto von Faber du Faur.
34 Arcisstraße.

Lieber Herr Böcklin!

Das mir übersendete Bild*) habe ich nach England weiter gehen lassen und bis jetzt noch keinen Brief nur die Anweisung auf 20 £ Sterling erhalten welche ich hiermit übermittle. Mich hat das Bild sehr interessiert und habe ich die Stimmung ausgezeichnet gefunden. Sie schreiben von neuen Malmitteln, welche Sie dabei angewandt hätten. Ich konnte jedoch, mit Ausnahme der dicken Bretter, nicht entdecken, worin es sich von Ihrer früheren Malerei unterscheidet.

Mir schien es großentheils grau untermalt zu sein.

Die hiesige Ausstellung in welcher auch Ihr Schloß am Meer, von Schack paradiert, erregt unter den Künstlern die größte

*) Es ist das Bild, „Charon, die Seelen Verstorbener zum Hades führend".

Unzufriedenheit, indem die größte Anzahl Bilder eben nur als Zimmerdekoration und sehr oft ungünstig gehängt, gar kein Interesse erregen können, während einige Auserwählte deren Namen ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen brauche, sich vortrefflich arrangiert und wo möglich mit möglichst günstiger Benützung anderer Bilder dem Publicum praesentieren. Noch nie ist hier so räsoniert worden.

Kunstgewerbe und Kunst im selben Raum ist ganz gut für Laien, die eben auch die Ausstellung besucht haben wollen. Allein die Aussteller verlieren entschieden dabei.

Ich ergreife die Gelegenheit um Ihnen und Ihrer werthen Frau Gemahlin unseren herzlichsten Glückwunsch zur Verlobung des Frl. Clara auszusprechen, wovon ich Nichts gewußt hatte und hoffe, daß mein Brief Sie Alle in bestem Wohlbefinden treffen möge und bleibe

Ihr freundschaftlich ergebener

Otto von Faber du Faur.

München den 27. Juni 76.
34 Arcisstraße

Ich darf Sie wohl um 1 Wort des Empfanges der 20 £ bitten, das ich dem Engländer schicken kann.

Rudolf Schick an Arnold Böcklin.

Berlin 16/2 80 Feilner Str. 1

Lieber Herr Professor!

Zugleich mit dieser Karte sende ich unter Kreuzband ein Zeitungsblatt an Sie ab, worin Sie in der Kammerverhandlung lesen können, wie ein katholischer Clericaler Reichensperger sehr ergötzlich seinen Ingrimm gegen Ihr Bild in der National=Gall.*) losläßt. Wie wenig Parteigenossen er darin hat, können Sie an der Heiterkeit und dem Widerspruch sehen, den er erregt. Sie werden auch daraus erkennen, daß Ihr schönes Werk auffällt u. gesehen wird. Es hängt jetzt vortrefflich. Schöne ist im Cultusministerium der Decernent für Kunst; Sybel der berühmte Historiker, Virchow Naturforscher u. Fortschrittsmann. —

Mein Schreiben haben Sie vor 7 Wochen hoffentlich erhalten. Es war ein Briefchen meiner Frau an Ihre Frau Tochter mit ihrer Phot. beigeschlossen. —

---

*) Gefilde der Seligen.

Werden Sie Ihre Meerfey*) für Fr. Grunelius nicht hier ausstellen? Oder haben Sie sonst nichts für unsere Vereinsausstellung?

Hoffentlich geht es Ihnen u. Ihren lieben Angehörigen wohl! Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen, auch von meiner Frau Ihr treu ergebener

Rud. Schick.

J. C. Schoen an Arnold Böcklin.

Worms a/Rh. 23. Nov. 1878.

Sehr geehrter Herr Böcklin!

Ihren werthen Brief habe ich heute richtig erhalten, und übersende Ihnen demgemäß inliegend für das Bild „die Centauren" M 2500 um deren gefällige Empfangsanzeige ich Sie bitte. Sie sprechen übrigens von der Wirkung des Bildes viel zu bescheiden, denn schon nach den ersten fünf Minuten hatte mich dasselbe vollständig gepackt, und es ging sogar trotz des dämonisch wilden Gegenstandes meiner Frau auch nicht viel anders. Der Kampf ist so lebenswahr, nicht blos in den Centauren, sondern ganz besonders auch in der sturmgepeitschten entfesselten Natur zu Häupten der Kämpfer dargestellt, daß ich mich glücklich schätze, ein so gelungenes Bild von Ihrer Hand zu besitzen. Obgleich ich offen gestehen muß, daß ich mit einzelnen, aber auch nur mit einzelnen der von Ihnen vorgenommenen Änderungen nicht so ganz einverstanden bin (ich halte z. B. die Figur des sich bäumenden Centauren auf dem Baseler Bilde für schöner in den Linien) so macht es mir doch außerordentlich viel Freude und ist nach meiner Ansicht eine große Zierde meines Zimmers. Ich hoffe sehr, mit diesem Bilde Propaganda für Ihre wunderbare Farbenanschauung zu machen, die für uns ja manchmal wie eine Offenbarung ist, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir eine solche wieder mit den Centauren erwiesen haben. Lachen muß ich aber, wenn ich daran denke, wie fremd ein solches Bild den Spießbürgern, die nichts von der Kunst verstehen, unverständlich vorkommen wird, denn diese enthüllt sich nur dem, der sie liebevoll aufsucht und studiert, sich ihr mit ganzer Seele hingiebt, und ein solcher wird wie ich, in der entsetzlichen Wildheit des „Centaurenkampfes" gerade die hohe Kunst erkennen, die einen solchen Gegenstand so wunderbar fesselnd darzustellen verstand.

Ebenso offen wie ich Ihnen nun mein Entzücken über die

*) Meerfey ist wohl die Tritonenfamilie, die jetzt in Magdeburg ist.

Centauren dargelegt habe, will ich Ihnen nun auch meine Ansicht über die mitgesandte Skizze schreiben, und nur vorher noch einschalten, daß Sie mit dem Goldrahmen selbstverständlich recht haben, ein dunkler Rahmen hätte für die Stimmung der Centauren garnicht gepaßt.

Ihre Skizze entzückt mich, wie alle Ihre Bilder, wieder durch die wunderbar in ihr ausgedrückte Stimmung. Der graue Himmel, der großartige Zug der Welle, die Unendlichkeit des Oceans sind mit ein paar Strichen meisterhaft dargestellt, und geben einen Begriff von der Schönheit des zukünftigen Bildes. Die Figuren sind natürlich nur angedeutet, ich gestehe Ihnen aber offen, daß ich mich mit dem Gegenstande bis jetzt nicht so befreunden konnte, wie mit den Centauren. Das Motif, welches ein ähnliches zu sein scheint, wie das auf Ihrem großen Berliner Bilde erinnert mich zugleich an manche kleine pompejanische Darstellung. Ich habe den Eindruck, vielleicht in Erinnerung an solche, daß, wenn ich so sagen darf, das Motif zu sehr rein dekorativ ist, und auch, daß die Figuren in der beabsichtigten Größe ausgeführt, in einem, mit vielen kleinen Objekten z. B. des Kunsthandwerkes ausgestatteten Raum nicht den richtigen Eindruck machen würden, den ich doch gerne von einem Bilde von Ihnen wünschen möchte. Ich würde es daher lieber sehen, wenn Sie für mich ein anderes Motif wählen würden. Ich bitte vielmal um Entschuldigung, daß ich mich so offen ausspreche und Ihnen die vergebliche Mühe gemacht habe, es ist eben auf die Entfernung eine Verständigung außerordentlich erschwert. Ich möchte nicht blos Werke der besten Künstler besitzen, sondern auch von diesen nur das beste, und ich bitte daher dringend, mir meine Offenheit nicht übel zu deuten, denn ich glaube, daß wir dadurch am ersten zu einem Resultat kommen, falls ich hoffen darf, daß Sie noch einmal sich der Mühe unterziehen wollen, um mich schließlich mit einem vorzüglichen Bilde von Ihrer Hand zu erfreuen. Ich würde darin eine angenehme Garantie erblicken, in einem solchen Bilde nicht das letzte von ihrer Hand zu besitzen, sondern mein Haus nach und nach noch weiter ausschmücken zu können. Nun bin ich allerdings weit entfernt, einem Künstler wie Sie bezüglich Sujet etc. Vorschriften machen zu wollen, ich kann in dieser Beziehung nur Ansichten, Wünsche äußern und hoffe, daß wir durch gegenseitiges Aussprechen eine Einigung erzielen. Vor kurzem sah ich in München wieder, wie regelmäßig, Ihre Meisterwerke bei Graf Schack, und zugleich ein Bild von Ihnen bei einem Kunsthändler, ein Mädchen in einer Frühlingslandschaft daherschreitend und

Blumen ſtreuend. Da mir in allen dieſen Bildern gerade das landſchaftliche wieder ſo außerordentlich gefiel, ſo möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht ein Bild komponieren könnten, in dem die Landſchaft die Hauptſache iſt, entweder womöglich ganz ohne Staffage, oder wenigſtens dieſe ſehr ſtark zurücktretend. Ich glaube, daß Sie gerade auf dieſem Gebiete, das bei Graf Schack ſo glänzend vertreten iſt, hervorragend Schönes erfinden könnten, entweder ſonnige oder ſturmerregte Landſchaft. Florenz, der Garten Toskana iſt ja gerade dafür ſehr geeignet, und ich habe ſtets für das landſchaftliche in Ihren Bildern ſehr geſchwärmt. Ein paſſendes Motiv dürfte ſich ja leicht bei ihrer gewaltigen Phantaſie finden. Ich bitte Sie, mir gefälligſt mitzutheilen, was Sie von dieſem meinem Vorſchlage halten, und würde mich ſehr freuen, Sie auf meine Ideen eingehen, oder mir ſonſtige neue Vorſchläge machen zu ſehen. Darf ich im Bejahungsfalle Sie noch einmal um eine Skizze bitten, da ja nur durch eine ſolche Verſtändigung möglich iſt. Ich zweifle nicht, daß in dieſem Fall ich in der Lage ſein werde, Ihnen das Bild definitiv zu beſtellen. Darf ich mit der neuen Skizze dann auch gleich um Preisangabe bitten?

Die alte Skizze ſchicke ich Montag an Sie zurück.

In der Erwartung Ihrer angenehmen Nachrichten verbleibe ich mit freundſchaftlichen Grüßen und Empfehlungen von meiner Frau

Hochachtungsvoll

J. C. Schoen.

Sehr geehrter Herr Böcklin!

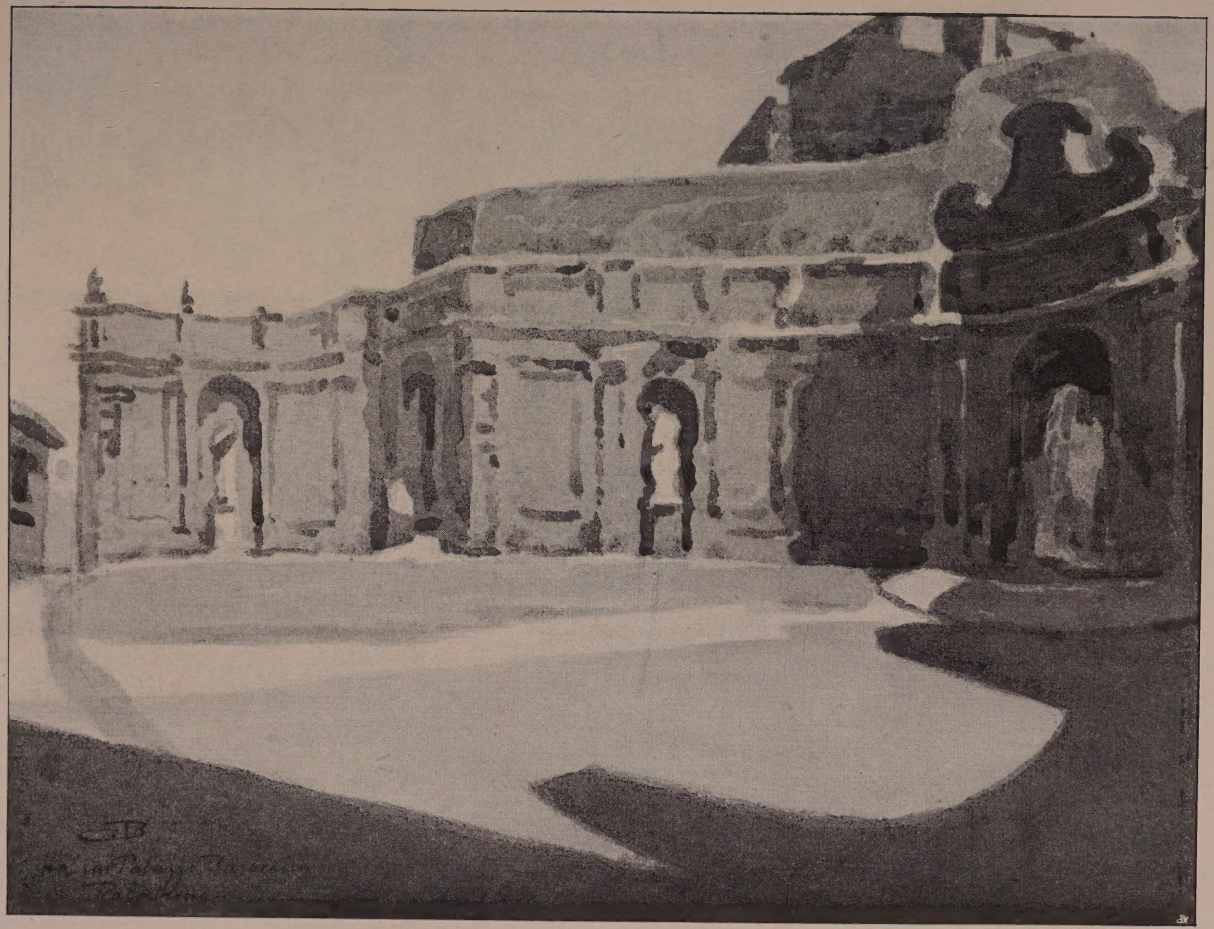
Aus Ihrem werthen Briefe habe ich zu meiner lebhaften Freude erſehen, daß Sie mir ein Bild malen wollen. So ſehr ich nun ein ſolches Kunſtwerk möglichſt bald zu beſitzen wünſche, ſo ſtehe ich ſelbſtverſtändlich hinter ihren älteren Verpflichtungen zurück, die ja, wie Sie ſchrieben, Ende Mai erfüllt ſind, um ſo mehr als ich ſehr gut weiß, daß der Künſtler Muße braucht, um ein vollendetes Werk zu ſchaffen. Ich bitte Sie deshalb, in aller Ruhe an die Ausführung des Gemäldes für mich zu gehen, und ſehe Ihren Vorſchlägen darüber mit großer Spannung entgegen. Hier die von Ihnen gewünſchten Andeutungen:

Das Bild darf — ohne Rahmen — ungefähr einen Meter zwanzig bis einen Meter fünfzig Centimeter breit, und wohl dementſprechend ungefähr einen Meter hoch ſein, und iſt für die Wand meines Wohnzimmers über das Sopha meiner Frau be-

ſtimmt. Es ſoll dieſe Wand allein zieren, und wird den Eintretenden gleich feſſeln. Das Zimmer hat reines Nordlicht, iſt mit braun und gelber Ledertapete bekleidet, der gewirkte Wollenſtoff der Vorhänge und Möbel iſt roth und ſchwarz mit etwas gelb. Das ganze iſt in reinem Renaiſſanceſtyl gehalten. Ich glaube, daß in das Zimmer ebenſogut eine ſonnige Landſchaft, ein Gewitterſturm oder bewegte See paßt, wie ein idealer Stoff, den Sie mit Recht nicht ausgeſchloſſen wünſchen. Ein Künſtler wird ſtets dann am ſchönſten und beſten ſchaffen, wo er in der Wahl ſeines Stoffes ſeiner Phantaſie am freieſten folgen kann, und wenn ich es Ihnen daher überlaſſe, mir über den Stoff Vorſchläge zu machen, ſo bin ich überzeugt, dann ein vollendetes Kunſtwerk zu erhalten. Ich bin begierig, was Sie wählen. Landſchaft mit Staffage oder einen rein idealen Stoff, wie er gerade Ihrer Phantaſie vorſchwebt.

Um das Materielle nicht ganz aus dem Auge zu laſſen, ſo haben Sie vielleicht die Güte, mir zugleich Andeutungen über den Preis des Gemäldes zu machen, ſowie in welcher Weiſe, falls wir uns einigen, Sie Zahlung wünſchen, endlich bis wann ungefähr Sie glauben, das Bild vollenden zu können.

Daß der „Centaurenkampf“ nicht mehr zu kaufen, thut mir leid, ſo ſehr ich mich wieder freue, daß er im Baſeler Muſeeum eine ehrenvolle bleibende Stätte gefunden, die ihm gebührt. Meine Frau iſt wie ich, ganz entzückt von dem gewaltigen Bilde, und ich frage daher bei Ihnen an, ob Sie nicht neben der Ausführung des neuen Gemäldes für mich Zeit Luſt und Liebe finden, den „Centaurenkampf“ für mich in kleinerem Maaßſtabe zu wiederholen. Wenn ſorgfältig ausgeführt und mit Ihrer unvergleichlichen Meiſterſchaft gemalt müßte dieſes prächtige Bild auch in kleinerem Maaße wundervoll wirken. Mein Arbeitskabinet iſt zu klein, um ein großes Bild darin anzubringen, doch meine ich, bei einer Breite von ca. 80 Centimeter oder ſelbſt einem Meter nebſt der entſprechenden Höhe würde gerade der Centaurenkampf einen herrlichen Schmuck für das Zimmer abgeben. Ich würde mich daher ſehr freuen, wenn Sie auch dieſe Aufgabe noch übernehmen wollten. Was würde der Preis dieſes Bildes ſein? Werden Sie auch den Sommer in dem lieblichen Florenz zubringen oder wie öfter, nach München kommen? In letzterem Falle wäre mir vielleicht Gelegenheit geboten, die Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft zu haben, da ich faſt jedes Jahr das mir liebe München beſuche.



Hof in Palazzo Barberini (Palestrina).

Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

In der Erwartung Ihrer baldigen angenehmen Nachrichten
Hochachtungsvoll
Worms a/Rhein J. C. Schoen.
25. April 1878.

Geehrteſter Herr Böcklin

Meinen letzten Brief vom Mai beſtätigend, gebe ich heute der angenehmen Hoffnung Raum, daß ſie unterdeſſen Zeit und Luſt gefunden, den Centaurenkampf in Angriff zu nehmen, da das für Berlin beſtimmte Bild — Die Inſel der Seligen, wie ich höre, jetzt wohl vollendet ſein wird. Ich brauche Ihnen kaum zu ſagen, mit welcher Spannung dieſes Bild allgemein und natürlich auch von mir, erwartet wird, es iſt ſicher wieder eine großartige Schöpfung.

Den Entwurf zu dem Gemälde für mich, den Sie ſo gütig waren, mir zu verſprechen, bleibe ich erwartend, und bin außerordentlich geſpannt auf denſelben, und begierig, welche neue ſchöne Idee Sie dem Auge verwirklichen werden. Mitte dieſes Monats gehe ich für ſechs Wochen mit meiner Frau ins bayriſche Gebirge, und zwar auf meine Villa nach Berchtesgaden. Sollte Sie nun Ihr Weg um dieſe Zeit nach Süddeutſchland führen, ſo würden Sie uns große Freude bereiten, wenn Sie den kleinen Abſtecher nicht ſcheuen, und uns ins Berchtesgaden, dieſem herrlichen Fleckchen Erde beſuchen wollten. Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen und Ideen austauſchen zu können. Sie finden ſogar — falls Sie dies reizt — auf der Villa ein kleines noch von meinem Vater herrührendes Atelier, in dem auch Kopf ſchon einmal modelliert hat. Ihr Beſuch wird uns auf alle Fälle ſehr willkommen ſein. Briefe und ſonſtige Sendungen werden mir übrigens prompt nach Berchtesgaden von hier aus nachgeſandt. In der angenehmen Erwartung Ihrer baldigen Nachrichten verbleibe ich

Ihr ergebenſter
J. C. Schoen.

Worms a/Rh. 2. Juli 1878.

Berchtesgaden 28. Juli 1878.

Sehr geehrter Herr Böcklin

Ihre werthen Zeilen vom 23. d. erhielt ich geſtern und ich beeile mich, ſie zu beantworten. Es freut mich zu hören, daß das Berliner Bild fertig iſt, da ich ſehr geſpannt auf dasſelbe bin.

Sehr lieb ist mir, zu hören, daß Sie den Centaurenkampf angefangen. Mit ihren Vorschlägen über kleine Veränderungen an dem Bilde bin ich natürlich vollständig einverstanden. Sie allein können ja auch herausfühlen, auf welche Weise das Bild in dem kleineren Format ein wirkungsvolles werden muß. Gerade weil es keine bloße Kopie sein wird, habe ich die Gewißheit, daß es um so feiner empfunden und wirkungsvoller sein wird, und dem Original in keiner Weise nachstehen wird. Ein Künstler der wie Sie, nicht mechanisch, sondern mit freier Phantasie, mit glühender Seele arbeitet, wird immer das Richtige treffen und Großes hervorbringen. Ich möchte hier nun noch bemerken, daß die „Centauren" einen schwarzen Rahmen haben sollen, ein solcher paßt am besten für das Zimmer, für das sie bestimmt, ist auch dem Gegenstande, dem wilden gigantischen Kampf in der Einöde, am angemessensten. Der Nachbar des Bildes wird ein Bildchen des leider zu früh verstorbenen, liebenswürdigen Henneberg. Eine größere Komposition, die er mir noch in Rom zugesagt und angefangen, ließ ihn der Tod nicht mehr vollenden. Daß ich Sie dieses Jahr nicht hier sehen werde, thut mir leid, Sie haben sehr recht, zur Verständigung über Kunstanschauung fördert persönliche Bekanntschaft ungemein. Ich hoffe jedoch, daß wir uns auch so verstehen werden, aber auch, daß ich später das Vergnügen haben werde, Sie einmal bei mir zu sehen.

Jetzt, wo Ihr „Insel der Seligen" vollendet ist, darf ich wohl auch der Hoffnung Raum geben, von Ihnen bald einen Entwurf eine Idee zu dem größeren Gemälde mitgetheilt zu erhalten. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie dieses jetzt auch in Angriff nehmen könnten, und bin ich sehr begierig, was Sie mir vorschlagen werden, denn Ihre Phantasie entdeckt in der Welt stets neue Schönheit, neue Ideale, neue Farben-Harmonien, die kein anderer je erreicht.

In der angenehmen Hoffnung, bald wieder Günstiges von Ihnen zu hören, verbleibe ich mit besten Grüßen

Ihr ergebener

J. C. Schoen.

Briefentwurf von Arnold Böcklin, wahrscheinlich an Steinbarth.

Am 11. (Mittwoch.)

Nun zu etwas Anderem. Das Brett, welches Sie mir geschickt, ist angekommen. Es waltet aber über die Sache ein Mißverständ-

nis. Ich erinnere mich sehr wohl, Ihnen diese grausame Kampfscene auf dem Boot geschildert zu haben, aber nicht als meine eigene Empfindung, sondern nur als interessante Aufgabe. Ein Freund in Florenz hat sich lange damit beschäftigt, zwar erfolglos, doch ist der Einfall von ihm. Ich sehe, es wird also bis auf Weiteres das Brett ruhig lagern müssen. Im Frühjahr komme ich wahrscheinlich nach Berlin und dann läßt sich darüber sprechen.

Was die Ausstellung in München anbelangt, so muß ich Ihnen mittheilen, daß ich denselben Gegenstand, ein von Räubern überfallenes Schloß am Meer gemalt (um 1873) und in München ausgestellt habe. Wenn nun abermals dieses erschiene, wenn auch in anderer Fassung, so würde dieses keine günstige Wirkung haben, indem mir abermals vorgeworfen würde, daß ich mich nur noch wiederhole. Ich kann ja nicht einen Packträger daneben stellen und jedem Beschauer sagen lassen, daß diese Reproduktion eine frühere Idee (n. Schl. a. M.) auf Ihren Wunsch hin geschehen sei, denn das Bild selbst, das wie ein ganz anderes ist, wird niemand sehen oder sehen wollen.

Große Ausstellungen sollten überhaupt nicht gemacht werden, dann könnte die Gemeinheit nicht so sehr zum Bewußtsein ihrer Übermacht kommen. Dies ist wieder ein Gedankensprung, aber ich weiß, daß Sie den Zusammenhang finden, ohne daß ich den Wegweiser mache.

Und ich muß vorwärts rücken, sonst nimmt dieses Schreiben kein Ende. Ich mache dann statt ausgesprochene Gedanken wie ein Schriftsteller eine Reihe von — — und fahre fort und gehe lustig weiter.

Briefentwurf von Arnold Böcklin an Geheimrat Max Jordan.

Florenz 29. Okt. 77.

Verehrtester Herr!

Da es mir noch nicht möglich ist, Ihr amtliches Schreiben zu beantworten, das mit einigen bis jetzt noch ungeborenen Skizzen zu begleiten ist, zeige ich Ihnen einstweilen nur den Empfang desselben an. Mit der Zusicherung, daß ich in möglichst kurzer Zeit Entwürfe im Sinne der Bestellung zusenden werde.

Die eingesendete Skizze zur Meeresidylle habe ich meinem Freund Prof. Reinhold Begas zugesagt und bitte ich Sie demselben zukommen zu lassen.

Sollten Sie an irgend einer der einzusendenden Skizzen Ge-

fallen haben, so würde es mich herzlich freuen, wenn Sie dieselbe als Zeichen meines Dankes und meiner Verehrung annehmen wollten.

Unterdessen zeichne ich hochachtungsvoll

Ihr ergebener
A. B.

Briefentwurf Böcklins an Geheimrat Max Jordan.

Florenz 25. Aug. 1877.

Geehrtester Herr!

Gestern sendete ich der Eisenbahn eine Skizze zur Beförderung.

Gestern übersandte ich Ihnen die eine Skizze der Meeresidylle zur Einsicht. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so handelte es sich bei diesem Entwurf um die sachliche Zusammenstellung des Bildes und so glaubte ich, den Ausdruck, sowie die Formen nicht besonders berücksichtigen zu müssen, um auch das Interesse an der Durchführung des Bildes nicht zu erschöpfen. Eine Hauptaufgabe der Durchführung des Bildes wäre aber, den Ausdruck der Figuren mit dem der Umgebung so vollständig in Einklang zu bringen, daß jedes der Ausdruck des Anderen zu sein scheint.

Es muß einem so kalt, so naß, wild und ahnungsvoll ansprechen, daß man sich in die Tiefen des Meeres versetzt glaubt.

Mit einer anderen Fassung der Pietas hat es mir hingegen nicht gelingen wollen.

Mein erster Versuch war, den tröstenden Engel mit einem Abzeichen des Trostes kommen zu lassen. Das sieht aber trostlos conventionell aus, wenn aus den Wolken ein Attribut gebracht wird, es möge dies auch mit der größten Rührung geschehen. Der Beschauer glaubt nicht daran, sondern er sagt sich: Das bedeutet, dies oder jenes. Wir haben uns zwar so ziemlich an dergleichen Darstellungen gewöhnt, sodaß uns bei einem altdeutschen Engelsgruß das Darbringen einer Lilie nicht unangenehm berührt. Doch ist das Interesse an einem solchen Bilde anderer Art. Wir freuen uns der gemütlichen lieblichen Darstellung des häuslichen Raums. Der lieblichen Jungfrau, der reinlichen Malerei, und in dieser Gemüthsverfassung werden wir durch die Anwesenheit eines reich gekleideten Engels, der eine sauber gemalte Lilie überreicht, nicht gestört. Hier ist aber eine tief erschütterte Mutter, die sich über die Leiche ihres Sohnes geworfen hat. Wir stellen uns das ungeheure Leiden vor, leiden mit — und nun wird eine Blume oder ein Palmzweig gebracht. Mitten in Herzens-

empfindungen drängt sich ein fremdes Element, die Einheit der Stimmung ist gestört, die Wirkung aufgehoben.

Es mußte ein anderer Versuch gemacht werden.

Verzeihen Sie verehrtester Herr, daß ich mich noch weiter hier auslasse, da ich versprochen, Ihnen von diesem Bild eine anders redigierte Skizze zu schicken, bin ich Ihnen die Erklärung schuldig, warum ich das nicht gethan, und ich wünsche Sie zu überzeugen, daß ich, um meinem Versprechen nachzukommen, was mir damals ein Leichtes schien, die Sache von den verschiedensten Seiten überlegt und versucht habe. Es handelte sich darum, die Idee des Bildes deutlicher zu veranschaulichen. In die dunkle Verzweiflung soll Licht und Trost kommen. Was kann trösten oder wenigstens den Schmerz erträglicher machen? Das einzige bildlich darstellbare ist innige Theilnahme. So hatte ich, wie Sie gesehen, die Lösung der Aufgabe versucht. Das Mitgefühl der Schaar Kinder, die müßig mitweinen, bildet kein Gleichgewicht zum großen Schmerz der Mutter und wird durch die Anwesenheit des Engels, der wirklich tröstend sich herabneigt überflüssig gemacht.

Ich ließ den Engel allein herabkommen. Malerisch war dies am wirksamsten.

Nun glaubte ich aber erst dem Kern des Uebels auf die Spur gekommen zu sein, denn, rein menschlich gedacht: Was thut der Engel hier? Er ist nur eine Person des himmlischen Trostes, und dies müßte man ihm auf die Stirn schreiben. Da wir einmal durch die Scene einer verzweifelten Mutter über der Leiche ihres Sohnes auf den Boden der Wirklichkeit gestellt sind, so sind wir consequent und fragen, ob es denn wirklich Engel giebt. Die lebendigste Darstellung würde da nicht helfen. Ob nun die Erscheinung halb aus den Wolken taucht oder lichtumstrahlt mit flatterndem Gewand herunterschwebt und sich herüberneigt, man glaubt nicht an ihn.

So komm ich auf Umwegen auf das allererste Motiv, die ganz stille dunkle Scene der über der Leiche liegenden Mutter. Wie sie jetzt dargestellt ist, genügt sie besonders in der Form nicht, um für sich allein zu wirken, zu verfolgen und künstlerisch durchzubilden, hindert mich eine gewisse Furcht vor zu tiefer Erregung, die ich gegenwärtig vermeiden, und in die ich während der Arbeit unzweifelhaft gerathen ▫ ▫ ▫ ▫ würde. ▫ ▫ ▫ ▫

XI.

Zürich.

1885–1892.

Die Wohnung, die mein Mann, nachdem er sich vor unserer Übersiedelung eifrig in Zürich umgesehen, gemietet hatte, zeigte wieder erhebliche Mängel. Arnold hatte nur, wie er es stets zu tun pflegte, die Aussicht geprüft, die sehr schön war, er hatte sich aber um Zahl und Größe der Zimmer garnicht gekümmert. Es war ihm sogar ein unglaublicher Irrtum mit unterlaufen, er hatte nämlich einige eingebaute Wandschränke für Zimmer gehalten und nur die Türen, die er sah, gezählt. So war er zur Überzeugung gekommen, die Wohnung reiche für unsere Familie vollkommen aus.

Als wir ankamen, entdeckte ich zu meinem großen Entsetzen, daß wir ja mit unserer Familie und unseren Möbeln viel zu beengt seien, daß wir uns nicht rühren und nicht regen könnten. Es war ein fürchterlicher Zustand. Zwischen Kisten und Kasten, zwischen aufgeschlagenen und halbaufgeschlagenen Betten kampierten wir und suchten der unangenehmen Situation möglichst ihre heiteren Seiten abzugewinnen. Wir befanden uns wie in einem Feldlager. Mein Gatte ging aus, kaufte die beliebten Zervelatwürste ein, holte Bier und die Kinder zogen mit ihm, jedes einen Arm voll Paketen tragend. Was half unser Jammern, wir mußten uns in das fürchterliche Durcheinander fügen und versuchen, uns so gut, wie es gehen wollte, einzurichten. Für die Kinder und meinen Gatten war die Hauptsache, daß die ersehnten Zervelatwürste nun reichlich genossen werden konnten.

An Arbeiten konnte er zuerst nicht denken, denn das neuerbaute Atelier war im Innern noch nicht fertig, die Maler arbeiteten daran, und ich erinnere mich eines lustigen Zwischenfalles, den wir noch lange und viel belachen mußten.

Auf der Leiter stand der Malermeister und pinselte mit großer Verve einen Eierstab an den Rand der Decke. Seinen Farbentopf

mit flüſſigem Ultramarin hatte er in der Außenbruſttaſche ſeines Malerkittels ſtecken und tauchte dort ſeinen Pinſel ein, um ſorgfältig die Dekoration auf die Decke zu malen. Da fehlte ihm plötzlich ein Pinſel, er rief nach ſeinem Gehilfen, einem jungen Menſchen mit brandrotem Haar und Bart. Er ſprang hinzu, kletterte auf die Leiter hinauf und reichte dem Meiſter das Gewünſchte. Der Meiſter wollte dem Gehilfen einige Stufen erſparen und bückte ſich, um den Pinſel abzunehmen. Dabei hatte er den Farbentopf in ſeiner Bruſttaſche vergeſſen, der nun in ſchneidend blauem Strahl ſeinen Inhalt auf den feuerroten Kopf des Gehilfen ergoß. Es war ſehr komiſch, aber die Sache wurde noch komiſcher, als der unglückliche Menſch hinaus an den Brunnen ging, um ſich zu waſchen. Es half abſolut nichts, jemehr er mit Waſſer die Farbe verteilte, deſto intenſiver leuchtete ſie und verbreitete ſich auf dem roten Kopf. Erſt nach einigen Tagen verſchwand allmählich das blaue Haar.

Hier will ich gleich noch eine andere niedliche Geſchichte, die mit dem neuen Atelier in Verbindung ſtand, vorweg nehmen, obgleich ſie ſich erſt ſpäter zutrug. Mein Gatte liebte ſehr Blumen und ſchönen Raſen in ſeiner Umgebung. Er hatte darum das kleine Plätzchen um das Atelier anpflanzen laſſen und Blumenſamen in allen möglichen Miſchungen wahllos ausgeſtreut, damit er im Sommer einen hübſchen bunten Flor um ſich ausgebreitet habe. Nun war er aber in Sorge, daß die Kinder und auch andere Leute, die ihm einen Beſuch machten, das ſchöne Gras und die eben aufſproſſenden, aber nicht blühenden Blumen zertreten würden, und darum ſprengte er das Gerücht aus, er habe in dem Gras des Ateliergartens eine Kreuzotter geſehen. Er riet jederman ſich zu hüten, vor allen Dingen nichts abzupflücken, weil das gefährliche Reptil einem doch leicht in die Hand beißen könnte. Leider erreichte er mit dieſer Warnung gerade das Gegenteil, denn als er eine kurze Erholungsreiſe machte, entſchloß ſich der Gärtner, der auch von der Kreuzotter gehört hatte, die Gefahr von Grund aus zu vernichten. Er erſchien mit der Senſe und mähte Gras und Blumen bis auf den Stumpf herunter. Mein Gatte hat während der übrigen Jahre, die wir noch in Zürich zubrachten, nicht mehr von der Kreuzotter im Ateliergarten geſprochen.

Ein halbes Jahr hielten wir es in der engen Wohnung der Hottingerſtraße aus, dann war es uns zu bunt. Ich machte mich auf die Suche, um etwas Paſſendes ausfindig zu machen. Es gelang mir, ein Einfamilienhaus zu entdecken, das zur Eidmatt hieß und am Kreuzplatz auf einer großen Wieſe lag. Das Haus gehörte dem Oberſt Bleuler, war ſehr bequem eingerichtet, und wir hatten reichlich Platz, uns auszubreiten. Davor ſtanden Bäume und hinter dem Haus lag

ein kleiner, hübſcher Garten. Der Salon war ſehr triſt, aber mein Gatte hatte ihn mit wenigen Mitteln hübſch ausgemalt. Ich fertigte neue paſſende Gardinen an, und ſo bekamen wir eine leidlich behagliche Stimmung heraus. Die große Wieſe hatte ein Bauer gepachtet,

Von Böcklin gezeichnete Feſtkarte für die Verbindung ſeiner Söhne.
(Auf der Leiter ſigniert A. B.)

(Mit Genehmigung der Photographiſchen Union, München.)

mit dem wir ewig in Streit lebten, denn der Bauer vertrat natürlich ſeine Intereſſen, er wollte von der Wieſe möglichſt viel Ertrag gewinnen und düngte unabläſſig, ſodaß wir es im Garten und bei geöffnetem Fenſter vor Geſtank nicht aushalten konnten. Ich ging zu

dem Bauer, versuchte es im Guten und Bösen, es half aber nichts, er kam immer wieder mit seinen Jauchetonnen an. Da nahm ich meine Zuflucht zu einem anderen Mittel. Ich erklärte dem Bauer, er müsse doch einsehen, daß wir in dem Gestank nicht leben könnten, zumal mein Gatte krank und guter Luft bedürftig sei. Mit dieser Entschuldigung kam ich aber bei dem Bauer schön an, er erklärte rund heraus, wir sollten froh und ihm dankbar sein, daß er uns öfter Dung in die Nähe fahre, denn der Geruch sei ausgezeichnet gegen jede Krankheit. Wenn ihm das Geringste fehle, dann lege er sich ins Bett und stelle sich einen Kübel mit Dung daneben, das heile alle Gebrechen.

Mein Gatte arbeitete in jener Züricher Zeit besonders viel an seinen Flugmaschinen. Die Abende waren, wenn er nicht mit seinen Freunden zusammensaß, fast ausschließlich dieser Tätigkeit gewidmet. Wir verlebten eine schöne und ruhige Zeit, viele Aufträge und guter Verdienst erlaubten uns ein bequemes sorgenloses Leben. Jetzt erst, als mein Gatte die Sechzig erreicht hatte, schienen seine Bilder allgemeine Anerkennung und gute Preise gefunden zu haben. Meist waren sie schon auf der Staffelei verkauft und nicht gemalte, nur erst in der Idee vorhandene auf lange Frist hinaus bestellt.

Leider machte mein Gatte in dieser Zeit, etwa Ausgangs der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, die ersten unangenehmen Erfahrungen mit dem Kunsthandel. Gurlitt und Steinbarth, die ihn erst mit honigsüßen Worten umworben hatten, sollten ihm im Verlaufe der Bekanntschaft bittere Unannehmlichkeiten bereiten. Unter allen möglichen Masken schickten sie ihre Emissäre, vor allem aber Emissärinnen nach dem Atelier und ließen Bilder zu verhältnismäßig geringen Preisen ankaufen. Steinbarth sowohl wie Gurlitt sandten meinem Gatten Malbretter und beanspruchten, daß ihnen die Bilder, die er darauf malte, gehören sollten. Zum Bruch mit Steinbarth kam es wegen der drei Grazien, mit Gurlitt wegen der Pieta. Steinbarth hatte ein Malbrett geschickt und auf die Rückseite seinen Namen eingekratzt. Mein Gatte malte darauf die drei Grazien, Steinbarth kam und bot dafür siebentausendfünfhundert Mark, ohne daß ihm von dem Künstler eine bestimmte Zusicherung gemacht worden wäre, trotzdem er wiederholt erklärte, dies Bild ist wohl mein. Als es fertig war, bot ein Schweizer Interessent achtzehntausend Mark. Mein Gatte aber lehnte den Verkauf unter dem Vorwand ab, das Bild sei noch nicht fertig. Er sandte es später an Steinbarth ab, da dieser sich verpflichtet hatte, achtzehntausend Mark zu zahlen, wie er vorgab unter der Bedingung, daß mein Gatte ihm späterhin ein Bild gleicher Größe für siebentausendfünfhundert Mark male. Es kam

zum Prozeß. Steinbarth ſchwur, daß die Summe von ſiebentauſend-fünfhundert Mark vereinbart ſei und wir verloren zehntauſendfünf-hundert Mark an dem Bilde.

Gegen Ende des Jahres 1890 zeigten ſich bei meinem Gatten eigentümliche Krankheitserſcheinungen, die weder er noch ich anfänglich ernſt nahmen. Er klagte über Kopfſchmerzen, die kamen und

Medaille für Gottfried Keller.

gingen. Wir glaubten anfänglich, die Schmerzen ſeien eine Folge von Erkältung, die er ſich durch ſeine Freundſchaft mit Gottfried Keller zugezogen hatte. Die beiden Männer, die lange Zeit aneinander vorübergegangen waren, hatten ſich zu einen eigentümlichen Freund-ſchaftsbund gefunden. Keller, der Ältere, bewunderte meinen Gatten, und mein Gatte ſah mit beinahe ehrfürchtiger Bewunderung zu dem

großen Schweizer Dichter auf. Obwohl durch dieses Verhältnis ein herzlicheres Nähertreten, eine Duzfreundschaft ausgeschlossen blieb, hingen sie doch sehr aneinander, wie eben zwei Männer aneinander hängen, wenn sie sich in reifen Jahren gefunden haben. Mein Gatte pflegte Gottfried Keller abends vom Stammtisch stets nach Hause zu begleiten. Da der Dichter seiner Füße wegen nur sehr langsam gehen konnte, so zog sich mein Gatte in den kalten Wintertagen häufig Erkältungen zu, aber er ließ sich nicht davon abbringen, den spät-gewonnenen Freund nach Hause zu begleiten.

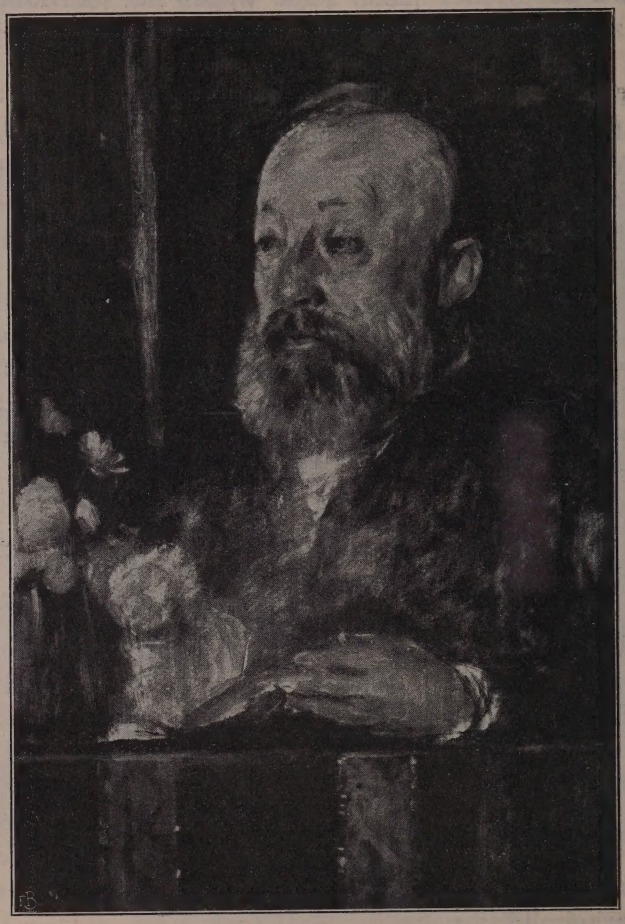
Schließlich traten die Kopfschmerzen häufiger auf, bis sie den Leidenden Tag und Nacht nicht mehr verließen und so heftig wurden, daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden mußte. Die Untersuchung stellte eine Entzündung und Verschleimung der Highmoreshöhle fest. So beschloß der Kranke, ein paar Tage nach Lugano zu gehen, wohin ich ihn begleitete. Er tat nichts weiter als ausruhen, spazieren gehen und gut leben. Als nach etwa vierzehn Tagen die Schmerzen nicht nachgelassen hatten, kehrten wir nach Zürich zurück und Arnold schleppte sich mit seiner Krankheit bis in den Juni 1891 hin. Da verlangte ihn nach Italien und er reiste allein nach Viareggio. Leider hat er sein ganzes Leben lang, wenn er krank war, stets allein sein wollen, das war wie eine fixe Idee. So mußte ich ihn, um ihn ja nicht zu verstimmen, auch diesmal allein ziehen lassen und blieb in Angst und Sorge zu Hause zurück. Um ihn nicht ganz hilflos zu lassen, falls ihm etwas passieren sollte, sandte ich ihm Carlo nach, den er gut leiden mochte und gerne um sich hatte. Im Seebad brach ein fürchterlicher Schnupfen aus, der ziemlich lange anhielt und nach dessen Verschwinden auch der Kopfschmerz nachließ. Der Genesende machte dann noch einen kleinen Ausflug nach Neapel und kam über Florenz Mitte Juli nach Zürich zurück.

Er war zwar gesund, aber die alte Kraft schien gebrochen. Wenn er auch nicht zu klagen hatte, so sah er doch immer schlecht aus, und ich befürchtete, er habe Beschwerden, die er, um uns nicht zu ängstigen, verheimlichte.

Leider sollte ich recht behalten. Die Krankheit war durch die Italienfahrt nur auf wenige Monate zurückgedrängt, nicht geheilt, denn im Frühjahr fing der quälende Kopfschmerz von neuem an. Da plötzlich, eines Tages im Mai, sah er mich erschrocken an und sagte, er fühle sein Bein nicht mehr. Aber die alte Energie duldete nicht, daß er der Empfindung nachgab, er machte sich auf und ging zum Arzt.

Zu meinem Leidwesen wieder ganz allein. Der Arzt war entsetzt über das tolle Wagnis und schickte ihn sofort zu Bett. Da kam dann das Schreckliche, die Lähmung.

Die ſchweren Zeiten während ſeiner Münchener Krankheit hatten mich ja auch faſt zur Verzweiflung getrieben, aber damals war er jung und ich war jung, damals ſah man deutlich, er raſte im Fieber, aber er ſprach doch, wenn auch verwirrtes Zeug, und man konnte der brutal auftretenden Krankheit energiſch entgegenwirken, jetzt



A. Böcklin:
Gottfried Keller.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.)

aber war etwas Entſetzliches geſchehen, er hatte faſt die Sprache verloren, er lallte und ſtammelte wie ein Kind, das die erſten Worte formen will, und er vermochte nicht mehr zu eſſen.

Der Schlaganfall, der ſich durch das Gefühlloswerden des Beines angezeigt, hatte ſich ſchon vorher in nicht mißzuverſtehender Weiſe angemeldet. Wenige Tage, ehe die Gefühlloſigkeit im Bein auftrat, war

mein Gatte spät abends nach Hause gekommen und mit der Petroleumlampe in der Hand die Treppe hinaufgegangen. Da versagte plötzlich ein Bein, in dem es schon seit Wochen rheumatisch gespukt hatte, den Dienst. Er stürzte, ließ die Lampe fallen, das Petroleum ergoß sich auf die Holztreppe, sodaß die Stufen zu brennen begannen. Ich öffnete die Tür, sah die Flammen, riß sofort die Bettdecke aus dem Bett und erstickte das Feuer. Mein Gatte glaubte natürlich nicht an etwas Ernstes damals. Er hielt das Ganze für eine Attacke des Rheumatismus, und ging, um sich zu erholen, nach Baden im Aargau. Dort traf er seinen Freund, den Oberst Rothpletz und es wurde schlimmer gekneipt als zu Hause. Das mag den letzten Anstoß zum Eintreten des Schlaganfalls gegeben haben. Die Ärzte stellten einen Bluterguß im Rückenmark fest und schüttelten bedenklich die Köpfe. Beinahe vierundsechzig Jahre war der Patient alt, da war nicht mehr viel zu hoffen, das ließen sie in ihren Erklärungen deutlich durchblicken. So entschloß ich mich, das Allheilmittel für meinen Gatten anzuwenden. Wenn die Ärzte ihn doch aufgegeben hatten, war es schon gleichgiltig, was mit ihm geschah. Ich wußte, wie sehr sein Herz an Italien hing, vielleicht machten ihn das blaue tyrhenische Meer und die italienische Sonne wieder gesund. Kurz entschlossen packte ich meinen Kranken auf und reiste mit ihm am 7. Juli nach Viareggio. Mein Sohn Felix begleitete uns bis nach Mailand, dann fuhren wir langsam, etappenweise weiter, erreichten Viareggio und blieben dort bis zum 13. Juli, dann zogen wir nach Forte dei Marmi.

Ich war nun ganz allein mit dem kranken Mann und hatte alle Mühe, seine fixe Idee zu bekämpfen, daß er sich Dinge zutrauen konnte, die ihm in gesunden Tagen gelungen waren. Er wollte absolut nicht zeigen, daß er krank sei, lehnte jede Hilfeleistung ab und schalt furchtbar, wenn ihm jemand eine Handreichung tat. Dabei war er nicht davon abzuhalten, in der See zu schwimmen. Die Badehütten standen auf Pfählen und eine Treppe führte hinunter ins Wasser. Einmal nun, als ich ihn mit Zittern und Zagen hatte allein gehen lassen, stürzte er von der Treppe, da er nicht sicher auf den Füßen war und fiel in das tiefe gurgelnde Wasser. Wenn nicht zufällig ein Matrose in der Nähe gewesen wäre, der ihn herausgetragen, hätte er rettungslos ertrinken müssen. So blieb mir nichts anderes übrig, als zu einer List meine Zuflucht zu nehmen. Ich schrieb heimlich an Viktor Zurhelle, den mein Mann sehr gut leiden mochte, er möge kommen, ganz zufällig kommen, und so hoffte ich wenigstens, daß er sich von dem alten Freunde etwas betreuen lassen werde.

Ehe aber Zurhelle ankam, hatten wir in dem Hauſe zu Forte dei Marmi noch ein Abenteuer. In jenen Tagen war das kleine Bad, das mein Gatte übrigens vorher nie gekannt hatte, noch nicht ſo beſucht und ſo ſicher wie heute, darum ließ ich mir ein Kette an die Haustür machen. Eines Abends nun ſaßen wir, wie das in Italien im Sommer üblich iſt, auf dem Hausflur zuſammen. Da ſahen wir plötzlich drei verdächtige Kerle auf das Haus zueilen. Schnell zog ich die Kette vor, noch ehe ſie die Tür erreicht hatten. Kaum waren ſie heran, ſo donnerten ſie dagegen und wollten durchaus herein. Sie machten alle möglichen Anſtrengungen, aber die Kette widerſtand kräftig, und ſo rannten ſie eiligſt davon. Wie ſich herausſtellte, waren es verfolgte Verbrecher geweſen, denn zehn Minuten ſpäter kamen drei Poliziſten atemlos angelaufen und fragten, ob wir drei Kerle geſehen hätten. Ich bejahte und wies den Hütern des Geſetzes den Weg, den die Flüchtlinge genommen hatten.

In Forte dei Marmi blieben wir bis zum 26. September. Dann gingen wir nach San Terenzo und ich hatte die Genugtuung, zu bemerken, daß der Zuſtand meines lieben Kranken bedeutend beſſer geworden war. Schon fing er wieder an, und das war das erſte Zeichen der Beſſerung, die Natur zu beobachten, über künſtleriſche Dinge zu ſprechen, auch zu meiner unausſprechlichen Freude Kleinigkeiten zu zeichnen. Damit war der Weg gewieſen, auf dem er ſeine Geſundheit vielleicht wieder erlangen konnte. Er mußte aus dem kalten Zürich, aus dem Milieu der Dienſtagsgeſellſchaft heraus wieder nach dem ſonnigen Italien.

* * *

Arnold Böcklin hat zum erſtenmal in ſeiner Züricher Zeit einen Prozeß in Berlin geführt, und zwar handelte es ſich um die drei Grazien, die er an C. Steinbarth verkauft hatte. Der Hergang war folgender: Steinbarth, der mit Gurlitt in Verbindung ſtand und aus ſeinen Bilderkäufen eigentlich ein Geſchäft machte, ohne zu wollen, daß Böcklin davon etwas erfahre, ſcheint nach den Briefen, die wir im folgenden veröffentlichen, doch ſehr für des Meiſters Kunſt geſchwärmt zu haben, jedenfalls hat er die Bilder als Wertobjekte erkannt und ſich bemüht, ſo viel wie möglich von ihnen in ſeine Hände zu bekommen.

Arnold Böcklin ließ ſich leicht durch kleine Äußerlichkeiten beſtimmen, ein liebenswürdiger Brief, ein mit freundlichem Händedruck überreichtes kleines Geſchenk, ein ſchöner Teppich, der mit herzlichen Weihnachtsgrüßen ins Haus geſchickt wurde, alles das konnte ihn beſtimmen, ein Bild billiger wegzugeben, als er es nötig hatte. Und

Steinbarth verstand diese Künste meisterhaft. Er wußte in einer Weise zu bewundern, die Arnold Böcklin völlig gefangen nahm.

Außerdem kannte er des Meisters Schwäche für schöne, gut parkettierte Malbretter und so ließ er das Beste, was sich schaffen ließ, anfertigen und übersandte es dem Künstler. Er gebrauchte jedoch die Vorsicht, auf der Rückseite des Brettes mit einem Nagel seinen Namen einzukratzen, um damit anzudeuten, daß das Bild, das auf sein Brett gemalt würde, in seinen Besitz übergehen sollte. Gewöhnlich war der Geschäftsgang so: Steinbarth schickte ein Malbrett in einer bestimmten Größe und schlug vor, ihm ein Bild, einerlei welches Motiv, für den und den bestimmten Preis zu malen. In der letzten Zeit der Verbindung zwischen Steinbarth und Böcklin waren es siebentausendfünfhundert Mark.

Nun malte Böcklin auf das Steinbarthsche Brett die drei Grazien und es wurden ihm dafür achtzehntausend Mark geboten. Naturgemäß mußte er, um sich nicht selber zu schädigen, dem Schweizer Herrn das Bild geben, denn die Tatsache, daß Steinbarth ihm das Brett geschickt und seinen Namen darauf geschrieben hatte, konnte doch noch nicht sein Anrecht auf das Bild bedingen. Böcklin hätte ihm höchstens die Kosten für das Malbrett erstatten können. Der Künstler ging aber in seiner Ehrlichkeit so weit, wie irgend möglich. Er verständigte Steinbarth, und da er schon viertausend Mark Vorschuß auf das Bild hatte, so erklärte sich Steinbarth bereit, dieselbe Summe, wie der Schweizer Liebhaber, also noch vierzehntausend Mark für die drei Grazien zu zahlen. Diese Vereinbarung wurde mündlich im Atelier des Künstlers in Zürich getroffen. Die später folgenden Steinbarthschen Briefe zeigten allerdings, daß er der Meinung war, die Summe von achtzehntausend Mark sei nicht bedingungslos versprochen worden, sondern nur für den Fall, daß Arnold Böcklin für Steinbarth ein religiöses Bild in gleicher Größe für siebentausendfünfhundert Mark male.

Böcklin sandte nun die drei Grazien an Steinbarth ab, malte aber das zweite Bild nicht, und so weigerte sich Steinbarth, die verabredeten vierzehntausend Mark zu zahlen und ging auf den ursprünglich vereinbarten Preis von siebentausendfünfhundert Mark zurück. Es kam zum Prozeß und Steinbarth wurde der Eid auferlegt, es sei nicht wahr, daß er im Oktober 1889 für das die drei Grazien betitelte Bild den Preis von achtzehntausend Mark bedingungslos zugesagt habe. Steinbarth leistete den Eid und Arnold Böcklin wurde mit seiner Klage abgewiesen.

Wer von beiden recht hatte, ist heute schwer zu sagen. Man ist natürlich geneigt, sich auf die Seite des Künstlers zu stellen, dessen

geringe Geschäftspraxis ihm, ohne daß er es wollte, manchen Streich gespielt hat. Die Unterredung zwischen Böcklin und Steinbarth hat ohne Zeugen stattgefunden, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß beide recht hatten. Steinbarth mag wohl gesagt haben, ja ja, ich zahle Ihnen achtzehntausend Mark für das Bild und im Laufe des Gespräches hatte er vielleicht zugefügt, Sie müssen mir aber das nächste in derselben Größe für siebentausendfünfhundert Mark malen. Arnold Böcklin hat sicherlich diese Bedingung nicht gehört, denn er ist sein Leben lang der Überzeugung gewesen, daß er von Steinbarth in dieser Sache übervorteilt worden sei.

Noch schlimmer ging es ihm mit Gurlitt, der ja in jenen Tagen wohl schon nicht mehr ganz normal war, denn er endete im Wahnsinn. Der eine Brief ist in einer Weise unerhört in seinen Ausdrücken, daß man ohne weiteres sieht, es habe ihn ein krankhaft sehr überreizter Mensch geschrieben.

Wie das Urteil über die beiden Händler jedoch auch sein möge, man muß anerkennen, daß sie durch ihre Propaganda Arnold Böcklin bedeutend genützt haben. Furchtlos haben sie große Werte für Bilder gewagt, die vom Publikum noch in keiner Weise anerkannt waren. Sie haben, in Norddeutschland wenigstens, erst eine Böcklingemeinde geschaffen und dafür gesorgt, daß die Nahrungssorgen aus dem Hause des Künstlers für immer verschwanden.

Briefe aus der Züricher Zeit.

C. Steinbarth an Arnold Böcklin.

Berlin 22. December 1886.

Hochverehrter Herr Professor!

Als Weihnachts-Überraschung kann ich Ihnen heute eine Nachricht melden, die Ihnen hoffentlich so viel Freude bereitet, als es mir Vergnügen macht, diesen Brief heute an Sie zu schreiben.

Um das Positive nun voranzuschicken, so erfahren Sie hierdurch, daß am 15. Decbr. ct., also heute vor 8 Tagen der Vertrag zwischen mir und Geheimrat Jordan (unter Zustimmung des Cultusministers) perfect geworden ist, wonach Ihre „Pieta“ nach Verlauf von ca $1\,^1/_2$ Jahren in die National Gallerie kommen soll.

Habe ich richtig gefühlt, so war es früher auch Ihr Wunsch, dieses Hauptmonument Ihrer Kunst in eine große öffentliche Gallerie zu bringen. Für mich wurde dieser Gedanke sehr bald zu einer Lieblings-Idee, die ich mit großer Vorsicht durchgeführt habe, ohne Ihr Werk einem Refus auszusetzen. Nicht aus dem Grunde

Anſicht von Capranica.

Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

etwa hatte ich diesen Wunsch, weil, wie Sie sich früher einmal ausdrückten, das Bild an ein Gefühl appelliere, von dem man sich nicht immer beherrschen lassen mag. Im Gegentheil, ich und Alle, die mit mir das Bild hier genießen konnten, wurden immer magnetischer angezogen von dem grandiosen Ausdruck und dem tiefen Frieden dieser Poesie. Meine Frau fragte ich z. B. gestern:

„Was gäbest Du darum, wenn Dir die Pieta bliebe?"

„All meinen schönen Schmuck und all meine schönen Kleider opferte ich gern für dieses eine Werk," das war die Antwort. Ich küßte sie gerührt für ihren Heldenmuth und ihren Sinn, der nicht am eitlen Tand hängt. — Der Wunsch also meinerseits, das Bild in unsere National-Gallerie zu bringen, lag einzig in der hohen Bedeutung des Werkes selbst. Ich hatte bald das fortwährend nagende Gefühl das Bild gehört nicht in eine Privatwohnung, es ist nicht zum egoistischen Genuß eines Einzelnen oder Weniger geschaffen, es gehört vielmehr der ganzen kunstliebenden Welt und es derselben zum Schmuck für eine stille Klause entziehen, ist ein engherziger Egoismus. Es in meiner Wohnung öffentlich zu zeigen, fehlt mir die große Einrichtung eines Oberlichtsaales, und außerdem fehlt mir — offen gestanden, auch die Lust, in meiner eigenen Wohnung der Sclave fremder Besucher zu werden. Die National-Gallerie der Reichshauptstadt, die alle Völker und alle Länder zu Gaste ladet, schien mir überhaupt die würdigste Stätte. Um es dorthin zu bringen, gab es zwei Wege. Entweder ich schenkte es der Gallerie. Diesen Schritt zu thun, glaubte ich bei meiner schwankenden Gesundheit und meiner geringen Wohlhabenheit wegen vor meiner Frau nicht verantworten zu können. So blieb denn nur der andere Weg, das Bild der Gallerie zu verkaufen. Entschloß ich mich hierzu, so war es nur logisch, für das Bild einen Preis anzusetzen, der nach Ansicht der Kenner einigermaßen seinem Werth entspricht. Denn wirklich mit gemeinem Gelde zu bezahlen, ist dies Werk überhaupt nicht, das über dem Geschmack der Jahrhunderte steht. — Um nun kurz zu berichten: Geheimrat Jordan, den ich durch Gurlitt einladen ließ, war bei mir. Er war ganz außer sich über die Schönheit der Böcklin-Sammlung, ebenso der Cultusminister, der einige Tage später ebenfalls kam, die Pieta zu besichtigen. Er war von dem Bilde wie überhaupt von dem Reichthum an Schönheit tief ergriffen, namentlich von dem Winzerfest und dem Tempelhain schien er sich gar nicht trennen zu können. — Der Vertrag ist also am 15. Decbr. perfect geworden, ohne Commission, welche im Übrigen das Bild nie gekauft hätte, nur zwischen mir

und Jordan unter Zuſtimmung des Miniſters ganz geheim und brevi manu. Nach dieſem Vertrage ſoll die Pieta im April 1888 von der National=Gallerie übernommen werden, alſo in ca. $1^1/_2$ Jahren, weil nämlich für dieſen und den nächſtjährigen Etat abſolut kein Geld mehr zum Ankauf vorhanden war. Lachen Sie nicht! Es iſt in dieſer Beziehung hier ſo wie anderwärts, die Caſſen der Gallerien zeigen Ebbe. Die Übernahme des Bildes durch den Staat im April 1888 iſt allerdings an die Bedingung geknüpft, daß Deutſchland zu dieſer Zeit nicht in einen Krieg verwickelt iſt. Die Kriegsgefahr ſcheint in den leitenden Kreiſen alſo auch zu ſpuken; ich perſönlich glaube nicht daran, man will die hohe Präſenzſtärke des Heeres und damit ein hohes Kriegs Budget. Dafür wird von oben, wie es ſcheint, Stimmung gemacht. Hat die Volksvertretung dieſen Wunſch der Regierung befriedigt, ſo werden vorausſichtlich wieder Friedens Schalmeien geblaſen werden. Ich zweifle alſo perſönlich nicht an der Übernahme des Bildes durch den Staat im April 1888. In dieſem Fall verbleibt dann ein beträchtlicher Gewinn. Von dieſem Gewinn hat Gurlitt, wie ich Ihnen vertraulich mittheile, einen ganz erheblichen Antheil. Ich bitte Sie jedoch, Gurlitt nie merken zu laſſen, daß Sie dies wiſſen, reſp. es ihm nie anzurechnen, denn nur durch ſeine große Geſchicklichkeit iſt das Ganze zu Stande gekommen. Den Reſt des Gewinnes habe ich zwiſchen uns Beiden chriſtlich getheilt, indem ich mir erlaube Ihnen durch beifolgendes Schriftſtück Frs. 6250 = M. 5000 zu zuſichern, mit der Bitte, dieſelben nachträglich von mir entgegen zu nehmen. Sie haben mir ſr. Zeit das Bild zum Privatbeſitz für den geringeren Preis überlaſſen, es iſt mehr als billig, daß Sie bei veränderten Verhältniſſen an dem unvermutheten Gewinn in dieſer Weiſe participieren und ich freute mich ſehr, Ihnen heute noch Frs. 4000 — mehr zuſichern zu können, als Sie ſr. Zt. für das Bild wünſchten. Sie ſchrieben mir damals: „Den Juden habe ich hinausgeſchmiſſen, ſo oft er ſich zeigte —“ Nun, ich verſichere Sie, daß der Jude im Reuprocitätsfalle überhaupt bei mir nicht eingetreten iſt, es wäre auch vergeblich geweſen. Ich ſtrebe nach Beſitz, um mit der Zeit Unabhängigkeit zu erreichen, ſowie das zu beſitzen, was meinem Herzen Freude macht und meinem Daſein Werth verleiht. Geldgier iſt mir fremd, wie ich weiß und mich vielfach überzeugt habe, daß ſie Ihnen fremd iſt. Geſtatten Sie mir an dieſer Stelle noch eine andere Bemerkung. Gegenüber der Genußſucht der heutigen Zeit und gegenüber den koloſſalen Anſprüchen, die Tauſende an das Leben machen, welche Nichts können, Nichts

bedeuten und Nichts leiſten, hat Ihre große Beſcheidenheit in Ihrem Leben und in Ihren Wünſchen für mich etwas unendlich Rührendes. So wäre es für mich eine doppelte Freude, könnte ich dazu beitragen, Ihnen durch den überſandten Revers, der Ihnen etwas bringt, worauf Sie nicht gerechnet haben, irgend einen ſtillen Wunſch erfüllen zu helfen. — Es wäre mehr in meinem Sinne geweſen, wenn ich Ihnen den überwieſenen Betrag ſogleich inliegend überreichen könnte, da aber der Abſchluß der Angelegenheit an eine Bedingung geknüpft iſt, auf die ich ohne Einfluß bin, ſo mußte ich es ſo arrangieren.

Sie werden mich verbinden, wenn Sie die Nachricht über den Ankauf der Pieta durch den preußiſchen Staat vorläufig discret behandeln und der Öffentlichkeit vorenthalten. Es weiß noch Niemand, außer den Betheiligten. Bitte, ſchreiben Sie mir möglichſt umgehend ein Wort, ob es Ihnen genehm iſt, wenn die Pieta im Februar n. J. in einer Separat Ausſtellung bei Gurlitt ausgeſtellt wird. Für eine möglichſt vornehme Vorführung werde ich Sorge zu tragen ſuchen. Als Schluß Effect dieſer Ausſtellung ſoll dann der Ankauf durch den Staat publiciert werden. Wenn dann Ihre Baſeler Freunde dieſe Nachricht gegen die dortige Commiſſion ausnützen, ſo dürfte das ganz praktiſch ſein. —

Ebenſo frage ich um ihre Genehmigung, ob das Bild durch Photogravüre, Photographien, Radierung oder Kupferſtich (alſo ſchwarz und weiß) vervielfältigt werden darf. Photogravüre wird wol am beſten gehen. Es müßte das aber gleich in Angriff genommen werden, denn es nimmt 6 Wochen Zeit in Anſpruch.

Zum Schluß dieſer langen Epiſtel wünſchen meine Frau und ich Ihnen und Ihrer w. Frau Gemahlin, ſowie den geſchätzten Ihrigen von Herzen ein fröhliches Weihnachtsfeſt. Wenn ich ſage: Freuen Sie ſich wie die Kinder, ſo iſt dies das Beſte, was ich Ihnen wünſchen kann. Wenn die beiden Kleinigkeiten, welche ich Ihnen durch Ihren Herrn Schwiegerſohn zugehen laſſe, ein Weniges dazu beitragen, ſo bin ich befriedigt.

Ich begrüße Sie und die Ihrigen, die Grüße meiner Frau hinzufügend, in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz Ergebener C Steinbarth.

Berlin 25. December 1887.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Vor Allem wünſchen wir, meine Frau und ich, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ſowie den werthen Ihrigen ein fröhliches

Chriſtfeſt und ein Glückliches Neues Jahr. Möge Ihnen das nächſte Jahr die rechte Kraft und die rechte Freudigkeit zu Ihrem unvergänglichen Schaffen nie fehlen, ſo wird die Schwungkraft des Jünglings ſich mit dem Maaß des ſich ſelbſt beſchränkenden Meiſterthums vereinigen, um jedes neue Werk Ihrer Kunſt immer noch bedeutender erſcheinen zu laſſen, als die vorangegangenen. So unmöglich es mir ſelbſt ſchien, daß Sie dieſes oder jenes bedeutende Werk noch überbieten könnten, Sie haben dies dennoch immer wieder aufs Neue vermocht. — Wir haben Ihnen eine Weihnachtsfreude machen wollen, ich habe mir vergeblich den Kopf zerbrochen, was Ihnen Spaß machen könnte, und ſo bin ich darauf verfallen, Ihnen wieder einen Teppich zu ſchicken, weil man in wohnlichen Räumen davon doch nie genug haben kann. Hoffentlich gefällt Ihnen die Farbenſtellung. Der Teppich iſt in Glasgow gemacht und iſt mir die Qualität des Velours als erſten Ranges garantiert worden. Hoffentlich kann Ihre Frau Gemahlin ihn brauchen.

Die Freude über Ihr neues Werk, welches geſtern Nachmittag in letzter Stunde, kurz vor Thoresſchluß der Steuer, glücklich eintraf, war eine ganz außerordentliche. Von 4—6 Uhr hatten wir dann zu arbeiten, um es aufzuhängen. Bei der darauf folgenden Weihnachtsbeſcheerung wurde das Bild enthüllt. Von den Gäſten wußte Niemand etwas von der Überraſchung. In den beiden Nebenzimmern ſchraubte ich alle Flammen niedrig, meine Frau ſang eine Arie von Bach, dann öffnete ich die Thüren. Der Eindruck war überwältigend. Das Bild wirkte wie eine Viſion, als ob es uns armen Sterblichen in gewiſſen weihevollen Momenten des Lebens vergönnt ſein ſollte, voller Entzücken eine ganz andere ſchöne Welt zu ſchauen. Alles war hingeriſſen! Meine Frau ſagte: „Sieh nur, welch klägliche Rolle der Weihnachtsbaum daneben ſpielt, und das iſt nun mein Werk!“ Nicht nur der Weihnachtsbaum, noch manch Anderes wird klein neben dieſem Bild. Der Raum, in dem es hängt, und der Menſch ſelbſt! Es iſt eine Lyrik für Götter. Das Monumentale iſt in den mittelgroßen Wohnräumen von faſt ſtarker Wirkung. Nun, Sie werden bei Ihrem Hierſein ja ſelbſt ſehen, ob es gut hängt, es hängt an Stelle der großen Landſchaft, welche ins Speiſezimmer gebracht iſt.

Was nun das Honorar für dieſes Bild anbelangt, ſo wird es mir ſehr ſchwer, an dieſer Stelle etwas darüber zu bemerken. Doch das Geſchäftliche muß nun eben auch ſein. Ich hatte ſr. Zt. mit Ihnen mündlich für dieſes Bild dasſelbe Honorar verabredet wie für die große Landſchaft, nämlich M 7500. Später

schrieb ich Ihnen wol, daß ich bereit wäre, das Honorar auf Ihren Wunsch hin bis auf M 10,000 — zu erhöhen. Sie haben nun hierüber kein Wort verlauten lassen, wie überhanpt Ihre schriftlichen Mittheilungen spärlich einlaufen. Aus diesem Grunde mußte ich selber erwägen und ich gestatte mir hiernach, Ihnen für dies Bild M 12,000 zu creditieren, sodaß ich Ihnen jetzt zusammen für abgelieferte Bilder Mk. 22,000 Zwei und Zwanzigtausend Mark zu zahlen habe. Ich bin also noch um M. 2000 über meine äußerste Grenze hinausgegangen u. hoffe Sie damit zufriedengestellt. Ich suche Ihnen gegenüber nicht wie ein guter Kaufmann dem andern gegenüber seinen Vortheil wahrzunehmen, sondern thue freiwillig, was ich irgend kann, freilich, sollte ich den Preis der Meeresstille als Basis annehmen, so würde ich nach meinen Verhältnissen nicht im Stande sein, die Kunst in ausgiebigerem Maße zu genießen. Ich möchte Ihnen aber wiederholt anempfehlen, daß Sie die Ruhe und Sicherheit, mit der Sie bei einem festen Bestellen arbeiten können, dazu benutzten, um bei etwaigen anderweitigen Bestellungen dem Preise Ihrer Werke eine ganz andere Höhe zu geben. Dies halte ich in Ihrem Interesse und dem Ihrer Familie für dringend gewünscht, denn der Mensch bleibt eben nicht bis in jedes Alter leistungsfähig.

Für das Bild „Zurückgekehrt", welches Sie so liebenswürdig waren, mir zu zusagen, proponiere ich Ihnen Honorar freiwillig M 5000 und hoffe Sie damit einverstanden. Ich denke, daß ich wenigstens hierbei auf der Höhe der Leistungen Anderer stehe. Den Rahmen werden Sie wol schon in der Breite von 20 cm bestellt haben und bitte ich Sie sehr, mir auch dieses Bild bald zugehen zu lassen.

Jetzt noch eine andere Sache. Sie sprachen bei meinem Dortsein im Juli von einem Motiv, das Sie einmal malen möchten, nämlich den Kampf zweier Männer im schwankenden Boot auf sturmbewegter See. Sie schilderten mir das Motiv so lebhaft, daß ich es bis heute nicht vergessen habe und ich bitte Sie deshalb, dieses Bild für mich zu malen. Das Bild darf nicht sehr groß sein, ich schicke Ihnen ein Brett so groß wie die Prometheus Landschaft; paßt Ihnen dies nicht, so lassen Sie es absägen. Ich proponiere Ihnen dafür als Honorar M 6000 und schlage Ihnen vor, dieses Bild für die Münchener Internationale Ausstellg. zu malen. Dieselbe wird am 1. Juni eröffnet. Es genügt also, wenn Sie Ende Mai fertig sind. So weit ich mich darauf verstehe ist dieses Motiv etwas für München. Außerdem können Sie noch die große Landschaft von mir „die überfallene Burg" ausstellen,

schon, um Berlin und Genossen zu zeigen, daß dies Bild in München zu Ehren kommt, was hier so schlecht behandelt wurde. Sie könnten anläßlich ihrer Reise nach Berlin in München bei dem Aufhängen der Bilder selbst zugegen sein, um die Wirkung richtig abzumessen. Die Bilder wären als „Privatbesitz" unverkäuflich auszustellen. Auf großen Ausstellungen darf kein Bild von Ihnen käuflich erscheinen, das beeinträchtigt die Preis Entwicklung. Schreiben Sie mir möglichst bald, ob Sie resp. wie Sie dies wollen. Ich schließe jetzt, sonst wird meine Epistel zu lang. Herzliche Grüße Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, welchen meine Frau sich selbstverständlich anschließt.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr Ergebenster

C Steinbarth

Berlin 4. April 1888.

Hochverehrter Herr Professor!

Heute ist der Betrag für die Pieta von der Gallerie eingegangen, leider habe ich, wie die Juden sagen, wenig Vergnügen von dem Gelde und kann mich nicht daran wärmen, sofern Geld eine wärmende Kraft hat, weil der ganze Betrag gleich wieder in alle Winde geht. Ihnen sende ich zuerst die M 5000, worüber ich Ihnen einen speciellen Schein ausgestellt habe, den ich der Ordnung wegen von Ihnen zurückerbitte. Auch die Ihnen noch schuldigen M 17000 sende ich Ihnen heute à Conto M 12000, sodaß ich Ihnen dann noch M 5000 für abgelieferte Bilder zu zahlen habe. Ich werde in einiger Zeit Ihnen weitere Sendungen bestimmen. Also einliegend M 17000 wovon 5000 als Rest für die Pieta, M 12000 à Conto meiner Schuld von 17000 M waledieren. Ich bitte mir den Eingang sowie Berechnung gütigst bestätigen zu wollen.

Ich bitte sehr, mir bald das Bild „Zurückgekehrt" zusenden zu wollen und wenn es irgend Ihnen möglich ist, es so einzurichten, daß es am 16. April von dort abgeht. Ich hoffe daß es inzwischen fertig ist.

Auch hoffe ich von Ihnen schon etwas über das Motiv für das neue Bild zu vernehmen, zu welchem Sie das Brett dort haben.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Sie hochschätzender

C Steinbarth

Berlin 4. Mai 1888.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Heute Mittag erhielt ich Ihr geehrtes Schreiben vom 12. ct. und ſende Ihnen mit wendender Poſt inliegend M 5000 — deren richtige Ankunft ich Sie mir zu beſtätigen bitte. Wenn es mir auch nicht bequem iſt, ſo dürfen Sie deshalb doch nicht in irgend welche Ungelegenheit kommen. Lieber noch wär es mir in Ihrem Intereſſe geweſen, Sie hätten mir ſchon in Ihrem vorletzten Schreiben geſagt, daß Sie auf den Betrag rechnen. Sie wollen alſo die derart verſpätete Sendung freundlichſt entſchuldigen.

Es bleiben jetzt noch zu zahlen M 17000 ev. die ſchwebenden M 5000 für die Pieta. Das Bild ſoll im April abgenommen werden und ſende ich Ihnen ſodann den Reſt von M 22000.

Sie im Mai wiederzuſehen freut mich und auch meine Frau ſehr, hoffentlich finden Sie inzwiſchen ein ſehr ſchönes Motiv für das beſtellte Bild.

Nun habe ich noch etwas auf dem Herzen. Ich laſſe morgen das Bild: „Adam wird in's Paradies gebracht“ ohne Rahmen an Sie abgehen und bitte Sie ſehr, die Figur des Adam in dieſem Bilde nach meinem Wunſche zu ändern, ſofern Sie dies mit Ihrem künſtleriſchen Gewiſſen vereinigen können. Es handelt ſich um weiter nichts, als daß Sie den Jüngling im conventionellen Sinne des Wortes „hübſch“ machen. Sie könnten ihm die Jugend und den unbegriffenen und unbegreifenden Ausdruck im Geſicht laſſen, aber ich glaube, daß das Bild ganz weſentlich ſchöner wäre, wenn die Geſtalt des Adam als zukünftigen Stammvater der Menſchheit etwas mehr ſchmeichelte. Sie werden ja wol leicht einen halbwüchſigen jungen Menſchen von 14—15 Jahren mit rundem Gliederbau und angenehmen weichen Geſicht als Modell auftreiben. Es thut mir immer leid, zu ſehen, daß gerade dieſes Bild, welches ich für eins Ihrer reifſten und ausdrucksvollſten halte, wegen des Adam abſtoßend wirkt und ich hoffe und bitte, daß Sie mir den Gefallen thun. Als Honorar für dieſe Extra Arbeit proponire ich Ihnen M 1000 Tauſend Mark.

In Berlin ſieht es, wie Sie vorausſetzen, in dieſen Tagen ſehr traurig aus, Fahnen, Schaufenſter, Decorationen, Damen, Alles ſchwarz. In der Politik bleibt, wie es ſcheint, Alles unverändert. Wie ich heute von ärztlicher Seite höre, ſoll der jetzige Kaiſer nur höchſtens noch 6—8 Wochen zu leben haben. Hoffentlich täuſchen ſich die Ärzte. —

Mein Verwandter wünſcht ein großes Bild, wie die große

Landſchaft, welche ich habe und iſt, wenn es ihm gefällt, bereit 25000 francs dafür auszugeben. Vielleicht untermalen Sie etwas ſehr Schönes und ſchreiben mir dann.

Mit herzlichen Grüßen

In vorzügl. Hochachtung

Ihr Ergebenſter

C Steinbarth.

Berlin 17. Novbr. 1888.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Von Tag zu Tag hoffte ich von Ihnen die Nachricht zu erhalten, daß das Bild „3 Grazien“ an mich abgegangen iſt. Sie wollten es doch gleich beenden. Bitte, ſenden Sie es doch ſo ab, daß ich es am 4. Decbr. hier habe. Jedenfalls möchte ich es vor Weihnachten haben, nicht zu Weihnachten, es iſt für mich kein Weihnachtsbild, weil die Freude, es zu erhalten, ſehr ſtark durch die Verhandlungen, die ich deshalb mit Ihnen führen und die großen Opfer, die ich bringen mußte, herabgedämpft worden iſt. So feſt unter Menſchen überhaupt etwas abgemacht wird, war es zwiſchen uns abgeſchloſſen worden, daß ich das Bild für Mk. 7500 erhalten ſollte. Sie hatten es mir ſchriftlich zugeſagt, mir für dieſen Preis auf das geſandte Brett etwas Schönes zu malen und auf Ihren Wunſch überließ ich Ihnen die Wahl des Motivs. Dieſer letztere Umſtand konnte nicht ſo gedeutet werden, daß es in Ihrer Wahl ſtand, mir irgend ein beliebiges Bild zu ſenden, ſondern ich hatte Anſpruch auf das eine, das Sie mir auf meinem Brette zu malen zugeſagt und das ich verpflichtet war, abzunehmen. Ich hatte den Rahmen dazu geſchickt, ehe ich das Bild ſelbſt geſehen, überdies ſagten Sie mir im Sommer bei meinem Dortſein mündlich, daß das Bild für mich ſei, was mir auch ſelbſtverſtändlich erſchien. Nun habe ich Ihnen — weil ich nun einmal an dieſer Arbeit ſo hing, ganz andere Bedingungen zugeſtehen müſſen und wenn Sie mir auch auf Ihr Wort zugeſagt haben, mir für die Abmachung ſtatt der 3 Grazien demnächſt ein anderes Bild derſelben Größe ſogleich zu malen und mir unter allen Umſtänden zu geben, ſo können Sie ſelbſt doch heute nicht ermeſſen, ob mir das zweite eben ſo viel gelten würde.

Wollen Sie mir ein Weihnachtsbild ſenden und mir eine Freude machen, ſo ſenden Sie mir die Suſanna im Bade. Das Bild iſt ſo luſtig, wie ich noch Nichts geſehen, ich vergeſſe es nicht, und denke oft mit ſtillem Grinſen daran. Ich habe das Gefühl,

daß es in meine Sammlung gehört; alſo bitte ſenden Sie es mir zu Weihnachten, wenn Sie es noch haben, ich will Ihnen Frs. 5000 = Mk. 4000 dafür zahlen, mehr vermag ich nicht. Und wenn Sie ſich vergegenwärtigen, daß ich für die beiden letzten Bilder ſo ziemlich den höchſten Preis gezahlt habe, der durch eine glückliche Verkettung von Umſtänden überhaupt dafür zu erreichen war, ſo werden Sie mir einen Wunſch nicht abſchlagen. Was macht der Adam? Ich möchte ihn gerne bald wieder haben, bitte, machen Sie doch die Kleinigkeit jetzt, es wird Sie gewiß nur 2—3 Tage aufhalten und ſenden Sie es zu Weihnachten. Es ſteht jetzt $^3/_4$ Jahr bei Ihnen. Bitte auch dieſes Bild mit Ihrem Firniß zu firniſſen und mir gelegentlich, wie Sie zuſagten, eine Flaſche von der berühmten Firniß Nummer zugehen zu laſſen.

Ich begrüße Sie

In vorzüglicher Hochachtung

Ganz ergebenſt

C Steinbarth.

Berlin 30. December 1888.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Das alte Jahr rollt zu Ende und das neue ſchwingt ſchon ſeine Fittiche. Nehmen Sie die herzlichſten Wünſche dazu von mir entgegen. Mag Ihnen das junge Jahr viel neue Erfolge bringen, mag vor Allem Ihre Geſundheit Ihnen geſtatten, ſich in voller Geiſtesfriſche und genußfähigem Körper Ihrer Errungenſchaften zu freuen. Das wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen. Ich hätte Ihnen ſchon lange geſchrieben, erwartete aber von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, Ihre brieflichen Mittheilungen, welche Sie mir mit Ihren letzten wenigen Zeilen ankündigten. Das Portrait kam zu Weihnachten an, wovon ich Sie telegraphiſch benachrichtigte. Es iſt ſehr ſchön geworden und danke ich Ihnen herzlich für Ihre große Arbeit, meine Frau dankt Ihnen gleichfalls, ſie war entzückt darüber und hat ſich über dieſes Geſchenk am meiſten gefreut. Die 3 Grazien ſind gleichfalls glücklich bei mir. Nach unſerer Verabredung am 13. Octbr. ct. ſind Sie von Ihrer eingegangenen Verpflichtung, mir dies beſtellte Bild zu den abgemachten Bedingungen zu liefern, unter der neuen Bedingung entbunden, daß Sie mir ſogleich an Stelle des Bildes: „Die 3 Grazien“ ein religiöſes Bild derſelben Größe darſtellend: Die Geburt Chriſti, für den Preis von M 7500 malen, der Fr. P. abgemacht war. Brett und Rahmen zu dieſem Bilde haben Sie

noch dort. Unter diesem Vorbehalt creditiere ich Ihnen für das Bild die 3 Grazien

die Summe von	M 18,000 —
zu zahlen habe ich noch für abgelieferte Bilder als Rest	5,000 —
2 Rahmen für Insel der Seligen und Frühlingsbild	502 —
Ihr Credit	23,502 —

demnächst, spätestens in ca 6 Wochen, mache ich Ihnen größere Rimesse. Haben Sie sofort Bedarf, so bitte ich um eine Notiz. Ich bitte sehr, mir das zugesagte religiöse Bild bis 1. April fertig stellen zu wollen u. hoffe bestimmt darauf, daß Sie mir bis dahin ein schönes erhebendes Bild Ihrer Kunst senden werden.

Auf meine Anfrage betreffs der Susanna bin ich noch immer ohne ihre Nachricht. Wollen Sie denn dies Bild nicht an mich verkaufen?

Nun noch eine Frage. Ein Verwandter von mir wünscht, wie ich Ihnen schon früher schrieb, ein großes Bild, wie meine Meeres-Idylle. (Hope hat einen Seehund mitgebracht) Das Bild ist für Privatbesitz, nicht etwa für Gurlitt. Als Preis ist für ein Bild derselben Größe 170×225 ctm Fr. 25,000.— offeriert, Motiv so gewünscht, wie das meinige, in dem Ihrer Phantasie im Rahmen der Meeres Idylle jeder Spielraum gelassen ist. Also bewegtes Meer oder ruhiges Meer mit Fabelwesen. Großer einfacher Ton! Wollen Sie diese Bestellung zu Frs. 25000 annehmen, die Ihnen ein ruhiges Arbeiten sichert? Ablieferung bis nächsten Weihnachten! Schreiben Sie mir, ob ich Ihnen ein solches Brett zugehen lassen soll, grundiert oder ungrundiert; was für Erfahrungen machen Sie mit der Tempera? Oder kehren Sie wieder zur alten Malweise zurück? Auf obige Anfrage erbitte ich baldige Entscheidung, ich habe mit der Überschreibung dieser Bestellung nur meiner Pflicht genügt. Lehnen Sie ab, so nehmen Sie mir nicht übel, Sie bemüht zu haben. Was macht der Adam? Er ist jetzt ein Jahr bei Ihnen und ich möchte ihn endlich wiedersehen.

Auf schnelle Nachricht rechnend, zeichne ich mit herzlichem Gruß

In vorzüglicher Hochachtung

C Steinbarth.

Berlin 21. Mai 1889.

Sehr geehrter Herr Profeſſor!

Hierdurch mache ich Ihnen die Mittheilung, daß der Adam am Sonnabend den 18. d. bei mir eingetroffen iſt. Als ich das Bild vor 14 Monaten an Sie abſandte, hatte es 2 ganz feine unbedeutende Riſſe, einer von links nach rechts in Kopfhöhe gehend, der andere von rechts nach links unten gehend. Beide Riſſe gingen bis zu $^1/_3$ der Bildfläche und waren ſo fein, daß ſie nur bei genauer Unterſuchung ſichtbar waren. Sie beeinträchtigten den Werth des Bildes nicht. Ich hatte die Stellen, bis zu welchen die Riſſe gingen, mit Bleifederſtift kenntlich gemacht und habe conſtatiert, daß $3^1/_2$ Jahre lang bis zur Abreiſe des Bildes eine Vergrößerung nicht ſtattgefunden hat. Das Bild iſt gut verpackt abgeſandt worden. Jetzt, nun das Bild zurückkommt, gehen 3 große Riſſe durch die ganze Front des Bildes, ſind ſehr ſtark und theilen das Bild in 4 einzelne Bretter. Das Bild hat keinen Werth mehr. Dieſe Riſſe ſowie die Vernichtung des Bildes haben bei Ihnen ſtattgefunden, dadurch, daß das Bild, unausgepackt und unbeobachtet, in einem trocknen und ſtark geheizten Raum geſtanden hat. Ich theile Ihnen dies mit, um meine Rechte in dieſer Angelegenheit Ihnen gegenüber nicht zu präjudicieren. Ich bitte Sie, mir mittheilen zu wollen, wie Sie die Sache nehmen wollen. Am beſten halte ich es, wenn Sie das Bild auf ein anderes Brett übertragen.

Das Bild in dieſem Zuſtande übernehme ich von Ihnen nicht zurück, ich halte es zu Ihrer Verfügung, und bitte darüber zu disponieren.

Ihren Nachrichten entgegenſehend zeichne

Mit vorzüglicher Hochachtung

C. Steinbarth.

Frau Steinbarth an Arnold Böcklin.

Berlin den 12. März 1889.

Sehr geehrter Herr Profeſſor!

Am 30 October v. J. ſandte ich Ihnen 1000 Mk mit der Bitte mir bis zum 25 Februar d. J. ein Bild für 4000 Mk beliebiger Größe, beliebigen Motiv's zu malen.

Eine Antwort von Ihnen hierauf iſt nicht eingetroffen. Ich kann bei der Sicherheit der Poſt nicht annehmen, daß der Brief, den ich rekommandiert ſandte, nicht in Ihre Hände gelangt ſein

ſollte. Andererſeits kann es mich auch nicht beſonders ſchmeichelhaft berühren, daß Sie weder im ablehnenden noch bejahenden Sinne, ein Wort der Erwiderung bis jetzt für mich haben finden können.

Vor zwei Jahren ſagten Sie mir zu, mir auf den Ihnen geſandten beiden Brettern 2 Bilder zum Preiſe von je M 2000 zu malen. Das eine davon haben Sie mir nicht gegeben unter dem Vorwande, daß das Motiv urſprünglich nicht nach meinem Geſchmack geweſen ſei. Ich hatte das Honorar nun auf das Doppelte erhöht und habe trotzdem eine Antwort nicht erhalten.

Ich bin deshalb zu der Überzeugung gekommen, daß Sie für mich nichts malen wollen und daß es Ihnen unangenehm iſt, dieſes direct auszuſprechen. Ich will deshalb auch nicht weiter in Sie dringen und bitte Sie, mir den Betrag von 1000 Mk. freundlichſt zurückzuſenden.

Hochachtend

Käthe Steinbarth.

Arnold Böcklin an C. Steinbarth.

Zürich den 25. Februar 1888.

Geehrteſter Herr Steinbart!

Es iſt ſchon wieder bald ein Monat verfloſſen ſeit Sie mir geſchrieben. Bitte entſchuldigen Sie mein langes Schweigen! Ich komme aber ſehr ſchwer zum ſchreiben, da ich nach langer Tagesarbeit müde bin. Wenn endlich einmal die Tage länger geworden ſind, ſo kann ich morgens ſchreiben. Dann geht's beſſer.

Was Ihre Frage wegen des Bildes betrifft, für welches Sie mir das Brett geſchickt, ſo iſt mir noch heute die Antwort, d. h. ein definitives Verſprechen die Arbeit bis Mitte Juli vollenden und abliefern zu wollen, unmöglich, ſo lange mir keine Idee gekommen iſt, welche eine ungefähre Zeitrechnung zuläßt. Soviel ſage ich Ihnen heute jedoch zu, daß Sie ein Bild von mir für den vorgeſchlagenen Preis von M 7500 erhalten ſollen, indem Ihre Vorausſetzung richtig iſt, daß ich gerne für Sie etwas male, wenn auch nicht etwa dasſelbe Honorar dafür herausſchauen möchte, wie ſonſt möglich wäre.

Daran übrigens, daß mir eine Idee zu dem Gemälde ſo lange nicht kommen will, ſind Sie freilich ohne es zu ahnen, ſelbſt ſchuld. Sie ſprechen einen Wunſch aus, das Bild ſolle ſo oder ſo ſein, z. B. vorherrſchend landſchaftlichen Inhalts und von bedeutender

Stimmung. Dies knebelt geradezu die Vorstellung, denn wenn sich eine Idee gestalten will, so stellt sich auch sofort Ihr Wunsch zwischen die Idee und mich und sagt mir:

„Laß das, zu wenig Landschaft."

Natürlich wird der Einfall ganz ohne weitere Berücksichtigung gelassen und weiter gefischt nach Ideen.

Es würde zu lange dauern, wenn diese Beschreibung der Hindernisse noch ausführlicher gemacht werden sollte. Die Andeutung wird schon durchaus genügen, damit meine Bitte, mir volle Freiheit zu lassen nicht unerhört bleibt.

Ich werde diese Freiheit nicht mißbrauchen. Ich wollte noch allerlei sagen, da aber für heute meine Zeit herum ist, so schließe ich, um Ihnen doch für jetzt wenigstens dieses Lebenzeichen zukommen zu lassen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

A. Boecklin.

Zürich den 18. Februar 1889.

Geehrtester Herr Steinbart!

Meine Beantwortung Ihrer Fragen wird auch heute nicht zu Stande kommen und da schicke ich Ihnen wenigstens die Anzeige, daß mir Ihre Sendung von M. 8.500 zugekommen ist, hoffend, daß mir in diesen Tagen einige ganz freie Stunden gewährt sein, um die Epistel schlichten zu können.

Mit besten Grüßen

Ihr

A. Boecklin.

Professor Fritz Burckhardt an Arnold Böcklin.

Basel den 30. Juni 1888.

Lieber Freund,

Ein Regentag, wie der heutige ist geeignet und im stande auch einem verstockten Sünder das Gewissen zu erweichen, das spüre ich. Ich weiß schon so lange nicht mehr von dir, weil ich dir nie geschrieben und daher kein Recht auf Antwort habe. Du weißt, daß ich diesen Winter zu äußerst war, namentlich Mitte December. Besserer Erholung wegen wurde ich an das Mittelmeer beordert und dorthin geliefert Ende Januar. Mein Sohn Rudolf kam von

Leipzig her, mich zu begleiten. Wir haben in Pegli, nächst Genua, einen angenehmen Aufenthalt gemacht, er beschäftigt hauptsächlich mit Seegethier und anderem Geziefer, ich mit Photographieren. So verbrachten wir am Meer 8 Wochen mit Genuß und was die Hauptsache ist, mit erwünschtem Erfolge. Dann kehrte ich wieder nach Basel zurück, sogleich ins Geschirr und wenn mich auch anfangs der Kummer ein wenig drückte, so hatte ich doch die Kraft gewonnen, mit welcher ich die geforderte Arbeit leisten konnte. Seither ist mir an der Schule Alles quer gegangen. Zahlreiche Störungen durch Erkrankung von Lehrern und Nachholen nichtgemachter Arbeit.

Einmal war ich sogar in Zürich, natürlich in der festen Absicht, Dir und der Sternwarte einen Besuch abzustatten. Es waren wieder Geschäfte welche mich daran verhinderten: Versammlung der schweizerischen Sterbekasse, Besprechung mit Rektor Wirz über Maturitätsfragen u. dergl. Alles nahm mehr Zeit, als ich berechnet hatte, u. so mußte ich wieder abziehen, ohne Dich gesehen und gesprochen zu haben. Das Letzte, was ich aus deinem Hause gehört, war die Regelung der Brautschaft deiner Tochter. Gesehen habe ich mit Vergnügen ein Bild von Hans*), das hier ausgestellt war und, wie ich glaube, bald einen Liebhaber gefunden hat. Prosit!

Und was machst und lebst auch Du? Laß mich das wissen, ich bin begierig, Neuigkeiten von dir zu vernehmen, hast du größere Arbeit unter den Händen?

Diesen Sommer werde ich die Ferien wieder in Sachseln zubringen, ich bin dort ungeniert, meine Tochter und ihre beiden Kinder werden dorthin zu mir kommen. Ich freue mich; denn in meinem Hause geht es das Jahr über recht still zu.

Grüße mir deine 1. Frau und deine Kinder alle, laß mich bald Einiges von dir hören.

Dein Fr. Burckhardt.

---

*) Böcklin urteilt über das Talent seines Sohnes Hans folgendermaßen:

„Diesen Sommer ist nun auch mein Haus aus der Schule getreten und ergiebt sich mit großem Eifer dem vor mir geerbten Laster, dem Malen. Er hat gute Anlagen und ich hoffe das Beste von ihm. Nun gehen noch Angela und die Buben Carl und Felix in die Schule, welche beide wahrscheinlich sich nicht der Kunst widmen werden, sondern irgend einem wissenschaftlichen Fache. Es ist auch überflüssig. Wenn ich lange leben sollte, was ja möglich ist und meine 2 ältesten Buben gehörig ins Zeug gehen, so werden wir genug zusammenschmieren zur Freude und zum Aerger der Kenner."

Arnold Böcklin an Professor Fritz Burckhardt.

Zürich 4. Juni 1886.

Lieber Freund!

Am Pfingstmontag, den 14ten Juni, werde ich mich etwa um 10 $^1/_2$ Uhr in Brugg einfinden, um mit dem Leimsutt einen heiteren Tag zu verbringen, mag das Wetter dazu ein Gesicht machen, wie es will. Diese Antwort kommt erst heute, weil mir ein Hinderniß drohte.

Herzl. Gruß an Dich, Rudi, sowie an den Sutt von Deinem

A. Böcklin.

Postkarte.

Poststempel 26/IV 92 Neumünster

Mein lieber Freund!

Du siehst, ich schreibe selbst, folglich lebe ich noch. Es geht wieder ziemlich gut. Anfangs Juli, also Ende dieser Woche werde mit Frau zur Erholung an's Meer (Viareggio) gehn, wo ich wieder zu Kräften zu kommen hoffe und bestimmte Aussicht dazu habe. Besten herzlichen Dank für Deine freundschaftliche Theilnahme. Im Oct. hoffe ich zurück zu sein und Dich wiederzusehn . . .

Dein A. Böcklin

Graf Schack an Arnold Böcklin.

München den 5. Juli 1889.

Sehr verehrter Herr Böcklin!

Da Sie wissen, wie hoch ich Sie nicht nur als Künstler schätze, sondern auch seit den wohl dreißig Jahren, daß ich Sie kenne, Ihren Charakter zu achten gelernt habe, werden Sie mir glauben, daß es mir ungemein leid gethan hat, Sie vorgestern Abend nicht begrüßen zu können. Ich bin bereits 73 Jahre alt und leide an heftigen neuralgischen Schmerzen, die sich besonders am Abend einstellen, sodaß ich um diese Zeit Niemand sehen darf. Ich hoffte, Sie würden am folgenden Morgen ihren Besuch wiederholen; da dies jedoch nicht geschehen ist u. ich im Begriffe stehe, nach Norddeutschland zu reisen, muß ich für dieses Mal auf die Freude verzichten, Sie zu begrüßen. Vielleicht daß ich im Herbst, um welche Zeit ich nach der Schweiz zu reisen gedenke, die Freude haben werde, Sie in Zürich in Ihrem Atelier zu treffen.

Mit dem Ausdruck der wahren Hochschätzung, die ich von jeher für Sie gehegt habe, unterzeichne ich mich als Ihr aufrichtig ergebener

Af. v. Schack.

Fritz Gurlitt an Arnold Böcklin.

Roma 30. Nov. 83.

Hochgeehrter Herr! Ich telegraphierte heute daß ich Ihre Forderung in Bezug der Gräberinsel acceptire, Ihrem Wohlwollen anheimstellend mir den Preis vielleicht noch etwas unter 8000 M zu normieren. Weiter gebe ich Ihnen auch schriftlich das Versprechen, Ihnen bis zum 1. Dec. 2000 Mark und bis zum 1. Februar weitere 8000 Mark zu senden. Außerdem werde ich den Rest meiner Schuld sobald ganz abgetragen haben, daß ich bald als ganz freier Mann vor Ihnen stehen kann. So sehr ich es zu würdigen weiß, daß Ihnen ein manchmal drückendes Gefühl überkommt, in meinen Händen eine größere Schuld zu sehen, so bin ich selbst doch zu sehr von der Ehrenhaftigkeit meiner Handlungen durchdrungen, als daß mir nur die Idee sollte entstehen können, daß Sie durch mich einen Verlust haben könnten.

Ich bat Sie telegraphisch das Bild bis Sonntag früh fertigzustellen, da ich es sehr gerne mit mir nehmen möchte. Ich muß aber Sonntag Abend zurückreisen um am 4ten in Berlin zu sein. Vielleicht sind Sie so gut die Kiste, in welcher Sie das Brett von Berlin mitnahmen heraussuchen zu lassen, damit ich darin die „Insel" und die „Felsspalte" verpacken lasse. Ich werde um 10 Uhr Sonntag die Kiste abholen. Herr von Marées läßt Sie freundlich grüßen. Wir sind einig geworden, daß er mir Ende Januar 7 größere Bilder schickt. Ich erzähle Ihnen von dem nachhaltigem Eindruck, den die Arbeiten auf mich gemacht haben. Ich bin in größter Verehrung ganz der Ihre

Fritz Gurlitt.

Berlin W. 64 15 Dec 83.
29 Behrenstraße.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich telegraphierte Ihnen heute Morgen, daß ich 5000 Mark an Sie abgesandt habe und bat Sie zugleich, mir wenn möglich die „Todteninsel" per Eilgut ohne Rahmen zu senden. Den Rest meiner ersten Schuld bei Ihnen werde ich in aller Kürze an Sie abtragen und ich habe die feste Absicht, Ihnen den Betrag für die Insel — 8000 Mark abzüglich des Rahmenpreises sobald zu zahlen, daß Ihnen eine Einbuße nicht geschieht.

Darf ich hier nochmals auf unser geschäftliches Verhältnis eingehen, so werden Sie sich erinnern, daß Sie in freundlichem Ent-

Auf dem Wege Capranica-Palestrina.

Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

gegenkommen mir beim Erwerb „des Spiel der Wellen“ gestatteten nach meiner Bequemlichkeit Ihnen Theilzahlungen zu machen. In der stillsten Zeit wünschten Sie 5000 M zu haben, leider war es mir damals so schwer, diese Summe abzustoßen, daß ich Ihnen nur 1000 Mark sandte. Bei Ihrem Hiersein stellte ich Ihnen eine größere Summe zur Verfügung. Sie wünschten aber nur 2000 Mark zu erheben und versprachen mir „sich zu melden, wenn Sie mehr brauchten,“ Da dies aber nicht geschah, konnte ich nicht vermuthen, daß Sie in Verlegenheit seien. Ich habe immerhin in diesem Jahre für eine sehr bedeutende Summe bei Ihnen Erwerbungen gemacht:

für Spiel der Wellen	M 12.000—
Drama	1500—
Frühling	8000—
Odysseus	5000—
Todteninsel	8000—
	M. 34500—

wenn ich die Insel noch hinzuzähle.

Der Hauptkern meines Unternehmens basiert auf Ihrer Kunst und ich lasse mich dadurch nicht abschrecken, daß sich einzelne Bilder nicht leicht verkaufen, wenn der Preis, den ich selbst zahle, nicht geringer ist, als der, den das Publikum bei Ihnen zahlen müßte.

Ich habe augenblicklich von Ihren Bildern noch

Spiel der Wellen	Felsspalte
Frühling	Odysseus

Abenteuer — also für netto 30.100 Mark — und aus all diesen Gründen würde ich es doppelt schmerzlich empfinden, wenn Sie mir die „Insel“, die großes Aufsehen machen wird, auf die ich nun drei Jahre warte, vorenthalten würden.

Der Rahmen für die „Insel“ steht seit Monaten fertig da, ich bitte Sie also mir freundlichst das Bild ohne Rahmen zu schicken. Ihre Freundschaft für mich wird es nicht zulassen, daß Sie Einflüsterungen von Anderen Gehör geben. Ich habe das angenehme Bewußtsein, daß durch mich noch kein Mensch geschädigt worden ist und jeder, der die Verhältnisse meines Unternehmens kennt, spricht mit Achtung von meinen Leistungen.

Ich bitte Sie also nochmals um Zusendung des Bildes und bin in vorzüglichster Hochachtung

ergebenst Fritz Gurlitt.

P. S. Darf ich um gefl. Bestätigung des Geldempfanges bitten.

Berlin W Behrenſtr. 29
5/VI 89.

Geehrter Herr Profeſſor!

Während meines kürzlichen Aufenthaltes in Rom wurde mir von einem Freunde mitgetheilt, daß von Herrn Prof. Gerhardt, dem derzeitigen Präſidenten des deutſchen Künſtlervereins dort, in einer Verſammlung des Vereins vor einer Anzahl Mitgliedern in der anſprechendſten Weiſe über meine kunſthändleriſche Thätigkeit geurtheilt worden ſei, und daß Herr Gerhardt als Beleg für ſeine Behauptungen meine Handlungsweiſe bei dem An- u. Verkauf der Bilder „Pieta“ als die Thätigkeit eines „ganz gemeinen Berliner Juden und blutſaugenden Vampyr“ nannte.

Ich bin darauf mit Herrn Ludwig Immelen in Rom, der Zeuge dieſer Bemerkungen war, zu Herrn Gerhardt gegangen, um von ihm eine Erklärung über ſeine unqualificierbaren Äußerungen zu erhalten. Herr Gerhardt teilte mir mit, daß er von Ihnen die Details dieſer Angelegenheit erfahren habe, und zwar hätten Sie folgendes erzählt:

„Wie es ſo geht, nun habe ich das Bild 15 Jahre gehabt und faſt nichts dafür bekommen; Gurlitt aber 40.000 Mark. Nicht nur daß Gurlitt die Ausſtellung des Bildes hintertrieben hat, er hat, nachdem er wußte, daß der Staat das Bild für 40.000 Mark kaufen würde, es durch einen Unterhändler kaufen laſſen. Mir ſelbſt ſind ca 13000 Frs. gezahlt worden, das Übrige hat Gurlitt für ſeine Vermittelungen bekommen.“

Ich mußte darauf Herrn Gerhardt antworten, daß in dieſer Darſtellung nicht ein Wort, nicht eine Zahl richtig ſei, und daß ich dafür ſorgen würde, daß durch dieſen Brief, den ich abſchriftlich Herrn Gerhardt mittheilen würde, volle Klarheit darüber geſchafft werden ſolle, von wem dieſe infame Verläumdung ausgehe.

Herr Steinbarth, der mit mir die vollſte Entrüſtung theilt, hat mich in den Stand geſetzt an der Hand der Originalbelege den Thatbeſtand zu beweiſen. Dieſe Documente ſende ich heute an Herrn Prof. Gerhardt zur Einſicht und Prüfung nach Rom.

Nach dieſen Belegen haben Sie für das Bild „Pieta“, welches ich ſeit 1873 kenne, und welches zu kaufen ich nie Neigung gezeigt habe, obgleich ich es, wie ſie zugeben werden, ſr. Zt. zu jedem Preis hätte kaufen können, 20.000 Frs, in Ihrem Brief vom 30. Jan. 1886 von Herrn Steinbarth verlangt, ſind 16.000 Mark. Sie haben Herrn Steinbarth darauf in Ihrem Briefe vom 26. Fe-

bruar 1886 das Bild für 13.500 Mark ohne Rahmen, d. h. für 14.000 Mark incl. Rahmen u. Fracht überlaſſen. Beiläufig bemerke ich, daß Sie dasſelbe Bild 3 Monate vorher Herrn Felix Borchardt in Berlin, an deſſen Glaubwürdigkeit ich nicht zu zweifeln habe, mit 10.000 frs. d. h. 8000 Mark vergeblich angeboten haben.

Herr Steinbarth hat die Pieta 11 Monate in ſeinem Hauſe gehabt und wünſchte dann das ihm im Zimmer auf die Dauer unerträgliche Bild verkauft zu ſehen. Da ich der Überzeugung war, daß die Commiſſion der Nationalgallerie den Ankauf des Bildes nicht wünſchen würde, forderte ich Sr. Excellenz den Herrn Miniſter von Goßler und Herrn Geh. Oberreg. Rath Jordan auf, in der Wohnung des Herrn Steinbarth, ohne mein Beiſein über den Ankauf ſchlüſſig zu werden.

Dort iſt der Verkauf ohne mein Beiſein am 15ten December 1886 abgeſchloſſen worden, wonach das Bild am 1. April 1888 zum Preiſe von 36.000 Mark abgeliefert werden ſollte.

Die Ausſtellung in meinem Salon wurde mir von dem Herrn Miniſter u. ſpäter von Ihnen ſelbſt bewilligt.

Herr Steinbarth theilte Ihnen den Verkauf des Bildes mit und in Ihrem Dankſchreiben vom 28. Dec. 1886 ſchreiben Sie darauf:

„Es war mir ebenfalls eine Freude, ich möchte eher ſagen: Erleichterung, zu wiſſen, daß Sie die Pieta auf angenehme Weiſe los geworden ſind, denn ich erwartete immer von Ihnen zu vernehmen, Sie hätten das Bild mit einem Vorhang bedeckt, weil Sie es auf die Dauer nicht mehr hätten ausſtehen können. Nun werden Sie mit der Ausſicht auf Erlöſung anno 87 ruhig aushalten können. Das pekuniäre Reſultat, welches Sie mir hierbei zuweiſen, werde ich zu dem Vielen ſchreiben müſſen, welche ich Ihnen ſchon ſchulde. Gegen eine Ausſtellung bei Gurlitt habe ich nicht das Geringſte einzuwenden.“

Was dieſes pekuniäre Reſultat für Sie bedeutete, iſt, wie Sie wiſſen, daß Herr Steinbarth ſofort nach Abſchluß ſeines Vertrages mit Herrn Geh. Rath Jordan Ihnen mittheilte, daß er Ihnen aus freien Stücken eine Nachzahlung von 5000 Mark nach Abnahme des Bildes machen werde.

Sie haben um es alſo nochmals kurz zu ſagen für die Pieta, für welche Sie 16.000 Mark verlangten, ein Gebot von 14.000 Mark angenommen, und haben durch die Güte des Herrn Steinbarth weitere 5000 Mark erhalten, alſo noch 3000 Mark mehr als Sie überhaupt für das Bild haben wollten.

Aus dem durch mich vermittelten Verkauf ſind Herrn Stein-

barth am 2. April 88, 36.000 Mark gezahlt worden. Da er auf dieſes Geld 15 Monate warten mußte, ſo ſchrumpfte die Zahlung durch Zinsverluſt auf ca 34.000 Mark zuſammen.

Was ich nun für meine Vermittlung von Herrn Steinbarth erhalten habe, geht Sie ſelbſtverſtändlich abſolut Nichts an! Die Pieta lagert ſeitdem, alſo ſchon $1^1/_4$ Jahr lang im Keller der Nationalgallerie, weil ſich nachträglich gegen den Ankauf des Bildes durch Mitglieder der Commiſſion ſo heftige Stürme erhoben haben, daß Herr Geh. Rath Jordan bisher nicht den Muth hatte, das Bild als wirklich erworben in die Nationalgallerie aufzunehmen.

Herr Prof. Gerhardt hat nicht nur in dem Künſtlerverein in Rom, einer Stadt in welcher ich von Vielen gekannt bin, ſondern ſogar auch mit merkwürdiger Taktloſigkeit in der Familie meiner Frau in Rom Bemerkungen über meine Handlungsweiſe in Sachen des Verkaufes der Pieta gemacht, die meine Ehre und meinen Ruf auf das Empfindlichſte ſchädigen müſſen.

Nicht genug damit: mit denſelben Worten und Daten wie Herr Gerhardt hat mir Herr Maler Prell in Berlin die Verkaufsangelegenheit geſchildert und hinzugefügt, daß er dieſe Daten von Ihnen habe.

Dieſelbe Auffaſſung hat weiter die — — — — Frau R. Koller in Zürich der Kunſthandlung von C. Schmitz in Zürich erzählt, die ſich für verpflichtet hielt mir mein ſchauerliches Handeln vorzuhalten!

Sie haben alſo um mich zu ſchädigen der Wahrheit in einer ſo frivolen Weiſe Gewalt angethan, wie es wirklich Ihrem Namen und Ihrer Stellung keine Ehre macht, und wenn ich innerhalb 8 Tagen nicht von Ihnen eine verſtändliche Erklärung über Ihr Vorgehen erhalte, ſo werde ich gezwungen ſein, überall da, wo ich es für richtig halte, bekannt zu geben, daß Sie der Veranlaſſer dieſer ehrenrührigen Verläumdungen ſind!

Um aber nun Ihr Verhalten mir gegenüber zu ſchildern, genügt es folgende Thatſachen zuſammen anzuſtellen:

1) Am 1. Sept. 1882 machten wir einen Contract über 4 Bilder in der Größe von 1 Meter 50 × 1 Meter 0.5, welche Sie ſich bereit erklärten für je 4000 Mark zu liefern.

Dieſen mit Handſchlag beſiegelten Vertrag haben ſie nicht gehalten, Sie haben mir Nichts geliefert.

2) Als ich um Ihnen eine Gefälligkeit zu erweiſen, während der Jubiläumsausſtellung den von derſelben zurückgewieſenen „Froſchkönig“ Ihres Herrn Schwiegerſohnes kaufte, verſprachen

Sie mir voller Dankbarkeit über dieſen meinen Schritt, mir ſofort ein Bild für 5000 Mark zu malen. Sie acceptierten eine Anzahlung von 1000 Mark und malten auf das Ihnen von mir geſandte Malbrett ein Bild, das Sie mir nicht ablieferten.

3) Sie verſprachen mir wiederum mit Handſchlag ein Bild für 10.000 Mark zu malen. Auf das Malbrett, welches ich Ihnen am 16. Mai 1887 ſchickte, um mein Beſitzrecht an dem zu malenden Bilde zu ſichern, malten Sie das Bild „Vita“. Anſtatt es mir wie feſt verſprochen am 1. September 1887 abzuliefern, traten Sie mit Anderen in Verkaufsverhandlungen, ließen es dem inzwiſchen verkrachten Kunſthändler — — — — für 20.000 Frs. anbieten und verlangten von mir für dasſelbe Bild, das mir für 1000 Mark gehörte, die Summe von 25.000 Frs.

Sie haben dann dieſes mir gehörige Bild Anfang 1889 (?) für 19.250 Frs. an die Basler Gallerie verkauft.

Hätte ich Ihnen wie Sie wollten, 25.000 Frs. für das Bild „Vita“ gezahlt und hätte ich mit dieſem Bilde einen pekuniären Erfolg gehabt, ſo hätte ich natürlich ein himmelſchreiendes Unrecht an dem armen gedrückten Künſtler begangen; hätte ich an dem Bilde verloren, ſo wäre ich nach Ihrer Anſicht ein Dummkopf geweſen. Das ſcheint mir der Canon zu ſein, den Sie ſich für meine kunſthändleriſche Tätigkeit ausgedacht haben.

Selbſtverſtändlich ſteht Ihnen, nach Ihrer Anſicht das Recht zu, gültige mit dem Ehrenwort beſiegelte Verträge nur dann zu erfüllen, wenn Ihnen die Erfüllung ſpäter angenehm erſcheint.

Solche Grundſätze machen einen geſchäftlichen Verkehr unmöglich und um endlich einen Abſchluß zu finden, erſuche ich Sie mir bis zum 15t. Juni d. J. den Betrag meines Guthabens bei Ihnen, laut beifolgender Rechnung 894 Mark zurück ſenden zu wollen.

Hochachtungsvoll

Fritz Gurlitt.

XII.

Die Sehnsucht nach Italien.

⊙

Florenz 1893–1901.

Fast vierzig Jahre hatten wir nun unseren Lebensweg gemeinschaftlich zurückgelegt, und in allen schwierigen Lagen war Italien für meinen Gatten das große Heilmittel gewesen. Auch der erste schwere Angriff des beginnenden Greisenalters mußte in Italien abgeschlagen werden, und so beschlossen wir, die 1892 begonnene Sommerfrische bis zur dauernden Übersiedelung auszudehnen. Wir waren, wie ich bereits erzählte, von Forte dei Marmi nach San Terenzo gezogen und blieben dort bis um die Weihnachtszeit. Dann beschlossen wir, in Florenz dauernden Aufenthalt zu nehmen.

Wir bezogen zunächst in der Via Calzajoli möblierte Zimmer bei Frau Stupani und Florenz vollendete, was die Riviera für unseren lieben Kranken so siegreich begonnen hatte. Wir waren zwar äußerst beengt, dazu die ewige Unruhe in der engen, sehr belebten Verkehrsstraße, obendrein noch eine Bäckerei unten im Haus; aber alles wurde aufgehoben durch die einzige Tatsache, wir waren wieder in Italien, mein Gatte sah wieder seine geliebten Palazzi und Villen, die malerischen Anhöhen, die Florentiner Stimmung mit dem ganzen Leben auf Straßen und Gäßchen, die tausend Kleinigkeiten, die dem Auge des geübten Künstlers nicht entgehen und sein Herz entzücken.

Um diese Zeit kam Frau Doktor Meyer aus Freiburg, die schon früher einige Bilder meines Gatten gekauft hatte, mit uns in persönliche Verbindung und bestellte ihr Porträt, das in der Wohnung der Dame in Florenz begonnen wurde. Arnold machte zwei Skizzen, die noch erhalten sind. Das Porträt selbst ist nie vollendet worden, und ich weiß nicht, wo das angefangene Werk geblieben ist.

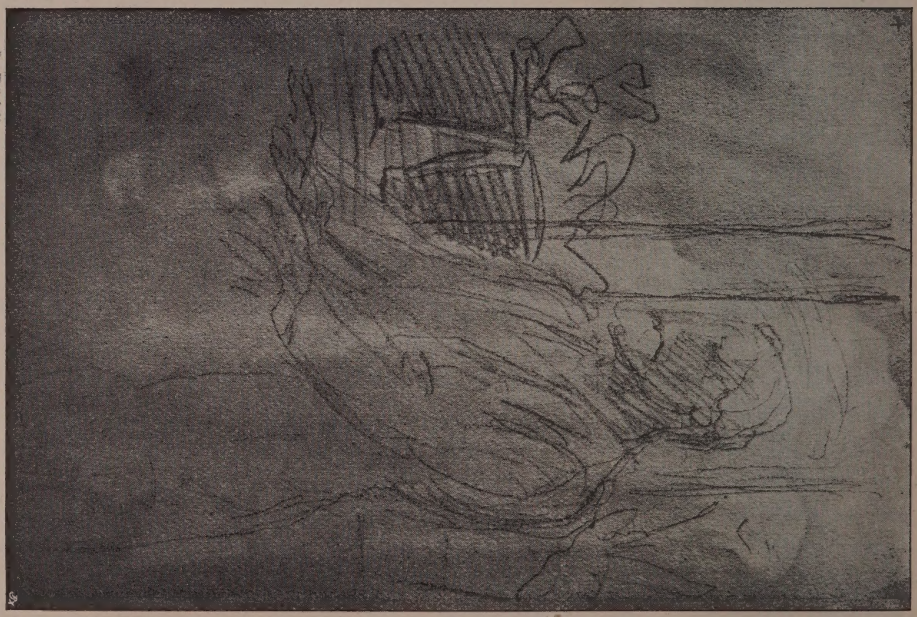
Mit der Zeit wurde uns das Leben in der Villa Calzajoli zu unruhig. Die Luft der engen Stadt erwies sich für meinen Gatten als nicht sehr zuträglich, wir suchten daher in der Umgegend nach einem passenden Heim. Wir lernten in jenen Tagen den Maler Karl Müller-Koburg kennen, der in der Villa Bencista in San Domenico wohnte, die wir später kauften, und er riet uns, auch in die Berge hinauf-

A. Böcklin:
Bleiſtiftskizze zum Selbſtporträt für Baſel. 1893.

A. Böcklin:
Feder-Tuſchskizze zum Porträt der Frau Meyer. 1893.

(Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.)

A. Böcklin:
Bleistiftskizze zum Selbstporträt für Basel. 1893.



A. Böcklin:
Bleistiftskizze zum Selbstporträt für Basel. 1893.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

zuziehen. Müller suchte sowohl für uns, wie für Frau Meyer ein Haus oben auf der Höhe von Fiesole, und er fand auch sehr bald das Richtige. Für Frau Meyer die Villa Lucente und für uns die Villa Terrossa. Bald waren wir sowohl, als auch Frau Meyer in die gemieteten Villen eingezogen. Mein Gatte ging jeden Tag nach der Villa Lucente, um Frau Meyer zu malen. Er hatte ein neues Bildnis angefangen, auf dem er die Dame mit ihrem Adoptivsohn darstellte. Am 29. März 1893 wurde das Doppelporträt vollendet. Kurz darauf, am 3. April, reisten wir wieder nach San Terenzo, wo Arnold, der sich außerordentlich wohl fühlte, schon am 19. das Selbstporträt für Basel in Angriff nehmen konnte. Er hatte sich dazu in Spezia in irgend einem Bazar zwei kleine verbogene Spiegelecken gekauft, die er nun mit einem höchst künstlichen Unterbau von Kasten, Büchern und Stühlen versah, um auf diese Weise sein Gesicht richtig sehen zu können. Natürlich machte er vorher verschiedene Entwürfe in Blei, unter denen eine Profilskizze ganz besonders interessant ist. Wir hatten in dem Hause eines alten Seeräubers, des Giacomino Rossi, die erste Etage gemietet, wo wir eine sehr hübsche Aussicht auf das Meer, aber sehr kleine Zimmerchen hatten. Im Erdgeschoß wohnte ein Weinhändler, der immer auf gute Chianti-Sorten bedacht war.

Bleistiftskizze zum Selbstporträt für Basel. 1893.
(Mit Genehmigung der Photogr. Union, München.)

In einem dieser kleinen Zimmerchen nun entstand das Baseler Porträt. Es war mit Kirschgummi gemalt, das in großen Klumpen bezogen wurde und das ich immer unter tüchtigen Anstrengungen mit dem Hammer zerkleinern mußte. Mein Gatte suchte dann die hellsten Stücke aus, die lange Zeit in Wasser aufgelöst und schließlich langsam in Wasserbad gekocht werden mußten, d. h., ich mußte sie kochen und dabei tüchtig schwitzen. War die Flüssigkeit klar, so wurde sie mit Copaivabalsam und Nußöl vermischt. In Wirklichkeit sollte die Mischung sehr gebunden sein, was aber bei dem natürlichen Gegensatz von Öl und Wasser äußerst schwierig zu erreichen war. Die drei Bestandteile flossen dann auch immer auseinander und mein Gatte tupfte darum während der Arbeit manchmal in Öl, manchmal in Kirsch-

gummi und manchmal in Copaivabalsam. Daher mag es wohl kommen, daß das Baseler Porträt an einigen Stellen nicht recht haltbar ist. Die Farben rieb sich mein Gatte auf einer Marmor-, Porphyr- oder Glasplatte an; Lackfarben nur auf Glas oder Porphyr. Die Porphyrplatte hatte er sich extra aus Rom kommen lassen. Es ist selbstverständlich, daß ich für möglichst viel frische Luft und Zerstreuung sorgte und allzulanges Arbeiten wie in gesunden Tagen nicht duldete. Mein Gatte ging sehr gern spazieren, besonders auf der Straße von San Terenzo nach Lerici, die am Meer entlangführt. In der kleinen Hafenstadt war eine räucherige Matrosenkneipe, wo er besonders gern einkehrte. Einerseits, um Studien zu machen, andererseits auch, weil es dort vino delle cinque terre gab, einen sehr schweren Weißwein, der ihm ganz vortrefflich mundete.

Bei dem Bau der Straße war dicht bei San Terenzo vor dem Hause Byrons zwischen der Küste und dem Meer eine kleine Felseninsel stehen geblieben, die meinem Gatten durch ihre Lage mächtig imponierte. Er hatte die Absicht, dieses kleine Fleckchen Land zu kaufen und ein Haus darauf zu bauen, um, so lange er lebte, von San Terenzo nicht mehr wegzugehen. In seiner Phantasie hatte sich der Plan so sehr verdichtet, daß er bereits Skizzen von dem Haus gemacht hatte und als Carlo im Sommer nach San Terenzo kam, wurde die Bauangelegenheit gründlich besprochen. Er war ganz Feuer und Flamme für seinen Plan, aber Carlo, der gründlich geschulte Architekt, untersuchte die Raumverhältnisse genau und es stellte sich heraus, daß der Felsblock für ein bequemes Haus doch etwas sehr klein gewesen wäre. Es hätte ein wunderliches Schwalbennest gegeben mit vielen Ecken und Winkeln und ewigem treppauf, treppab. Für meinen Gatten wäre dieser Bau keine reine Freude gewesen, aber nur ganz zögernd und Schritt für Schritt ließ er sich von dem Plan abbringen und erst viel später, als wir die herrliche Villa Bellagio gekauft hatten, war er froh, daß aus seiner Villa auf dem Felsen nichts geworden war.

Wenn mein Gatte nicht spazieren ging oder am Meere im Sande lag und den Möven zuschaute, fuhr er mit Giazomino Rossi in dessen kleinem Boot auf dem Wasser herum, lief in allen Buchten ein, kurz genoß den Atem des Meeres, so viel er nur konnte. Als die heiße Zeit heranrückte, reiste ich nach Zürich, um die Möbel einzupacken. Meinen Gatten hatte ich in der Obhut meiner Tochter Angela gelassen und glaubte nun in aller Ruhe die Vorbereitungen für die endliche Übersiedelung nach Florenz treffen zu können, aber weit gefehlt. Jeden Tag kam ein Karte, ich solle mich doch garnicht unnötigerweise aufhalten, ob es denn in Zürich so schön wäre, ich solle so schnell als möglich zurückkommen, es ginge absolut nicht, er müsse sich alles

allein machen. Dabei beeilte ich mich in Zürich, so sehr es nur ging, und mein Sohn Hans, der im Atelierhaus wohnte, half mir dabei redlich. Nachts schliefen wir auf einer Matratze, die wir auf dem Boden ausgebreitet hatten. Es klapperte oft so unheimlich an den Außenwänden des Hauses, daß uns beiden himmelangst wurde, bis wir dann feststellen konnten, daß die Schieferbekleidung sich gelockert hatte und im Winde das Geräusch verursachte. Das Atelierhaus lag ziemlich einsam vor der Stadt und ein Überfall durch Strolche war garnicht so außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, besonders im Sommer, wo die Schweiz von sehr viel Fremden und darum auch von viel Gesindel besucht wird.

Wir führten ein richtiges Zigeunerleben. Morgens kochten wir uns unsern Kaffee selbst, dann arbeiteten wir am Einpacken der Möbel, Mittags gingen wir zusammen in ein Restaurant essen, und nach getaner Arbeit bivakierten wir die Nacht wieder auf unserer Matratze. Endlich ging auch diese unangenehme Zeit zu Ende und als ich nach San Terenzo zurückkam, rief meine Tochter Angela glücksstrahlend aus:

„Gott sei Dank, Mama, daß Du endlich da bist, es ist mit Papa nicht mehr auszuhalten."

„Ja, aber Du bist selbst schuld, Kind," erklärte ich, „er schreibt mir doch immer, er müsse sich alles selbst machen, niemand besorge ihm was."

A. Böcklin:
Feder-Tuschskizze zum Porträt der Frau M. Meyer. 1893.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

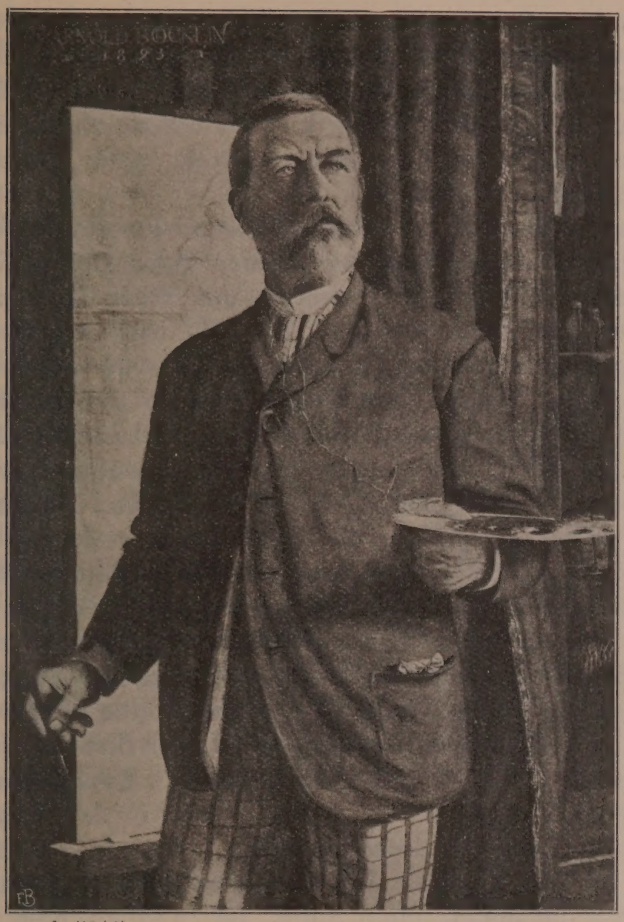
„Aber, Mama, Du kennst doch Papa," antwortete mir meine Tochter, „er ließ sich nicht das Geringste machen, nicht mal einen Knopf annähen. ‚Weg' sagte er, ‚das kann nur die Mama.'"

So war er in den letzten zehn Jahren seines Lebens. Immer wollte er mich um sich haben, nur ich konnte ihm alles zu Dank machen, von keinem andern ließ er sich bedienen, und dann schalt er die andern aus, daß sie ihm nicht die nötige Aufmerksamkeit widmeten.

Da ihm der Aufenthalt in San Terenzo so außerordentlich gut zu bekommen schien, blieben wir bis Weihnachten dort, dann reiste ich nach Florenz, um eine Wohnung zu suchen und fand auch bald ein geeignetes Quartier am Viale Principe Amadeo No. 12, zwei Treppen. Es war alles sehr schön und sehr nett, aus zwei nach Norden gelegenen Zimmern wurde die Mittelwand herausgenommen, sodaß ein prachtvolles, sehr brauchbares Atelier entstand.

In diesem Atelier besuchte der Großherzog von Sachsen-Weimar am 22. Oktober 1894 nach kurzer brieflicher Anmeldung meinen Gatten und mich. Er kam ganz ohne Diener, nur von seinem Adjutanten begleitet und blieb mehrere Stunden wie ein alter Freund mit uns zusammen, trank Wein, aß Biscotti und sprach über Kunst und Leben. Er erkundigte sich in der liebenswürdigsten Weise nach allem, was uns betraf und ließ sich die Bilder der Kinder zeigen, kurz er bewies uns die denkbar herzlichste Freundschaft. Als er während seines Florentiner Aufenthaltes an einer andern Stelle eingeladen war, befahl er, daß Böcklins ebenfalls eingeladen würden. Es kam aber nur eine Einladung für meinen Gatten, und ich blieb natürlich zu Hause. Am Abend fragte der Großherzog ärgerlich, wo denn die Frau Professorin sei, worauf die Gastgeber in große Verlegenheit gerieten.

Wenn unsere Wohnung auch sehr nett war — es wurde sogar auf einer Terrasse im Jahre 1894/95 ein Atelier gebaut, wozu mein Sohn Carlo die Zeichnung entworfen hatte, der in jener Zeit nach Florenz gekommen war, um auf Veranlassung seines Vaters Maler zu werden —, so sehnten wir uns doch nach größerer Freiheit und größerer Behaglichkeit. Vor allen Dingen störte es uns, daß die Wohnung im zweiten Stock lag, da mein Gatte, wenn er sich auch wieder leidlich wohl fühlte, das Treppensteigen doch recht schwer empfand. Mein Schwiegersohn war im Herbst 1894 von München zurückgekommen und hatte oben in Fiesole eine hübsche Wohnung gefunden. Dadurch entstand in uns der Gedanke, auch auf die Höhe zu ziehen und so gingen wir wieder einmal auf die Wohnungssuche. Gerade um diese Zeit geschah es, daß die Villa Bellagio zum Verkauf kam. Sie gehörte dem Marquis Drigon Magny, dessen Tochter darin gestorben war. Dadurch war ihm das Heim verleidet worden und er wollte es gern los sein.



A. Böcklin: Selbstporträt.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München).

Die Villa ist prachtvoll gelegen, hat einen Hauptausgang nach der Straße Florenz—San Domenico—Fiesole und einen steilen, bergauf gehenden Nebenausgang nach der Umsatzstelle der elektrischen Straßenbahn, dem Regresso.

Die Gelegenheit war außerordentlich günstig, und so wurden wir schnell handelseinig. Während des Umbaus lebten wir oben bivakartig. Mein Gatte war sehr begeistert, er ließ ein großes Doppelatelier für sich und Carlo bauen. Die Zimmer wurden durch kleine Veränderungen zugänglicher und wohnlicher gemacht und schließlich sah es ganz gemütlich aus, sodaß wir im Mai des Jahres 1895 dauernd heraufziehen konnten. Da das Atelier noch nicht ganz fertig war, malte mein Gatte im großen Saal und beschäftigte sich auch damit überall, wo nackte Wände waren, das Haus auszumalen. Ein besonderes Interesse

zeigte er für den Garten. Er ließ allerlei seltene Bäume kommen. So sieben wunderschöne Silberpappeln, die heute noch die einzigen auf dem Berg sind, Palmen aus Bordighera, seltene Pflanzen und Ziersträucher und schließlich wurde auch eine Bocciabahn eingerichtet, damit er an Tagen, wo er nicht arbeitete oder Sonntags nachmittags Boccia spielen konnte.

Wir hatten es jetzt recht behaglich, und langsam hoben sich die Kräfte meines Gatten, sodaß er wieder recht fleißig sein konnte. Schon im Jahre 1894 in der Wohnung am Viale Principe Amadeo hatte er eine Melpomene gemalt. Das Bild war beinahe fertig und schon photographiert worden, stand aber während der ganzen Zeit umgekehrt an der Wand. Als Arnold nun in der herrlichen Ruhe unseres Bellagio von neuem über den Stoff nachdachte, nahm er das fertige Bild plötzlich vor, wusch mit einem nassen Schwamm die Temperafarben herunter, kehrte das Brett um und begann eine neue Melpomene zu malen, die er leider nicht mehr vollenden sollte.

Im Frühjahr 1896 bekamen wir interessanten Besuch. Der Männergesangverein von Luzern hatte bei uns angefragt, ob er auf seiner Italienfahrt meinem Gatten seine Aufwartung machen könnte. Natürlich wurde bejahend geantwortet und so kamen die Sangesbrüder in einer Stärke von sechzig Mann zu uns, bereiteten ihrem gefeierten Landsmann eine stürmische Ovation und sangen ihm Gottfried Kellers wunderbares Lied: „O du mein Heimatland." Dann verabschiedeten sie sich, mein Gatte bedankte sich mit Tränen in den Augen und die sechzig Sangesbrüder wandten sich schon um zum Gehen, sicherlich mit einem bitteren Gefühl, daß sie schlecht aufgenommen worden seien. Da bat sie jedoch mein Sohn, sie möchten doch noch einen Augenblick in das Pflanzenhaus treten, und da sahen sie denn zu ihrer großen Überraschung, daß dieses durch tausend kleine Künste in eine regelrechte Osteria verwandelt war. Dort setzte sich nun mein Gatte mit den Luzerner Sängern nieder und es wurde tüchtig gezecht. Er hatte eine große, lange nachwirkende Freude von diesem Besuch seiner Landsleute, und auch diese konnten sich garnicht trennen. So weit sie von der Chaussee nach Florenz auf dem Rückweg die Villa Bellagio noch sehen konnten, winkten sie mit den Tüchern und sangen.

Im Sommer 1897 begannen die Vorbereitungen zu dem siebzigsten Geburtstag meines Gatten, den wir natürlich ganz still lediglich im Kreise der Familie zu feiern beabsichtigten. Aber wir merkten sehr bald, daß wenigstens die Stadt Basel eine große offizielle Festlichkeit beabsichtigte, denn als ihr Abgesandter kam Sandreuther von Basel mit dem Auftrag, eine Medaille zum siebzigsten Geburtstag zu modellieren. Er hat seinen alten Lehrer denn auch gezeichnet und

mehrfach photographiert und von ihm erfuhren wir, daß die Stadt Basel den Beschluß gefaßt hatte, ihren berühmt gewordenen Sohn an seinem siebzigsten Geburtstag durch ein Festbankett zu ehren. Es kamen auch bald Einladungen an uns, aber mein Gatte konnte sein Erscheinen nicht zusagen. Er hatte Angst vor den vielen Kneipereien, vor dem Reisen und den Aufregungen, die mit einer solchen Festlichkeit immer verbunden sind. Vor allen Dingen war es ihm schrecklich, lange Reden anzuhören und vor allem auf jede einzelne zu antworten. Denn er ist sein Lebenlang der Mann der vertrauten Unterhaltung gewesen, der im Freundeskreis seine Gedanken sehr klar ausdrücken und viel reden konnte, auch gern viel redete. Aber in der Öffentlichkeit in großer Gesellschaft aufzustehen, an das Glas zu klopfen und eine Rede zu halten, das war ihm geradezu furchtbar. Ich erinnere mich noch des Augenblicks, als er sich in Zürich für die Verleihung des Ehrendoktors bedankte. Nachdem lange Reden auf ihn gehalten und seine Kunst gefeiert worden war, mußte er nun notgedrungen öffentlich ein paar Worte sprechen. Schwer erhob er sich von seinem Stuhl, neigte verlegen den Kopf hin und her und brachte es schließlich zu der längsten Rede, die er sein ganzes Lebenlang gehalten hat. Sie lautete ungefähr wörtlich: „Sie haben mich zum Doktor gemacht, ich danke Ihnen."

Festkarte
zu Böcklins 70. Geburtstag.

Er konnte eben über seine Natur nicht hinaus. Lange Reden, die Essen und Trinken unterbrachen, schienen ihm völlig deplaziert. So mußte denn Carlo nach Basel reisen, um den Vater bei der Feierlichkeit zu vertreten, zu der Sandreuther eine sehr hübsche Festkarte und ein Festplakat gezeichnet hatte.

Als der Tag herangekommen war, gingen Stöße von Glückwünschen ein, darunter ein Telegramm des Kaisers von Österreich, des Großherzogs von Weimar und ein Schreiben des Schweizerischen Bundesrates. Es war der Höhepunkt von Arnold Böcklins Leben, dieser siebzigste Geburtstag, denn von nun an kränkelte er fortwährend.

Wenn er auch den ersten schweren Schlag noch einmal bis zur

Wiedererlangung der vollen Schaffenskräfte überwunden hatte, nachdem die Siebzig überschritten war, nahmen seine Kräfte doch zusehends ab. Im Winter ging es fast garnicht. Immer war er unpäßlich und nicht mehr fähig zu arbeiten. Das kränkte ihn aufs tiefste, denn im Geist bewegte er noch große Gedanken und jetzt, wo er den schönen Besitz, den herrlichen Garten und ein völlig sorgenfreies Leben hatte, tauchten alle Lieblingspläne seiner Jugend auf, die er nun noch verwirklichen wollte. Aber es war vorüber. Die Kraft des zähen Mannes war gebrochen. Tagelang konnte er, besonders im Winter, das Bett nicht verlassen.

Im Sommer des Jahres 1898 begleitete ich ihn nach München, wo er noch einmal die überlebenden alten Freunde wiedersah und sich von Ciffariello modellieren ließ. In jenem Jahre wurde die an unser Haus anstoßende Villa Bencista, die den Erben des Grafen Villeneuve de Nienbourg gehörte, zum Verkauf angeboten und in der Hoffnung, daß wir uns hübsch arrondieren könnten, da der Garten zur Villa Bellagio verhältnismäßig klein war, kauften wir die Villa zu einem verhältnismäßig annehmbaren Preis und es hat sich in späteren Jahren herausgestellt, daß dieser Entschluß richtig und besonders für uns Hinterbliebenen äußerst heilsam gewesen war.

Nachdem wir München verlassen hatten, gingen wir nach Rimini, wo sich Carlo am Strand ein kleines Haus gebaut hatte und brachten den Sommer am adriatischen Meer zu.

Obwohl mein Gatte jetzt weniger als jemals gehen konnte, machte er doch von Rimini aus fast täglich Ausflüge. So ging es nach Ravenna und vor allen Dingen nach San Marino, wo auf der halben Höhe des Felsens, der das Städtchen trägt, in Borgo San Marino ein zwanzig bis dreißig Meter tiefer in den Felsen gehauener Weinkeller besteht. Ein Holzdach davor gewährt einigen Sitzen etwas Schatten, tief im Keller aber herrscht eine erfrischende Kühle, besonders wenn die Augustsonne auf den Felsen brennt, und man schenkt in der Kühle dieses Kellers einen wunderbaren Moscato. Dieser herrliche Wein und die wilde kahle Felslandschaft, die meinen Gatten an seine Jugendzeit im Albaner- und Sabinergebirge erinnerte, zogen ihn immer wieder nach diesem, kaum dreißig Kilometer von Rimini entfernten Fleckchen Erde hin. Er saß dann tief in dem kühlen Keller und schlürfte mit sichtlichem Behagen den feurig-süßen Moscato. Die Wirkung kam erst, wenn er wieder hinaus in die Sonne trat. Gewöhnlich fuhren wir dann nach der Stadt hinauf, aßen im Albergo Titano zu Mittag und kehrten gegen Abend wieder nach Rimini zurück. Seltsamerweise bevorzugte Arnold mit dem fortschreitenden Alter mehr und mehr den süßen Wein.

Monto Morello Florenz.

Tuſchzeichnung von Carlo Böcklin.

Im Frühjahr des Jahres 1899 hatte ich schwere Wochen, da Carlo am Typhus darniederlag und mein Gatte täglich stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, an seinem Bett saß. Ich mußte also beide behüten und beide pflegen, denn mein Gatte war doch so hinfällig geworden, daß er sehr schlecht allein gehen konnte. Dabei lebte in ihm noch der alte Stolz, seine Schwäche nicht zu zeigen; so kam es, daß er einmal in den Straßen von Florenz, da ihn plötzlich die Kräfte verließen, stürzte und uns nach Hause gebracht werden mußte. Ich bekam dann von allen Seiten Vorwürfe zu hören, warum ich den kranken, alten Mann allein nach der Stadt gehen ließe. Ich hätte aber nicht wagen sollen, ihm meine Begleitung anzutragen. Er wollte seine Selbständigkeit trotz des schweren Siechtums nicht aufgeben.

San Marino (Blick auf die Stadt vom Rathaus aus).

Manchmal sagte er morgens zu mir, ich werde heute nach der Stadt gehen, und wenn ich ihm dann erwiderte, so will ich dir einen Wagen bestellen, schüttelte er den Kopf und meinte, ach nein, ich fahre mit dem Tram. Er zog sich dann ruhig an und ging allein durch den Garten, wo beim Hauptausgang eine steinerne Bank bei der Haltestelle der elektrischen Straßenbahn stand. Dort setzte er sich nieder, blieb ungefähr eine Viertelstunde weg und kam dann zurück.

„Ich denke, Du wolltest nach der Stadt fahren", fragte ich ihn dann.

„Ja, ja" meinte er dann, „aber ich habe mir überlegt, weil Du doch garnicht an die Luft kommst, so ist es doch besser, wir nehmen uns einen Wagen und fahren zusammen."

Diese kleine Komödie spielte er mir häufig vor, um mich darüber zu täuschen, wie schwach und elend er sich fühlte. Ich durfte ihm auch nicht zeigen, daß ich seinen Zustand erkannt hatte und die rührende Sorgfalt, mit der er vor mir immer noch den gesunden, kräftigen Mann spielen wollte, hat mich manche schwere Stunde, manche stille Träne gekostet.

Im Winter des Jahres 1899 kämpfte er mit einer heftigen Influenza, die garnicht weichen wollte. Hie und da hatte er Tage, wo er sich ganz wohl fühlte, dann aber trat die peinigende Krankheit

mit der alten Heftigkeit wieder auf. Wenn er nur irgend konnte, war er im Atelier. In jener Zeit liebte er, im Gegensatz gegen früher, wo er bei der Arbeit gern allein war, Gesellschaft im Atelier. Er mußte plaudern, dann täuschte er sich darüber hinweg, daß seine Kräfte nachließen, daß ihm die Arbeit nicht mehr so flüssig von der Hand ging wie ehedem. Am Sonntag mußte ich dann ins Atelier kommen und alle Töpfchen, in denen er Temperafarben anrührte, sauber abwaschen oder ihm Leim kochen oder sonst welche Handreichung tun. Im Bett war er nicht lange zu halten und vielleicht gerade deshalb wich die Influenza nicht von ihm. Vier, fünf, höchstens sechs Tage war die Möglichkeit, ihn liegend zu erhalten, dann stand er wieder auf und ging ins Atelier, obwohl die Beweglichkeit des rechten Beines immer mehr nachließ.

Jetzt wollte er überhaupt nicht mehr allein sein. Ich durfte keine Minute den Rücken wenden. „Du mußt bei mir bleiben, Du darfst nicht weggehen", sagte er dann und wenn er ärgerlich wurde, schalt er: „Du bist immer weg." Wenn er keine Lust zum Schlafengehen

Böcklin in seinem Atelier in Villa Bellagio.

hatte, mußte ich bei ihm sitzen, und wenn er nicht aufstehen wollte, mußte ich im Bett liegen bleiben. Er aß keinen Bissen und trank keinen Schluck, wenn ich nicht bei ihm war. Da bewunderte ich die ungeheure Energie seines Geistes, womit er den todessiechen Körper überwand.

Den Sommer des neuen Jahrhunderts brachten wir wieder in Rimini zu. Wir machten nach alter Gewohnheit viele Partien, besonders eindrucksvoll war für meinen Gatten Verruchia, das Stammschloß der Malatesta. Kurz vor Weihnachten machten wir noch, nachdem wir nach Hause zurückgekehrt waren, Ausflüge in die Umgegend von Florenz, die meist mit einem Picknick im Freien beschlossen wurden. Mein Gatte hatte keine Ruhe mehr im Haus, er wollte immer hinaus. Wir fuhren dann im Wagen, in dem süßer und roter Wein verstaut war, bald hierhin, bald dorthin, bald nach dem Castell di Poggio, bald nach Vincigiliata. Draußen wurde dann Kaffee gekocht und der kranke Mann hatte eine große, herzliche Freude.

Diese Ausflüge kurz vor Weihnachten waren seine letzten. Am Fest war er völlig wohl und auch die darauf folgende Woche zeigte seine Gesundheit nur leichte Schwankungen. Die Neujahrsfeier machte er nicht mit, er war müde und legte sich zu Bett, stand aber am andern Morgen auf, ging ins Atelier und bemühte sich etwas zu arbeiten wie immer. Am dritten Januar legte er sich dann zu Bett, aber sein Geist dachte noch nicht an lange Krankheit oder gar an den Tod, im Gegenteil, er sprach immer davon, eine größere Reise zu machen. Besonders schwebten ihm die Gegenden vor, wo er seine Jugend verbracht hatte und so erklärte er mir: „Wir müssen nach Genf fahren, ich will Dir einmal die Stadt zeigen, die ist sehr schön, Du wirst Dich wundern". Er setzte dann auch den Tag fest. Am 16. Januar frühmorgens wollten wir reisen, erklärte er.

Seine Krankheit machte gar keinen bösartigen Eindruck. Sie sah aus wie eine gewöhnliche Influenza und wir glaubten, er werde sie ebenso überstehen wie im vorigen Winter; niemand dachte an eine Katastrophe. Am 15. Januar war er aber nicht mehr recht bei Besinnung und da wurde mir Angst. Als er jedoch wieder ganz ruhig erklärte, er wolle aufstehen, glaubte ich, die Bewußtseinsstörungen seien vorüber. Aus seinen Reden ging leider bald hervor, daß er glaubte, im Palazzo Ruspoli zu sein, und Clara schien ihm die Prinzipessa Ruspoli. Da merkte ich doch, daß das traurige Ende unserer gemeinsamen Erdenwanderung herannahe.

Fast fünfzig Jahre hatten wir Freud und Leid zusammen geteilt und nun kam der bittere Abschied. Wie in einer phantastischen Vision zog mir plötzlich unser ganzes Leben am Geiste vorüber. Ich

sah wieder den schlanken Jüngling mit der Mappe unter dem Arm durch die Via Capo le Case wandern und im Fluge durcheilten meine Gedanken die lange Zeit bis zu dem Augenblick, dem schwersten Augenblick, der mir in kurzem bevorstand.

In der Nacht zum 16. Januar, auf den er unsere Reise nach Genf festgesetzt hatte, wurde es plötzlich schlechter mit ihm. Die Sprache fiel ihm schwer, man sah die Lähmung sichtbar fortschreiten. Er trank nur noch Champagner und war furchtbar unruhig. Er wälzte sich auf seinem Lager hin und her und sprach kein Wort.

Carlo war nach Florenz gefahren und hatte Doktor Kurz geholt, der um vier Uhr in der Nacht eintraf. Er machte ihm eine Äthereinspritzung und darauf kehrte kurze Zeit das Bewußtsein zurück. Auf einmal faßte der Vater Carlo, der neben ihm am Bett saß, mit beiden Händen, blickte ihn starr und eindringlich an und sagte deutlich vernehmbar: „Arbeite, arbeite!“

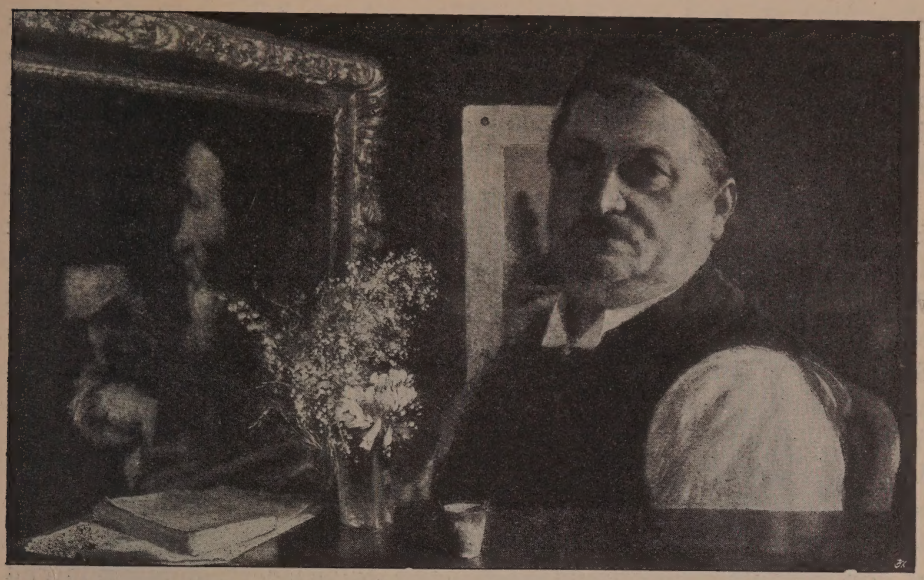
Das waren seine letzten Worte. Um sechs Uhr früh schlummerte er ein, ohne das Bewußtsein noch einmal wiedererlangt zu haben. Es war ungefähr die Stunde, da er mit mir die Reise nach Genf hatte antreten wollen.

In der Kapelle der Villa Bellagio wurde die teure Leiche aufgebahrt. Am 18. Januar wurde er im Cimeteroagli Allori beigesetzt. Pfarrer Lessing von der deutschen Gemeinde hielt eine ergreifende Trauerrede. Dort schläft er unter seinem gewaltigen Travertinmonument bei den Cypressen, die er sein ganzes Leben lang so unaussprechlich geliebt.

* * *

Professor Moritz Röbbecke,*) der um die Mitte der neunziger Jahre sich längere Zeit in Florenz aufgehalten hat, ist in dieser Zeit Arnold Böcklin und seiner Familie freundschaftlich näher getreten. Der Meister hat an dem um dreißig Jahre jüngeren Künstler Gefallen gefunden. Er hat viel mit ihm geplaudert und Arnold Böcklin hat sich ganz ungezwungen ihm gegenüber ausgesprochen. Moritz Röbbecke

*) Friedrich Moritz Röbbecke wurde am 13. Januar 1857 in Meerane (Sachsen) geboren. Sein Vater, der bereits das Lebensalter der Psalmisten überschritten hat, lebt dort noch. Er hat ihm eine strenge und gute Erziehung zuteil werden lassen, und eine überaus gütige Mutter sorgte für feinere Geistes- und Herzensbildung. Früh weckten die Bilderbücher von Ludwig Richter in dem talentvollen Knaben die Liebe zur Kunst, aber mit dem Malerwerden, was er gern gewollt hätte, war sein Vater nicht recht einverstanden. Er brachte den vierzehnjährigen Knaben in eine lithographische Kunstanstalt nach Leipzig, wo er sich zum Zeichenlithographen ausbilden sollte. Gleichzeitig genoß er die Abendkurse an der dortigen Akademie. Im Jahre 1875 ging er als Chromolithograph nach Dresden



Profeſſor Moritz Röbbecke (Selbſtporträt).

beobachtete ſehr ſcharf und zeichnete ähnlich wie Rudolf Schick die Worte des Meiſters häufig ſofort auf, nachdem ſie geſprochen waren.

---

in eine Buchhandlung. Dort lernte er bald einige Hübnerſchüler kennen und erhielt von dem Romſtipendiaten Erwin Langer einen gediegenen, künſtleriſchen Unterricht. Auf deſſen Anregung ging er nach München, um ſich nun ganz der Malerei zu widmen und vor allen Dingen zu verſuchen, zu Löffz zu kommen. Darin hatte er Glück, denn wenige Tage nach ſeiner Ankunft wurde er von Löffz als Schüler angenommen. Noch heute ſpricht er in tiefſter Verehrung von jenem Meiſter, der eigentlich den Grund zu ſeiner Künſtlerſchaft gelegt hat. Er hat dann noch die Malſchule von Lindenſchmit beſucht und im Frühjahr 1880, um etwas zu verdienen, im Hohenzollernſchen eine Kirche nach der Bibel des Schnorr v. Carolsfeld ausmalen helfen. Im darauffolgenden Herbſt wurde er Meiſterſchüler von Gabriel Max. Aus dieſer Zeit ſtammen mehrere ſeiner Bilder. Darunter das auch in weiteren Kreiſen berühmt gewordene „Phariſäer und Zöllner.“ In der Mitte der achtziger Jahre begann er mit einigen großen Dekorationsarbeiten und warf ſich dann ganz auf ſein Hauptgebiet, das Porträt. Erſt zehn Jahre ſpäter erhielt er vom Prinzen Georg von Preußen Aufträge, Copien nach alten Meiſtern zu malen. Er ging zuerſt nach Italien, um in Bologna die heilige Cäcilie von Raphael zu kopieren. Um Weihnachten wanderte er nach Florenz, wo er zwei Jahre blieb und eifrig die alten Meiſter kopierte. Mehrere Male kehrte er noch zu längerem Aufenthalt in die Mediceerſtadt zurück. Zum letzten Mal im Sommer 1900, alſo kurz vor dem Tode Arnold Böcklins. Seine Copien, die ſich mit wunderbarer Treue an das Original anſchmiegen, haben ihm einen großen Namen gemacht. Als er im Jahre 1900 im Berliner Künſtlerhaus Copien und Bildniſſe ausſtellte, floſſen ihm reiche Anerkennungen und große Aufträge zu. Seit dem Jahre 1908 wirkt er als Profeſſor an der Damenfortbildungsklaſſe der Kunſtſchule zu Berlin.

Dadurch gewinnen seine Erinnerungen einen außerordentlichen historischen Wert. Professor Röbbecke war so freundlich, uns seine Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen und wir geben sie wieder, da sie manche interessante Einzelheit aus des Meisters letzter Schaffensperiode bringen.

Wundervoll und dominierend über dem lachenden und ewig sonnigen Arnotale, dicht bei San Domenico, dem stillen Dörfchen mit dem noch stilleren Kloster, liegt die Böcklinsche Villa, unterhalb von Fiesole am Berge. Der Blick von hieraus ist herrlich. Dicht dabei ein gemütlicher Winkel, deren es noch viele im Parke gibt, eine alte Steinbank umwuchert von Epheu und Gestrüpp, eingeschlossen von hohem Schilf, italienischem, echt Böcklinschem Schilf, durch das ein frisches Wässerchen rieselt. An heißen Tagen wohltuend atmet man dort die feuchtkühle Luft ein. Das breite, wenigstens im Frühjahr breite Silberband des Arno verhaucht auf beiden Seiten in flimmernder, duftiger Bläue in der weiten Ebene, und nur des Abends, wenn es dämmert und dunkelt im Tale, dann erscheint es goldschimmernd und näher im Lichte der sinkenden Sonne. Die in Form von Schirmen gezogenen, breit sich ausdehnenden Platanen vorm Hause geben dem entzückenden Platze den nötigen Schatten. Da saß man, essend, Chianti trinkend, das Tal und den Alten genießend mit seinen blauen, feuchten und lieben Augen. Rechts von diesem Lieblingsplatz, gleich am Anfange des großen Parkweges, der zum Haupteingange führt, liegt die Bocciabahn mit ihrer malerischen, von blühenden Rosen und Syringen umwucherten altrömischen Laube, ein herrliches kühles Fleckchen. Dahinter schließt eine malerische Mauer die obere Terasse mit der Pergola ab. Dieser kleine Weinberg gibt nicht viel, aber einen feurigen schweren Wein, der nur bei ganz festlichen Gelegenheiten getrunken wurde. Ein langes Stück des breiten Parkweges ist dicht von mächtigen Oleanderbüschen umrahmt, die, im August in Blüte, einen herrlichen Schimmer in Rot zeigen, vom lichtesten roten Hauch bis zum tiefsten Dunkelrot. Vorm Haupteingange stehen mächtige, schlanke Cypressen, ganz Böcklin, als hätte der Erbauer der Villa geahnt, daß dies später einmal das Heim des großen Meisters werden sollte.

Das Haus selbst war, als ich es kennen lernte, ungeschickt in der Anlage und unwohnlich. Die geschickte Hand Carlo Böcklins, der einen feinen Sinn für wohnliche Räume hat, baute es im Sommer 1895 ganz um. Herrliche Räume entstanden, ein großer Salon mit mächtigem Kamin und Balkon, und auf der Aussichtsseite eine breite behagliche Loggia mit kleinen Luken. Fenster, gerade groß genug, um die Aussicht genießen zu können, doch der glühenden Sonne den Eintritt

wehrend, und ſelbſt in der größten Hitze war dort ein kühler Zufluchtsraum. Dieſe Loggia ſchmückten dann im Herbſte Vater und Sohn mit pompejaniſchen Malereien, nach der von Ernſt Berger in München wiedergefundenen alten Technik der enkauſtiſchen Malerei, was auch eine zwiſchen Blumenguirlanden angebrachte Tafel be-

Familie Böcklin in Villa Bellagio (Florenz).

kundet: „Ernesto Berger in memoriam honorum.“ Fein im Geſchmack ſind dieſe Malereien, frei erfunden, doch echt im Stil. Ein großer Teil fällt da dem jungen Böcklin zu, der frei und unbeeinflußt vom Vater entzückende, launige Frieſe ſchuf. Darunter einen, eine luſtige, ſtark bewegte Hirſchjagd darſtellend, ein anderer: nackte Frauen in

anmutigen Bewegungen eine Guirlande tragend. Vom Meister selbst ist unter anderem eine schwebende, Blumen tragende Frauengestalt, entzückend in der Farbe. Böcklin machte mich da besonders auf die schöne Farbe der Blumen aufmerksam und sagte mir, er habe sie mit Morellensalz gemalt.

Herrliche Bilder vom Meister hängen in allen Wohnräumen. Im Bibliothekssaal das Porträt seines Freundes und Landsmannes Gottfried Keller, ein feines, sprechendes und lebendiges Porträt. Hier hängt auch das Porträt seines Lieblingstöchterchens, das im frühen Alter starb; er soll mit besonderer Zärtlichkeit an diesem Kinde gehangen haben. Ein entzückend frisches Kindergesicht mit blauen, süßen Augen, unglaublich lieb und gut im Ausdruck. Dann das Porträt einer Toten und noch mehrere kleinere Bilder, dort findet sich auch noch ein großes Doppelporträt vom jungen Böcklin, Vater und Sohn darstellend, der Vater sitzt kritisierend vor der Arbeit seines Sohnes. Inmitten des Zimmers auf einem großen Tische liegen Photographien und Werke nach des Meisters unsterblichen Bildern.

Im Salon dominiert sein Selbstporträt aus dem Jahre 1873, wohl das Beste unter den vielen, mit dunklem Haar und leichtem Vollbart; eine Säule und kräftige weiße Wolken, aus denen einige Flecken tiefblauer Luft hervorleuchten, bilden den Hintergrund dieses herrlichen Bildes. Gerade dieses Bild wünschte ich im Saale: ritratto dei pittori in den Uffizien zu Florenz; es würde wohl das einzige moderne Selbstporträt sein, das sich durch seine hohen künstlerischen Qualitäten neben denen der Bellini, Raphael, Philipo Lippi, Dürer und Rembrandt halten würde. Böcklin wurde des öfteren vom Direktor der Uffizien gebeten, sein Selbstporträt für diese Galerie zu malen, doch schien der Meister wenig Lust zu haben, dieser Aufforderung nachzukommen. Ich entsinne mich, einmal begann er ein Selbstporträt, Brustbild in etwa halber Lebensgröße, Querformat, der Meister auf der rechten Seite des Bildes hinter einem Tische sitzend, links ein Glas, es war eine wundervolle, geistreiche Aufzeichnung in grüner Erde. Ich sah es am Abend desselben Tages, an dem es entstanden und dann nie wieder. Wie mir sein Sohn sagte, hätte sein Vater die Absicht gehabt, es für die Uffizien zu malen. Ich habe nie wieder von diesem Bilde gehört. — Ein Apostel Paulus in tief roter Toga schmückt auch diesen Raum. Rechts vom Kamin hängt ein größeres, an wenigen Stellen unfertiges Bild, ein Centaur in roher, sinnlicher Erregung ein sträubendes Weib an sich reißend, in echt Böcklinscher Farbenglut. Eine entzückende Madonna schmückt einen zweiteiligen Spiegelrahmen. Im Wohnzimmer hängt ein intim feines Porträt seiner Frau, im Profil, mit rotem, leicht über den Kopf geschlungenem Tuche, wie mir

Frau Professor sagte, einer seiner ersten technischen Versuche in einer Art Wachsfarbe. Das Bild stammt aus der Zeit, als er jung verheiratet in Rom lebte. Die schöne Porträtzeichnung Gottfried Kellers mit der originellen ornamentalen Umrahmung dürfte durch die Reproduktion bekannt sein. Einige angefangene landschaftliche Studien und ein Evangelist, sein Buch schreibend, ein tiefempfundenes, herrliches Bild befinden sich noch in diesem behaglichen, wohnlichen Zimmer. Von hier führt eine kleine Treppe in den Blumengarten, der täglich die frischesten seiner Kinder dem Wohnzimmer zum Schmucke überlassen muß. Der Meister liebt die Blumen sehr, Form und Farbe, aber wohl mehr noch ihren Duft. Ich möchte sagen: er bringt ihnen wegen dieser einen Eigenschaft große Zärtlichkeit entgegen.

Im Wohnzimmer steht auch die Tafel, an der die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen werden, denen sich dann abends gewöhnlich behagliche und heitere Sitzungen bei herrlichem Chianti anschlossen. Diese Sitzungen waren immer sehr stimmungsvoll oder äußerst lustig. Jeder erzählte seine neuesten Witze oder Frau Professor in ihrer entzückenden Weise die tollen Streiche ihrer Söhne aus der Kinder- und Studentenzeit.

Man wird es sich heute nur noch schwer vorstellen können, daß es eine Zeit gab — und sie liegt nicht allzuweit zurück — wo Böcklin, auf der Höhe seiner Schaffenskraft stehend und inmitten eines unvergleichlichen, künstlerischen Reichtums, von der Welt so wenig verstanden und so gänzlich übersehen wurde, daß sich für seine tiefen, frohen Farbendichtungen nur selten ein Käufer fand. Im Hause des Meisters fehlte es oft am Notwendigsten, ja es gab Tage, an denen er mit den Seinigen geradezu darbte. Daß dieses in seiner Art einzige Genie der Kunst überhaupt erhalten blieb, hat die Welt in erster Linie der tapferen, starken Gattin des Künstlers zu verdanken. Frau Professor Böcklin erzählte es in ihrer einfachen Weise, die nie viel Wesens um die Dinge machte und das ging so zu: Sie mußten sich schon lange mühselig durchschlagen und eines Tages fehlte es im Hause direkt an Brot. Böcklin stand ratlos da. Zu jener Zeit lebten sie in Rom und der Überfluß an Malern in der ewigen Stadt, die sogenannte „verkäufliche“ Bilder in Massen auf den Kunstmarkt schleuderten, machte es dem Künstler nur noch schwerer, mit seiner Eigenart durchzudringen. Er für seine Person hätte ja die schwersten Entbehrungen leicht ertragen, aber es war ihm unerträglich, die Seinen leiden zu sehen. In einem Anfall tiefster Entmutigung und Verzweiflung warf er die Flinte ins Korn, und ging still, ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, zum Bureau der päpstlichen Schweizergarde, woselbst es ihm unter Berufung auf verschiedene Konnexionen Mühe kostete, das gewünschte

Resultat zu erreichen und sich bei der päpstlichen Garde anwerben zu lassen *). Das bedeutete soviel, wie Pinsel und Farben für immer zu den Toten zu werfen, das bedeutete das Aufgeben der ganzen eigenen Persönlichkeit. Das Opfer eines Genies, wie die Welt kaum ein zweites in diesem Jahrhundert aufweisen kann, auf dem Altar der Gatten- und Vaterliebe. Die Seinen aber waren nun wenigstens vor materiellen Sorgen geschützt. Schon war der Kontrakt aufgesetzt, fast wäre der heilige Vater um einen ganz absonderlichen Schweizer reicher und die Welt um einen großen Künstler ärmer geworden, als die Erfüllung einer kleinen Formalität kurzen Aufschub erforderte. Böcklin ging heim und bei dem ersten Blick sah seine Frau, daß da irgendetwas nicht in Ordnung sei: „Arnold, was ist?" „Was soll denn sein, ich bin päpstlicher Schweizer." „Wie denn?" — Sie verstand ihn zuerst garnicht, aber für einen Scherz sah sein Gesicht doch zu ernst aus und als er dann mit dürren Worten erzählte und sich noch freute, daß es nun mit den häuslichen Nöten aus sei, schrie sie fast auf vor Zorn und Schmerz:

„Das geschieht nicht, solange ich noch ein Wort mitzureden habe."

Und die energische Frau vertrat ihren Standpunkt so herzhaft und wußte ihrem Willen derart Geltung zu verschaffen, daß der Hüne allmählich ganz kleinlaut wurde und als gut erzogener Ehemann seiner Hausehre gehorsam folgte, als sie mit ihm zum Bureau ging und kräftig darauf drang, daß der Kontrakt rückgängig gemacht werde.

Bald darauf brachte der Verkauf eines seiner jetzt zu den Perlen einer bekannten Gallerie zählenden Bildes ein paar hundert Franken ins Haus und Frau Böcklin triumphierte.

Nun hat das Blatt sich zwar seit einer Reihe von Jahren gewandt und die Villa in San Domenico ist ein Tusculum, von dem jeder Schatten einer Sorge gewichen zu sein scheint, aber aus jenen Zeiten war dem alten Herrn doch die Schätzung für den Wert des Geldes verblieben. Wie schlicht erzählte er von seiner schweren Jugend, dabei behaglich langsam im Garten umherschlendernd, der kräftige, alte Mann mit dem prachtvollen Kopf, den immer noch jungen Augen und dem langen weißen Bart, in der breiten muskulösen Hand die nie ausgehende Toskanazigarre! Einmal war es die Pariser Revolution von 1848, die er als junger Bursche miterlebt. Er erzählte, wie er von seinem Dachstübchen heruntergeklettert war, um sich ein Brot zu holen, und wie ihm die Kugeln um die Ohren gepfiffen seien, sodaß er sich und sein Brot habe eiligst in den ersten besten Hausflur hineinretten müssen. Ein anderes Mal schilderte er humoristisch, auf welche

*) Vergleiche Seite 53.

Weise er sich in Paris seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. Lieber Gott! glänzende Aufträge gab es eben nicht für einen jungen, unbekannten Kerl, er konnte froh sein, ins medizinische Fach hineinpfuschen und im Krankenhause einen — Furunkel aquarellieren zu dürfen. Und zwar täglich ein neues Bild dieses vom ärztlichen Standpunkt so interessanten Objekts in allen seinen Stadien. Das schien ihm anfänglich nicht schlecht und die ersten Tage hindurch ging alles soweit ganz gut. Danach aber begann er allmählich den Appetit zu verlieren, ihm wurde beim Anblick des täglich schlimmer aussehenden Modells unendlich übel, sodaß er allein mit Aufbietung aller moralischen Kräfte den künstlerischen Auftrag auszuführen vermochte und schließlich packte ihn der Ekel derart, daß er nur noch durch die Vertröstung auf den nahen Tod des mit dem Geschwür Behafteten bei dieser für seine Verhältnisse recht einträglichen Tätigkeit festgehalten werden konnte. Ob er hierbei seine ganze Farbenglut zum Ausdruck bringen konnte, darüber schweigt die Geschichte. Man hat nie verlauten hören, daß irgend ein medizinisches Institut noch im Besitz dieser echten „Böcklins" sei. —

Es dürfte jetzt allgemein bekannt sein, daß der große Meister auch nicht ganz frei von dem Erfinderfieber unseres Jahrhunderts geblieben ist. Es war dies zur Zeit seines ersten Aufenthalts in Florenz in den Jahren von 1875—1885. Da tat es ihm wie so vielen vor und nach ihm die Flugmaschine an, und er sann und baute und konstruierte, bis das Werk so weit vollendet schien, daß er in höchst eigener Person den ersten Aufstieg wagen zu können glaubte. Ein Hügel in der Nähe von Florenz*) war hierzu ausersehen, und weil nun die letzte Hand an die Maschine nur am Ort der Tat gelegt werden konnte, zog der Erfinder bereits einige Tage zuvor mit seinen Söhnen und Freunden hinaus und schlug sein Feldlager mit Zelten und Kochgeschirren auf dem bewußten Hügel auf. Seine Damen durften ihm nicht drein — oder gar von dem Unternehmen abreden, obwohl sie seinem Aufstieg mit begreiflichem Bangen entgegensahen.

Da oben nun entfaltete sich eine rege und recht lustige Tätigkeit; ein Herd aus Steinen wurde zwischen den Zelten der lagernden Karawane aufgerichtet und gekocht und gebraten, daß es eine Freude war. Es dauerte nicht lange, da schlängelte sich ein Italiener heran, wie das im Lande der Brauch zu sein pflegt und bot tote Hühner zum Kauf; ich sage tote, weil es mit diesen Hühnern eine besondere Bewandtnis hatte. Böcklin kaufte die Verblichenen und sie mundeten vortrefflich. Am nächsten Morgen war der Italiener wieder pünklich

*) Der campo caldo.

mit seinem Geflügel zur Stelle, wurde abermals reich belohnt entlassen und so ging es mehrere Tage fort, bis es dem Professor doch endlich auffiel, daß diese Hühner nicht das Aussehen von geschlachtetem Federvieh hatten, daß ihre Leiber beim Rupfen sonderbar dunkle Flecken zeigten. Nun forschte man so beiläufig am nächsten Morgen den Händler über die Art aus, wie er seinem Federvieh den Garaus mache. Er wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, auf freundliches Zureden jedoch gestand er, daß er alles Geflügel, das ihm über den Weg lief, als herrenloses Gut betrachte und mit einem geschickten Steinwurf töte. Er zeigte sich auch sehr bereit, den Professor in dieser einträglichen Tätigkeit zu unterrichten. Tableau! Die ganze kleine Karawanserei hatte demnach alle diese Tage hindurch von gestohlenem Gut gelebt und kam sich vor wie eine Hehlerbande. Es ist wohl meine Pflicht, als gewissenhafter Chronist zu berichten, daß Böcklin von dem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machte. Das Resultat war: „Nun aber raus!“ —

Auch einen prachtvollen Eigenwillen besaß er, einen Eigenwillen, wie ihn nur der hat, der aus dem Überschwung genialer Kraft heraus das Höchste erreichte und dann allmählich merkt, daß er alt, schwach und schonungsbedürftig wird und sich dagegen zur Wehr setzt, mit zärtlicher Fürsorge gehegt und bevormundet zu werden. Ich erinnere mich noch eines Abends, an dem ich Gelegenheit hatte, solche kleinen Ausbrüche deutlicher Selbständigkeitsbetonung zu beobachten.

Wir waren miteinander bei seinem Sohn Felix gewesen. Durch seinen schweren Schlaganfall hatten seine Kräfte doch bedenklich abgenommen und die Seinen hüteten ihn mit ängstlicher Sorge. Das Haus des Sohnes lag sehr hoch hinter der Porta San Giorgio und der Sohn bat den Vater, er möge nicht gerade den steilsten Weg durch die Porta San Giorgio gehen, lieber den längeren, oder die weit bequemere Straße über den Piazzale Michel Angelo wählen. Das kränkte den alten Herrn: „Ich gehe über San Giorgio hinab“ murrte er.

Da war nichts zu machen! Beim Fortgehen raunte mir noch der junge Böcklin zu, ich möchte doch immer neben ihm hergehen und gut aufpassen. Frau Professor Böcklin wollte ihren Mann wenigstens führen und als er auch das ablehnte, schob sie mich vor und drang darauf, er möge meinen Arm nehmen. Das alles brachte ihn in Harnisch und meine Hilfe wurde erst recht abgewiesen. Ich konnte nichts tun, als achtsam neben ihm hergehn und zugreifen, wenn es Not tat. Richtig strauchelte er auch einmal so heftig, daß er einen bösen Fall hätte tun können, wenn ich nicht rasch zugepackt und ihn gehalten hätte. Nun ließ er es sich zwar gefallen, daß ich ihn weiter führte, blitzte mich aber von der Seite mit seinen mächtigen Augen

grollend an, als wolle er sagen, deine Einmischung, junger Mann, war vielleicht gut gemeint, aber vorwitzig und unangebracht.

Wie wir nun unten in Florenz über die Piazza Vittore Emanuele gingen und dem Gambrinus zusteuerten, strichen da allerlei ambulante Verkäufer von Leckerbissen für kleine Leute an uns vorüber, darunter auch ein italienischer Schreihals, der Arippa, Kalbsgeschlinge, feilbot. Mit einmal fiel es Böcklin ein, daß gerade Kalbsgeschlinge eines seiner Leibgerichte sei; er blieb daher stehen und begann mit dem Mann zu handeln. Unvorsichtigerweise sagte die Frau Professor etwas hastig:

„Aber Arnold, wir haben das doch erst vorgestern zu Abend gegessen und du wirst das gewiß nicht hier auf der Straße kaufen wollen."

Da war's geschehen! Sofort packte ihn die Ueberzeugung, daß ihm dies Kalbsgeschlinge nur gerade hier gut schmecken werde und er entgegnete ganz ungeduldig:

„Laß mir meine Ruh! Ich habe nun mal Appetit darauf, und ich will's haben!"

Er kaufte auch zwei Pfund, wickelte sie behutsam in Papier und zog glücklich gestimmt weiter. Das Papier erwies sich als unzureichend, ging sofort an allen Ecken und Enden auf, worauf er ganz sorglich sein Taschentuch darum knüpfte und seinen Schatz nicht aus den Händen ließ.

Nun endeten wir im Gambrinus, einem der elegantesten Bierlokale von Florenz, wohin das Wägelchen von San Domenico bestellt war, mit dem das Ehepaar heimfahren sollte. Hier fanden wir verschiedene Bekannte des verehrten Meisters, die ihn begrüßten und mit Liebenswürdigkeiten zu überschütten gedachten. Er aber hielt nur immer sein Bündelchen im Taschentuch mit einem gewissen zärtlichen Eigensinn fest und lachte so still vor sich hin, als mache es ihm Spaß, mit diesem Bündel bei seiner Frau und dem Freundeskreis heimlichen Anstoß zu erregen.

Ja was der Mann lachen konnte, tief und herzhaft, daß ihm die Tränen kamen. Und immer wieder verlangte er von mir dieselben Schnurren zu hören, sich schon im Voraus auf die Pointen freuend und bei dem ersten Schlagwort mit seinem mächtigen guten Lachen einfallend.

Böcklin hatte eine große Vorliebe für die Wohlgerüche der Blumen. Bei Spaziergängen im Garten sprach er oft und viel über den Duft der Blumen. Reseda, dann eine kleine, geradezu poetisch duftende Fresia, die Magnolie, — aber nur aus großer Entfernung, setzte er immer dazu —, liebte er sehr.

„Blumengerüche können mir Vorstellungen von Bildern und Farbe

geben; mancher Blumengeruch ist anregend zur Arbeit"; das sind Ausdrücke, die mir noch von ihm in der Erinnerung blieben. Neben duftenden Blumen steht im Garten wohl auch jetzt noch ein Busch, dessen Blätter zwischen den Fingern gerieben einen scheußlichen Geruch von sich geben. Mit der harmlosesten Miene führte er gern jeden seiner jüngeren Kollegen an diesen faulen Zauberbusch, riet unverfänglich zur Probe und freute sich dann schon auf den Gesichtsausdruck des Betreffenden; sein freundlich derbes Lachen schloß dann diesen kleinen Reinfall ab. Hierher zu den Wohlgerüchen gehört noch ein anderes kleines Erlebnis. Im April 1896 hatten wir ein Faß Salvator, natürlich echtes, kommen lassen, das auf der Villa ausgetrunken werden sollte. Um der Sache einen gewissen festlichen Anstrich zu geben, wurden große Vorbereitungen getroffen. Jeder der „Wetzgenossen" trug auf dem Haupte einen aus Epheu gewundenen Kranz, der Professor natürlich auch, doch wurde sein Kranz — damit in der Bezechtheit die Genies nicht verwechselt würden — mit schönem roten Bande geziert. Noch ehe die Gäste kamen, waren wir, die Unternehmer dieser wichtigen Sache, schon eifrig im Festraum, mehr noch ums Faß beschäftigt. Der Durst war aufs Höchste gestiegen und sofort wurde uns klar, daß es der rechte Moment sei, das Faß endlich anzustechen. Gierig umstanden wir es, ein kühner Schlag und der Zapfen saß im Faß. Das erste schäumende Glas wurde dem mit Andacht harrenden Meister zur Probe gereicht, er nahm es mit einer gewissen Feierlichkeit und roch mehrere Male daran, dann sagte er, bevor er trank:

„Als ich ein kleiner Bub war, nahm mich mein Vater mal mit ins Stadtbrauhaus, da roch's genau so gut; wie doch durch Gerüche die Erinnerungen am lebhaftesten geweckt werden. Na Prost! Bei dem bleiben wir."

Ein kräftiger Zug, dem andere folgten. Die Festordner hatten sich dieses Prost so zu Herzen genommen, daß das ganze Festkomitee in der Villa übernachten mußte, denn keiner hätte selbst nicht dem Geruche nach, das Haus zu seinem Hausschlüssel gefunden.

Aber nicht nur über den Geruch der Blumen sprach der Meister, oft brach er eine Blume, ein Blatt, einen Zweig ab und machte mich darauf aufmerksam, wie schön Form, Konstruktion und Farbe sei. Er ging mit großer Innigkeit auf die kleinsten Formen und feinsten Details ein.

Im Winter zündete er auch oft, wenn wir erzählend um den Kamin saßen, Coni fumanti, nicht die gegen die Zanzaren*), die es

*) Schnaken.

im Winter Gott sei Dank nicht gibt, sondern die wohlriechenden dunkelroten an; auch dieser etwas biblische Geruch war ihm an langen Winterabenden sympathisch.

An so gemütlichen Abenden saß er immer dicht beim Kamin, denn die Holzscheite in den Kamin zu schieben wagte keiner: es war das Vorrecht des Meisters! — er konnte zornig werden, wenn ein anderer sich vorwitzig darum kümmerte. — Böcklin löste diese Sache auch mit besonderem Geschick, es war lustig zu sehen, er legte die kaum angekohlten Stücke mit erstaunlichem Geschick in die Hauptglut und baute an diesem kleinen Scheiterhaufen stets herum, immer mußte es lustig auflodern. Still schaute er in die Flamme und dachte dabei wohl an sein eigenes Leben, an sein eigenes Innere? An seine künstlerische Gestaltungskraft? Auch er hatte dieser heiligen Flamme

Handzeichnung A. Böcklins für seinen Enkel Reinhardt Bruckmann.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

immer neue Nahrung zugeschoben, auch er hatte das Feuer seines Genies nie auslöschen lassen. —

Des öfteren warf er Lorbeerreiser in die helle Glut und ein feiner Wohlgeruch verbreitete sich dann über die stille lauschenden paar Menschen. Wurden Magnolienblätter oder Ästchen in die starke Glut gestreut, dann begann ein förmliches Gewehrschnellfeuer, das von den Explosionen der Tausende von kleinen Blattzellen hervorgerufen wurde. —

Als Böcklin von einem unserer größten Bildhauer modelliert wurde, kam es zu folgender lustigen Geschichte. Während der Arbeit sprachen beide über die Ausdrucksweise der Bewunderung der Menschen,

die vor einer angefangenen künstlerischen Arbeit stehen und einige Worte anstandshalber darüber sagen müssen. Nachdem alle Sorten Banausen durchgehechelt, meinte der Bildhauer, es gäbe noch eine Sorte, die überhaupt nichts zu sagen wüßten und höchstens ein begeistertes „Donnerwetter nocheinmal" loslassen könnten. Die Sitzung war beendet und Böcklin stand auf, räkelte sich fürs erste, brannte seine erloschene Toskaner wieder an und beäugte sein entstehendes Konterfei. Nach langer Stille und unter komischem Lachen ertönte dann ein lautes: „Donnerwetter nocheinmal!" und damit gingen dann beide fröhlich lachend auseinander.

* * *

Briefe aus der Florentiner Zeit.
Arnold Böcklin an Professor Fritz Burckhardt.

S. Terenzo, Golfo di Spezia
2 October 1893

Lieber Freund!

. . . Von meiner neuen, vielmehr alten Malweise kann ich Dir nur soviel melden, daß sie nach der Vorschrift des Theophilus presbyter ist, der circa um das Jahr 1000 gelebt haben soll. Kirschgummi und Eisweis, das geschlagen wird, sind das Bindemittel und Harz (Mastix Copal) mit Leinöl der Überzug. Damit haben zweifellos Holbein, Dürer, Pietro, Perugino und Raphael gemalt. Mit Geduld u. Aufmerken mußte die Sache verfolgt werden; denn gleich anfangs geht es eben nicht, da alle möglichen Schwierigkeiten sich entgegenstellen. Mittheilung aller dieser Hindernisse ist durchaus fruchtlos. So kann niemand z. B. ein Brett mit Kreide u. Leim grundieren ohne daß der Grund ihm sofort reißt. Was hilft da eine Vorschrift? So sagt Theophilus bei der Gelegenheit der Mischung von Farben mit Gummi: „Dann mische genug Gummi dazu. Nun wirst Du aber fragen: Wieviel wird genug sein? Ich antworte: Darum hat Dir Gott den Verstand gegeben u. s. w." Wie oft habe ich an diese Worte denken müssen! Und wie oft muß ich sie wiederholen, wenn einer klagt, daß ihm dieses od. jenes passiert sei. Ich bin aufgefordert worden, mein „Geheimnis" schriftlich zu veröffentlichen von einer Redaktion eines Kunstblattes. Ja wenn das gienge. Der erste Erfolg einer solchen Mittheilung wäre, daß ich von sämmtlichen Malern, die reingefallen, verflucht u. verwünscht würde. Dazu gehört anhaltender Unterricht, folglich eine Schule, eo ipso mit Schülern. Sollteſt Du etwa nach näheren Mittheilungen schmachten, was ich nicht vermuthe

Arnold Böcklins Grabdenkmal.

da Du ſchon genug haſt, ſo bin ich zu näherem Eingehen bereit. Noch glaube ich erwähnen zu müſſen, daß die Leuchtkraft der Farben daher kommt, daß das Öl ſein Volumen wenig verändert und mit der Zeit ſeine Durchſichtigkeit verliert, während der Gummi durchſichtig bleibt, und bei unveränderlicher Bindekraft das Volumen des Waſſers ausdunſtet, ſodaß die damit gemiſchten Farbkörperchen viel näher beieinander auf der Oberfläche ſichtbar ſind. Miſche einmal verſuchsweiſe eine Farbe mit Gummi und firniſſe ſie, dann nimm aber ſolche mit Öl und der Unterſchied wird ſich mit der Zeit immer mehr zeigen. — Für heute genug.

Herzlichen Gruß

Dein

A. Böcklin.

S—Terenzo 12/ IX 93.
Golfo di Spezia

Lieber Freund!

Bald ſind wir die einzigen Überbleibſel des alten Sutt, auch unſer lieber Carl Burckhardt iſt weg. Ich mag mir den Sutt nicht vorſtellen und wenn ich in Baſel wäre würde ich wahrſcheinlich nicht mehr hingehen, weil Todesgedanken den guten Humor beeinträchtigten, mir wenigſtens, der nur mit dieſem durch's Leben kommen kann.

Dieſer düſtere Anfang kommt daher, daß ich mich an einen Freund in Baſel um einen Dienſt zu wenden habe u. ich nur noch Dich als ſolchen zu nennen wage.

Über mich iſt wenig zu ſagen. Die Kräfte ſind ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ſo weit das Alter erlaubt. Bei Vermeidung aller Aufregungen, was nur vermittelſt ruhigen Denkens, einzigen Vorteil des Alters, möglich iſt, laſſe ich alles, was das Leben mit ſich bringt, ruhig an mir vorüberziehen. Es giebt eben nicht blos Orangen- od. Magnolienduft — hie u. da ſtinkt's in der Fechtſchule. Von meiner Zukunft erwarte und wünſche ich nichts, als noch mehrere Jahre arbeiten zu können u. die alte Maltechnik wieder bekannt zu machen. Das Portrait im Muſeeum iſt ſo gemalt. Die Ölmalerei hat ſeit 2 Jahrhunderten die Kunſt bis in den Unſinn geführt mit Hilfe der Kenner u. Kunſthiſtoriker die ſich ja ebenfalls für Kenner halten.

Genug! Herzlich grüßend Dein

A. Böcklin.

Professor Fritz Burckhardt an Arnold Böcklin.

Basel den 27 October 1897.

Lieber Freund,

Du hast auf deinen siebzigsten Geburtstag von mir keinen Brief erhalten, keinen Glückwunsch, aber ich habe an jenem Tage von Morgen bis Abend deiner gedacht und am Abend auf deine Gesundheit einen Trunk gethan.

Mein Ausbleiben war nur Berechnung. Denn ich wäre unter dem großen Haufen versteckt geblieben und das wollte ich nicht. Nun aber nachdem alles berauscht — verrauscht, spreche ich dir aus, nicht nur daß ich von Wünschen für dein ferneres Wohlergehen erfüllt bin, sondern auch daß mir durch den Rest unserer Jahre oder Tage deine Freundschaft zu dem Werthvollsten gehören wird unter dem sonst Wenigen, das ich habe. Bleibe mit deiner Familie gesund u. heiteren Sinnes! Wenn von all dem Gesundheittrinken und von all den passenden und unpassenden Reden auch nur eine Spur von Wirkung ausgehen würde, so wäre mein Wunsch fast vergeblich angebracht, aber er kann doch nichts schaden.

Als einst Fr. Liszt in Basel konzertierte, kam in einer französischen Zeitung ein Bericht darüber, worin stand: Il a enthousiasmé les Bâlois, et cela veut dire grand chose! So hast du es diesmal gemacht, aber bis zum incroyable. Ich habe meine stillen Betrachtungen gemacht. Parallelen und Gegensätze gefunden sonderbarster Art, Basel stand auf dem Kopfe. Nun! es ist alles glücklich und ohne Blutvergießen abgelaufen unter Äußerungen von wahrer, tiefer Verehrung, von Geschmack und von Ungeschmack.

Mir hat das Fest die Freude bereitet, deinen Bruder und deinen Sohn wiederzusehen. Dein Bruder war auch mein Tischnachbar, ich habe mich gut mit ihm unterhalten u. er hat sich auch nicht gelangweilt. Falkner war noch bei uns und — zu ausgesprochenem Verdruß — Mähly, anderswo gesetzt. Bei deinem Bruder scheint der Faden, der ihn an Basel bindet niemals abgerissen zu sein und sein Idiom hat eine Reinheit bewahrt, um die ihn heute jeder Steinerne beneiden könnte. Er hat mir versprochen, von dir zu berichten nach seiner Rückkunft, bestärke ihn darin! Dein Sohn Karl hat sich mit großem Anstand aus der Sache gezogen und mit Würde seine Stelle ausgefüllt, er hat deshalb auch allerwärts einen guten Eindruck hinterlassen. Es war mir persönlich eine Freude und so auch meinem Sohn,

seine nähere Bekanntschaft zu machen sowohl bei seinem ersten Besuche als gestern Abend, wo wir zusammen einige Stunden verplaudert haben.

Er hat mit mir das Geschäft, von dem ich dir am 18. August geschrieben habe, so bereinigt, daß er mir eine Anweisung von Fr 2000 schrieb, die ich schon habe einkassieren können, ich werde diese nach bisheriger Weise verwenden.

Vielleicht theilte dir Karl mit, daß ich den Gedanken hege, nächsten April auf einige Tage zu Besuch zu kommen. Es ist zwar früh, an so etwas schon jetzt zu denken, aber es bewegt mich schon lange zu diesem Besuch.

Hätte ich nicht die bestimmte Zusicherung von seiten des Kunst=komitées erhalten, du werdest nach Basel kommen, du seist, Gott weiß wo in der Welt umhergeirrt und Aehnliches — man hat ja deiner Lebtage lang über dich gefabelt — so wäre ich diesen Herbst erschienen — So aber war ich in Lugano. Ich denke aber, im April werde es auch schön sein u. hoffe, meine Gesundheit werde mir keinen Streich spielen, wovor ich nie ganz sicher bin. Lebe nun wohl! Empfange meine und meines Sohnes herzlichste Grüße u. da ich wohl begreife, daß du nicht gern mehr als nöthig schreibst, so ermuntere deinen Karl zur Stellvertretung, er kennt mich jetzt u. hat hoffentlich in meinem Umgang keinen Abscheu gefaßt, es sah nicht darnach aus und die Wärme, die aus seinem Abschiedshändedruck sprach, hat mich recht gefreut. Ich wünsche auch, daß deine liebe Frau sich guter Gesundheit erfreue und daß du an deiner Familie sonst Freude erlebst. Ich will doch nicht vergessen, meine Theilnahme auszusprechen bei dem Verlust des Großkindes, der mir erst dieser Tage bekannt geworden. Du hast mir einst in einem Bilde den verstorbenen Fritz wieder ge=schenkt, wohl empfindend u. aus Erfahrung wissend, was solcher Verlust bedeutet.

Also nochmals, lebe wohl!

Dein

Fr. Burckhardt.

Glückwunschschreiben des Schweizer Bundesrats zum siebzigsten Geburtstag.

Herrn Arnold Böcklin

in Fiesole bei Florenz.

Hochverehrter Herr,

Die Freude, daß Sie in fortgesetzter Ausübung hoher Meister=schaft edler Kunst das siebzigste Jahr erreicht haben und als

glücklich ans Ziel Gelangeter dastehen im vollen Sonnenglanze eines Ruhmes, der weit über die helvetische Grenzmark hinausstrahlt, — diese Freude wird nicht zum wenigsten auch von der Behörde getheilt, der es gestattet ist, bei solchem seltenen Anlasse im Namen des ganzen schweizerischen Vaterlandes zu sprechen.

Mag Ihre Kunst, in der die Natur so wundersam Seele gewonnen hat, immerhin der ganzen Welt angehören und von den Völkern des Auslandes Ihnen frohe Huldigung dargebracht werden, — wir können und wollen es nicht vergessen, daß Sie ein Sohn unseres Landes sind und bleiben, und daß Sie dies namentlich durch den stolzen Unabhängigkeitssinn bekundet haben, der Sie in Zeiten, als Ihre neuartige Kunstausübung fast allgemein mißverstanden wurde, ruhig und zuversichtlich Ihren eigenen Weg gehen ließ. Diese unbekümmerte, furchtlose Mannestugend, wie sehr sie auch in Ihrer Persönlichkeit wurzelt, ist zugleich die wünschenswerteste Eigenschaft des wahren Republikaners. Tausend schlichten Bürgern, deren Name nicht genannt wird, ist sie ebenfalls eigen. Aber indem Sie in Ihnen mit dem glücklichen Genius eines großen Künstlers sich verband, ist sie zum glänzenden Beispiel geworden.

Wir danken Ihnen dafür, hochverehrter Meister, wie für alles, was Sie zur Freude der Menschen und zum Stolz Ihres Vaterlandes hervorgebracht haben.

Möge dem mit so reichen Früchten gesegneten Herbst Ihres Lebens noch lange eine freundliche Sonne leuchten!

Bern, den 8. Oktober 1897.

Im Namen des Schweizer. Bundesrates,
Der Bundespräsident.

Anhang.

Liebe Freundin!

Wie sehr danke ich Dir für Deinen lieben d. Theil-
nehmen zu betreff unseres armen Arnold. Dein l.
Schreiben [illegible] meinem Herzen beides sehr,
denn daß er billig das [illegible] hat bezweifle ich nicht.
Als mir Walter Dir geschrieben und Antoinette's
Brief gebracht, hatte ich Lust nach Hause zurück-
zukehren, hätten mich meine Kinder nicht zum bleiben
überredet. Arnold hat nämlich erst vor wenig
Wochen 500 fr. ~~[illegible]~~ bezogen welche mein Mann in
Basel für denselben bezahlte, darum dachte ich er
habe keine so große Eile, u. da sich sein Brief
unglücklicher Weise durch [illegible]
verzögerte, so fürchtete ich das Geld konnte nicht
an ihn gelangen wenn er nicht mehr in Rom wäre, u.
liegen bleiben oder gar verloren gehen, darum entschloß
ich mich dem Arnold sogleich zu schreiben (der Walter
war vorgestern [illegible] nach Lausanne) u. bat ihn mir sogleich
zu antworten. Wenn Du [illegible] Schreiben [illegible] erhalten
so weißt Du schon daß der Brief [illegible]

Liebe

u. daß ich mit dem Mändli ins Walzhlang gegangen.
erhält er nun u. mein beschriebenen Lausanne so wird ihm
alles klar. Daß er aber das Fieber gehabt oder
leider noch hat das macht mein Aufenthalt hier zur besten
Zeit. Wir gaben nicht mich nach Hause könnte ich
dadurch auch nicht die geringste Änderung
verschaffen. Dem Mädchen zu liebe will ich versuchen
ob ich's noch ein paar Tage aushalten kann, wenn
Du die Güte hast mir sogleich wieder zu antworten.
Ich will es nun deinem Gutdünken überlassen. Glaubst
Du das Geld haben hier u. die Adresse welche ich damit
werde beyfügen fragen stehen auch wenn er sich nicht mehr
in Rom befände, was man eigentlich nicht bezweifeln
sollte. So möchte ich dich bitten, dasselbe mir bey
nächstem Postal senden zu lassen, es sind 20 fr Stück
in Gold 140 fr. de frs. u. kannst Du, ohne daß es dir
unbequem wäre noch circa 100 fr de fr. beyfügen, so
würdest Du mir einen großen Dienst erweisen u. mich unendlich
verbinden. Ich kann jedenfalls in Cassa künftigen
Woche zurück u. wieder in den nächsten Tagen wieder
zurückerstatten. Vielleicht könnte Fräulein Kestner
in Kirchgarten das Geld annehmen u. den Er. dasselbe durch ihren
H. Bruder in Rom wieder auszubezahlen lassen, es könnte ihr gut.
oder sollte man Papiergeld schicken?

Nur meinem Herzen ist nicht übel m. l. Fräulein
und dein Entreißen der neuen Freundschaft gäben
mir Muth zu dieser Bitte.

Meinem l. Mann kann ich mag ich's jetzt und jeden
Freund den beiden nicht sagen, d. kann ich ihn so plötzlich
nach Hause kommen aufstellen. Bey dieser so gut
d. laß mich ungehindert mit ein paar Worten bitten,
bis ich für das bischen ersuchen.

Gott möge meinem l. Arnold Kraft u. Gesundheit
bis den späten u. die Heiterkeit seines Gemüthes bis der
Ruh' ihm erhalten.

Ich kann mir denken daß Sie sich allein
wenn alle deine l. Kinder u. Großkinder fort sind,
doch könnt mir alles was wir möchte, gegen die fort-
währende Hingebung u. Kraft ... meinem
so theuren Arnold.

Lebe und tausendmal wohl in Liebe, ~~d. Tag~~ und
bald ein Wiedersehen, sagt das innigste Verlangen
herzlichst von deiner Freundin.

U: Böcklin.

Torrient d. 2ten August. 1851.
unser Hochzeitstag von 27 Jahren.

Eigenhändige Niederschrift eines Gedichts von Arnold Böcklin.

Eigenhändige Niederschrift des Geburtstagsgedichtes
von Gottfried Keller für Arnold Böcklin.

An
Arnold Böcklin
auf
seinen fünfzigsten Geburtstag

Seit du bei uns eingezogen
Und dein leichtes Haus gebaut,
Schau'n wir einen Irisbogen,
Ob der hellste Himmel blaut!

Seh'n die Fülle der Gesichte
Dich im Reigen froh umziehen,
Rastlos Blätter, Blüten, Früchte
Endlos deiner Hand entfliehen.

Heute rauscht ein leises Wehen –
Säume nicht zu lang, o Mann!
Vom Entstehen und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!

Wie dir täglich hat gegoren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst du neu geboren
Selber jeden Morgen sein!

Und erst spät mag es geschehen,
Daß es fern herüber hallt:
„Seht auf jenen grünen Höhen
„Hat der Meister einst gewallt!

„Starken Herzens, stiller Blicke
„Schallt' er Licht und Schatten aus;
„Meister jeglichen Geschickes,
„Schloß gelassen er das Haus!"

Zürich 16 Oct. 1887

Nebst freundschaftlichem
Gruß die Frauen und
Männer der

Dienstagsgesellschaft

Brief von Ernst von Wildenbruch an Arnold Böcklin
mit Handzeichnung von Arnold Böcklin.

Berlin (W. Hohenzollernstr. 9)
18-10-88

Hochverehrter Meister, lieber Herr
Boecklin

mit aufrichtigem Schmerz hat es mich erfüllt, als ich erfuhr, daß Sie mich vergeblich aufgesucht haben. Mein häufiger Versuch, Sie in Ihrem Gasthofe zu treffen, ist leider nicht glücklicher gewesen. — Meine und meiner Frau inständige Bitte geht nun

lassen Sie mich bitte auf irgend eine
Weise erfahren, ob und wann Sie uns
die Freude machen wollen. Und glau-
ben Sie, ich bitte Sie darum, daß dies
keine Redensart gewohnheitsmäßi-
ger Höflichkeit ist, sondern daß
wir beide, meine Frau und ich, auf-
richtig glücklich sein würden, den
großen Künstler, den wir von je
verehren und von dessen Werken wir
in diesem Zeitalter zu Menschen mit
neuer Andacht gestanden haben,

Namenverzeichnis.

A.

Alertz, Dr., Leibarzt des Papſtes 30.
Alessandro, Schuſter und Modell 17 ff.
Giuditta 18.
Amadeo, Fiſcher von Viareggio 245 ff.
Angeli, Heinrich von 189.
Anhalt, Herzog Leopold von 116.
Auer 196.

B.

Balzer, Onkel der Frau Angela Böcklin 27 ff., 80.
Balzer, Carlotta geb. Fleury 22, 23 ff., 64, 79, 80.
Barbitius, Architekt 12, 116.
Begas, Reinhold 56, 59, 92 ff., 100, 149, 177, 184, 220, 221, 256 ff., 275.
Bellini 328.
Bernoulli, Johann Jakob 72 ff., 252.
Bertoldi, Clara 22.
Bleuler, Oberſt 249.
Böcklin, Angela 166 ff., 190, 314.
Arnold jun. 57, 64, 133, 166 ff., 254.
Berta 69, 197.
Beatrice 227, 235, 258.
Carlo 122, 166, 190, 283, 314, 316, 319, 326, 328, 330, 338, 339.
Clara 54, 64, 77, 81, 113, 166 ff., 230 ff., 323.
Cornelia, geb. Ellery 70.
Felix 332.
Fritz 45, 52.
Hans 106 ff., 190, 302, 314.
Lucie 97, 113, 122 ff.
Mathilde, verehel. Strahm 69, 123, 124, 254.
Maurizio 111, 113.
Ralph 89, 119.
Robert 49, 81, 82.
Roseli 69, 254.
Ursula, geb. Lippe 7 ff., Anhang.
Walther 254.
Werner 68 ff., 254.
Borchhardt, Felix 307.
Boscos, General 148.
Böheim, Karl 46.
Boeris, Rosina 227 ff.
Boszhart 160.
Bruckmann, Peter 116 ff., 189 ff., 233, 250, 260.
Brunelli, Cecilia 22.
Marianna 22.
Bruzzi 228, 229.
Bülacher, Karl 211.
Bülow, Hans von 73, 92.
Bülow, Frau von 141.
Bumiller, Geſchwiſter 236.
Burckhardt, Albrecht 206.
Fritz 1 ff., 72, 98, 120, 132, 159, 163, 191 ff., 252 ff., 301, 336 ff.
Hans 72, 99.
Jakob 35, 120, 127, 129 ff.
Luiſe, geb. Reſpinger 106.
Burckhardt-Iſelin, Carl 72, 128, 163, 206 ff 263, 337.
Burckkardt-Ryhiner, C. 216.
Buſſinger, Johann Jakob 73.
Büttner, Fräulein 248.
Bylandt, Graf 103.

C.

Calame, Alexander 3, 5, 47.
Canino, Fürſt 21.
Carius, Georg, Profeſſor 250.
Carl Alexander, Großherzog von Sachſen-Weimar 85, 86, 90 ff., 316, 319.
Carlo, Fiſcher von Viareggio 245 ff.
Castelli, Maler 261.
Ciffariello 320.
Col 150.
Consoloni, Parroco von Sant Andrea delle fratte in Rom 27 ff., 64.
Courbet 150.
Contrucci, Cesare 61.
Crehn, Pfarrer in Duderſtadt 12.

D.

De Bary 123.
Delacroix 150, 218.
Dieffenbach 221.
Douglas, Lord 116.

Dreber, Franz Heinrich 6 ff., 43 ff., 62.
Drigon de Magny, Marquis 316.
Dürer 151, 328, 336.

E.

Ehrhardt, Dr. med. 111, 113, 158.
d'Este, Prinzeſſin 106.

F.

Faber du Faur, Otto von 242, 266 ff.
Fabri 106.
Farenheid, von 181, 185.
Ferdinand II, König v. Neapel 30.
Feuerbach, Anſelm 105.
Fiedler 262.
Fiſcher, Dr. 119.
Flamm, Albert 32, 45, 51.
Fleiſchmann 215, 251.
Fleury, Inſpektor 22 ff.
Flörke, Guſtav 103.
Frank, Maler 115.
Frattelli, Antonia 33, 34.
Augusto 18 ff., 33, 45, 79, 108 ff.
Giuditta 23.
Frey, Adolf 131.
Friedrichs, Maler 233.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz v. Preußen 190, 295.
Fries, Anna 264.

G.

Garibaldi, Giuseppe 14, 21 ff.
Gautier 150.
Genelli, Maler 90.
Gentz, W. 175, 218, 221.
Georg, Prinz v. Preußen 325.
Gerhardt, Prof. Heinrich 11 ff., 43 ff., 56, 306.
Gerſtenberg, Baron 92, 93.
Giacomino, Fiſcher 250.
Glisenti, Maler 229.
Golter, von 171.
Goltz, Hermann von der 107.
Goßler, von, Miniſter 307.
Grieſinger, von 172.
Grunelius, Frau 269.
Gualdi Marchesi, Signora 10, 19.
Gunkel, Maler 43, 259.
Gurlitt, Fritz 243 ff., 281, 286 ff., 304 ff.
Gußow, Prof. 182.

H.

Hagen, Theodor 100 ff.
Hagenbach 165.
Hagn, Ludwig von 145, 153, 190.
Hanfſtängl 144.
Harrach, Graf 89.
Hatz, Giovanni 34, 80.
Heckmann, Fabrikbeſ. 177.
Helmholtz 136.
Henneberg 221.
Hemſon, Dr. 171.
Henſchel, Johann Werner 12.
Heß, Anton, Bildhauer 190.
Wahrmund 72.
Herzog, Major 174.
Heyden, Aug. von 218.
Heyſe, Paul 78, 80, 85, 144, 149 ff., 187, 190, 262.
Hildebrandt 218, 262.
His, Wilhelm 72, 178.
His-Häusler, Eduard 127.
Hoguet, Charles 185.
Holbein 150, 336.
Holzach, Louis 71 ff., 81, 178.
Angelika geb. Eraſa 71.
Hübſcher-Lichtenhahn, Baumeiſter 122.

I.

Janauſchek, Fanny 93.
Im Hof-Ruesch 120, 215 ff.
Immelin, Ludwig 306.
Ingres 150.
Joneoffsky 149.
Joos, Nationalrat 236.
Jordan, Max 215, 275, 288, 307 ff.
Iſelin, Julie 207.

K.

Kaflisch, Konditor in Rom 23, 31.
Kalckreuth, Stanislaus, Graf von 89 ff.
Gräfin 118, 119.
Gräfin jun. 241.
Kaulbach, Friedrich 75.
Wilhelm 189.
Kaupert, Guſtav 12, 14 ff., 43 ff., 56.
Keller, Gottfried 282, 283, 284, 328, 329, Anhang.
Kelterborn, Ludwig 3 ff.

Knaus, Ludwig 162, 177.
Knille, Otto 218.
Koller, Rudolf 93, 158, 308.
Kopf, Joſef von 51, 106, 114, 150, 151, 172.
Kugler, Hans 106, 149 ff.
Kürſteiner, Auguſt 209.
Kurz, Dr. 324.

L.

Lang 229.
Lehfeld, Schauſpieler 95.
Leigthon, Frederik 32.
Lenbach, Franz 89, 92, 100, 140, 144 ff., 187 ff.
Lenz, Peter 116.
Lening, Pfarrer 324.
Leuthold, Heinrich 190, 191.
Lichnowsky, Graf 106.
Liebermann 223.
Lindenſchmit 325.
Linder, Emilie 83, 85, 86.
Lippi, Philipo 328.
Liszt, Franz 91, 338.
Cosima 92.
Löffţ 325.
Löwenthal, Frau von 153.
Lübke, W. 171.
Ludwig, Heinrich 157 ff., 261 ff.
Ludwig II., König v. Bayern 83, 190.

M.

Mähli, Jakob Achilles 36 ff., 338.
Marées, Hans von 106, 188 ff., 232 ff., 244, 258 ff., 304.
Max, Gabriel 325.
Mensdorff, Fürſt 212.
Menzel, Adolf 177.
Merian, Rudolf 173.
Merian-Iſelin 213.
Meyer, Frau Dr. 150, 310 ff.
Meyerheim, Paul 224.
Mirafiori, Graf 241.
Moltke 157.
Muhr, Maler 59.
Müller-Koburg, Karl 313.
Müller, Dr., Baſeler Arzt 161.
Muhr 59, 60.
Murillo 148.

N.

Niel, Oberſt 30.

O.

Obermayer, Frau 55, 59.
Oppenheim, Bankier 223.
Oudinot, General 21.

P.

Pascucci, Antonia, verehelichte Fratelli 23.
Domenico 23.
Felice 23 ff.
Lorenzo 22.
Niccola 23.
Salvatore, Onkel Checco 23, 35, 36.
Pastorelli 32.
Passatore, Räuber 49.
Passini, Ludwig 55, 106.
Penther 106, 107.
Herr u. Frau 107 ff., 173.
Bimbo 108.
Perugino, Pietro 336.
Peter, Verſicherungsagent in Baſel 136, 196, 200.
Peters, Maler 171.
Persano, Admiral 115.
Petzold, Prof. 204.
Pidoll, Baron Carl von 229, 260, 264.
Pietſch, Ludwig 184, 222, 223.
Piloty 85, 144.
Pinz, Metzgermeiſter 126, 127.
Pius IX. 20 ff.
Poggi, Angela 20, 49.
Prell, Maler 308.
Preißwerk, K. 229.

R.

Razynski, Graf 180.
Radetzky, General 21.
Radlbeck, Metzgermeiſter 78, 79.
Ramberg, Baron 40, 89.
Raphael 162, 182, 328, 336.
Reichenſperger 268.
Rembrandt, Ruis da 150, 328.
Reni, Guido 220.
Ricard 150.
Richter, Ludwig 324.
Riedel, Auguſt von 55.
Rieten, Oberſt 214.
Riggenbart, Pfarrer 213.
Röbbecke, Moritz Profeſſor 324 ff.
Rossi, Graf Pellegrino 21.
Rossi, Kneipwirt in Florenz 228.
Giacomino, Fiſcher von San Terenzo 250, 314.

Rothpletz, Oberſt 285.
Rubens 148.
Ruffina, Frau aus Morlupo 26.
Ruisdal 150.

S.

Salis, Arnold 134.
Sandreuter, Hans 216, 229, 318, 319.
Santini, Fiſcher von Viareggio 246 ff.
Sarasin 11, 166.
Schack, Graf 90, 105, 129, 138 ff., 187 ff., 267, 303.
Schäffer, Profeſſor 162, 177.
Schaßler 184.
Scheffer, Ary 178.
Schermar, Antonia 7, 36.
Frau geb. Bloch 7 ff., 49.
Schick, Rudolf 6, 106 ff., 173, 221 ff., 268, 325.
Schleiden, Maler 75.
Schlicht, Baron 89.
Schlöth, Franz 99.
Schmidt, Luiſe 7, 36.
Friedrich Albert, Profeſſor 244.
Schmitz, C. 308.
Schneider, Major 173.
Schoen, L. C. 269 ff.
Schöne 268.
Schubert, Profeſſor Hermann 14, 106, 116.
Schulz, Moritz 177.
Schumann, W. 87.
Schurich, Maler 182.
Schweitzer 224.
Schind 150, 151.
Sinanides 264.
Skene, Louis 229, 233, 234, 264.
Synyderes 148.
Spaur und Flavon, Graf 30.
Staebli, Maler 217.
Steinbarth, C. 243 ff., 274, 281, 286 ff., 306., 307 ff.
Stengel, Lehrer 115.
Stephan, Maler 77, 78, 144, 165.
Strousberg 149 ff., 177, 184.
Stückelberg, Ernſt 99.
Sußmann-Hellborn 234.
Sybel, von 268.
Swertchkoff, Wlademir 228.

T.

Thommer, Dekorationsmaler 134.
Tegetthoff, Admiral 115.
Tosti Cardinal, 12.
Thumann, Paul 119.
Frau 182.
Tizian 148, 162.

V.

Velasquez 148.
Veſt, Hieronymus 120, 178, 266.
Victoria, Kronprinzeſſin von Preußen 241.
Victor Emmanuel, König von Italien 14.
Villeneuve de Nienbourg, Graf 320.
Vincenzo, Don, Parroco von Copranica 61, 62, 63.
Virchow 268.
Viſcher-Biſchoff 207, 211.
Vittoria, Magd bei Böcklin 57 ff.
Volz, Tiermaler 144.

W.

Wackernagel, Wilhelm 99.
Waldecker im Hof 137.
Wallenreuther, Baritoniſt 93, 96, 172.
Watzdorf v. 86.
Weber, Friedrich, Kupferſtecher 127, 161 ff, 178, 197, 206, 265, 266.
Wedekind 55, 74 ff.
Weſendonk 106.
Wieland, Advokat 72, 128.
Wilbrandt, Adolf 149 ff.
Wildenbruch, Ernſt v., Anhang.
Wilhelm, König von Preußen 94.
Prinz von Preußen (Kaiſer Wilhelm II.) 241.
Winterhalter 161, 162.
Wittgenſtein, Prinzessin 92.
Wolf, Albert 220.
Wolfftein, Dr. 80 ff.
Woyte, Bureauvorſteher 185, 222 ff.
Wüger, Maler 116.

Z.

Zahner, Maler 32.
Zeppelin, Graf 106, 179.
Zuccari, Maler 61.
Zurhelle, Victor 228, 235, 260, 264, 285, 286.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INTERNATIONALE VERLAGSANSTALT
für Kunſt und Literatur ⁘ G. m. b. H. ⁘ Berlin W 50

Im gleichen Verlage erſchienen:

MODERNE KÜNSTLER-MONOGRAPHIEN

Jeder Band enthält 50 bis 60 Illuſtrationen, darunter Vierfarbentafeln und Gravüren. Dieſe Bände ſind einzeln käuflich:

EINZELBÄNDE:

(Format 29:36 cm)

Altengliſche Meiſter ▫ Text von F. Stahl
Boehle, Fritz ▫ ▫ ▫ Text von R. Klein
Boucher, François ▫ Text von G. Kahn
Corinth, Lovis ▫ ▫ Text von R. Klein
Degas, Edgar ▫ ▫ Text von G. Grappe
Delacroix, Eugène ▫ Text von C. Mauclair
Fragonard, Honoré ▫ Text von G. Kahn
Guys, Conſtantin ▫ Text von G. Grappe
Hodler u. die Schweizer Text von R. Klein
Hogarth, William ▫ Text von E. Hutton

Japaniſche Kunſt ▫ Text von L. Binyon
Künſtler des Montmartre ▫ Text von G. Grappe
Legrand, Louis ▫ ▫ Text von G. Kahn
Oberländer u. Schwind Text von R. Klein
Rodin, Auguſte ▫ ▫ Text von G. Kahn
Roſetti, Dante Gabriel Text von A. Symons

SONDERBÄNDE:

Iſraëls, Jozef (24:30 cm) ▫ Text von C. L. Dake
Orientaliſche Maler der Türkei ▫ (24:30 cm) ▫ Text von A. Thalaſſo
Rops, Félicien, Band I (29:36 cm) Text von G. Kahn
Rops, Félicien, Band II (29:36 cm) Text von R. Klein
Sinding, Stephan ▫ (24:30 cm) Text von M. Rapſilber

Preiſe:

Einzelbände:		Sonderbände:	
In Bütten gebunden ▫	5.— M	Flexibel gebunden ▫ ▫	6.— M
In Leinen gebunden ▫	6.50 M	In Leinen gebunden ▫	8.— M
Numer. Luxusausgabe	20.— M	Numer. Luxusausgabe	25.— M

Künſtleriſche Sammelmappe für 6 Bände 8.— M

FÜR BUCHLIEBHABER ließen wir eine geringe Anzahl numerierter Luxusbände anfertigen und in echt Pergament binden. Die Bände im Format 29:36 cm wurden auf handgeſchöpftes Büttenpapier, diejenigen im Format 24:30 cm auf feinſtes holzfreies Papier gedruckt und vom Künſtler eigenhändig ſigniert.

Katalog mit intereſſantem Eſſay über die Kunſt unſerer Zeit mit 58 ganzſeitigen Illuſtrationen Preis 1.— Mark.

84-B30801

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00956 5280

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00956 5397